

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

1998 | 2-3

1998

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18370>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 1998 / 2-3, Jg. 24 (1998),
Nr. 2-3. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18370>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

24. Jahrgang Nr. 2 / 3 - April / Juli 1998

Buch und Rundfunk im Dritten Reich

**Rezeptionsforschung in Ostdeutschland
(1945 - 1965)**

Gespräch mit SR-Intendanten a.D. Franz Mai

Reportage aus dem KZ Oranienburg (1933)

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200

Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Historisches Archiv, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart,
Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9292698

Redaktionsassistent: Dr. Stefan Niessen

Herstellung: Michael Friebe

Redaktionsschluß: 10. Juli 1998

Das Inhaltsverzeichnis von »Rundfunk und Geschichte« wird ab Jg. 19 (1993), H. 1, im INTERNET
(<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschr/RuGe/rugindex.htm>) angeboten.

Inhalt

24. Jahrgang Nr. 2 / 3 - April / Juli 1998

Aufsätze

- Annegret Bischof
Zwischen Medienverbund und Medienkonkurrenz
Buch und Rundfunk im Dritten Reich 105
- Konrad Dussel
Der DDR-Rundfunk und seine Hörer
Ansätze zur Rezeptionsforschung in Ostdeutschland (1945-1965) 122

Dokumentation

- »Am Ende des Jahrtausends eine multikulturelle Großfamilie«
Gespräch mit dem Gründungsintendanten des SR Franz Mai
(Wolfgang Becker) 137

Miszellen

- Helmut Hammerschmidt (1920 - 1998)
(Stephan Rechlin) 160
- Clemens Münster (1906 - 1998)
(Bettina Hasselbring) 161
- »Wir können vielleicht die Schlafräume besichtigen«
Originalton einer Reportage aus dem KZ Oranienburg (1933)
(Muriel Favre) 164
- Das Historische Archiv des Südwestfunks in Baden-Baden
(Jana Berendt) 170

Rezensionen

- Inge Marßolek / Adelheid von Saldern (Hrsg.)
Zuhören und Gehört werden.
Zwischen Lenkung und Ablenkung
(Konrad Dussel) 174
- Hörspiel 1945 - 1949
(Wolfram Wessels) 176
- Monika Estermann / Edgar Lersch (Hrsg.)
Buch, Buchhandel und Rundfunk
(Sabine Schiller-Lerg) 177
- Walter Klingler u.a. (Hrsg.)
Medienrezeption seit 1945
(Ralf Hohlfeld) 178
- Westdeutscher Rundfunk Köln, Öffentlichkeitssarbeit (Hrsg.)
Geschichte und Geschichtchen
(Edgar Lersch) 180
- Ulrike Rödling
»Hallo, hier Freiburg, Welle 577«.
Freiburger Rundfunkgeschichte 1926 - 1946
(Edgar Lersch) 181

Wolfgang Krüger Geschichte des deutschen Fernsehens (Edgar Lersch)	182
Jo Reichertz / Thomas Unterberg (Hrsg.) Tele-Kulturen. Fernsehen und Gesellschaft (Oliver Zöllner)	182
Joan Kristin Bleicher (Hrsg.) Fernsehprogramme in Deutschland. Konzeptionen, Diskussionen, Kritik (1935-1993) (Edgar Lersch)	184
Dirk Ziegert Jugendfernsehen auf dem Weg vom Infotainment zum Infomercial. Die Magazine »Elf99« und »Saturday« zwischen Wende und Wiedervereinigung (Anja Kreutz)	185
Arnulf Kutsch / Horst Pöttker (Hrsg.) Kommunikationswissenschaft - autobiographisch (Christian Filk)	186
Adolf-Grimme-Institut (Hrsg.) Medienpaket »Rechtsradikalismus und Fernsehen« (Christian Filk)	187
Joachim Paech Medien-Macht und interaktive Medien (Christian Filk)	188
Lutz M. Hagen (Hrsg.) Online-Medien als Quellen politischer Information (Christian Filk)	189
Petra Gansen Wirkung nach Plan Sozialistische Medienwirkungsforschung in der DDR (Konrad Dussel)	190
Robert von Zahn Jazz in Köln seit 1945. Konzertkultur und Kellerkunst (Petra Witting)	191
Helmut Korte Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik. Ein rezeptionsgeschichtlicher Versuch (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	192
David King Stalins Retuschen. Foto- und Kunstmanipulation in der Sowjetunion (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	194
Hannes Siegrist u.a. (Hrsg.) Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (Simone Tippach Schneider)	195

Siegfried Hermann u.a. Der deutsche Rundfunk. Faszination einer technischen Entwicklung Gerd Klawitter (Hrsg.) 100 Jahre Funktechnik in Deutschland. Funksendestellen rund um Berlin Kurt Adamy u.a. (Hrsg.) Königs Wusterhausen. Eine illustrierte Stadtgeschichte Wilhelm Herbst Mittelwelle Band 1: Grundlagen Friedrich Weichart (1893 bis 1979) Erinnerungen eines verdienten Funkpioniers aus seinem Leben und Wirken (Ansgar Diller)	196
Hajo Goertz 150 Jahre Deutsche Katholikentage 1848-1998	198
Bibliographie	
Zeitschriftenlese (76) (1.1. - 31.3.1998) (Rudolf Lang)	199
Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte	
Jahrestagung des Studienkreises in Leipzig (Edgar Lersch)	201
Doktorandenkolloquium des Studienkreises in Baden-Baden (Marianne Ravenstein)	202
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
Neu in der Buchreihe des Deutschen Rundfunkarchivs Tondokumente zur Kultur- und Zeitgeschichte (1888 - 1932) Christoph Schneider: Das Thema Nationalsozialismus im NWDR-Programm (1945 - 1948) Steffen Jenter: Alfred Braun. Radiopionier und Reporter in Berlin CD: Nationalhymnen	203 204

Autoren der längeren Beiträge

Prof. Dr. Wolfgang Becker, Universität Osnabrück, FB Sprach- und Literaturwissenschaft,
Arbeitsstelle Medienforschung, Postfach 4969, 49069 Osnabrück

Annegret Bischof, Bleichstraße 9, 55130 Mainz

Dr. Konrad Dussel, Deutsches Rundfunkarchiv, Historisches Archiv der ARD, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main

Muriel Favre, Deutsches Rundfunkarchiv, Historisches Archiv der ARD, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main

Zwischen Medienverbund und Medienkonkurrenz

Buch und Rundfunk im Dritten Reich*

Medienkonkurrenz oder Medienverbund Diskurs in der Fachpresse

Sendungen, die auf literarischen Quellen basieren, sich mit Literatur befassen und diese dem Hörer nahebringen wollen, bildeten seit der Weimarer Republik die Basis für den kulturellen Auftrag des Rundfunks.¹ Zur Zeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten gab es ein breites Angebot literarischer Sendungen. Aus den, wie es schien, unbegrenzten Möglichkeiten der Gestaltung von Radiosendungen schöpften viele Autoren, Publizisten und Funktionäre der literarischen und buchhändlerischen Verbände Hoffnungen. Andererseits gab es auch Verdrängungsängste in der Weise, daß man befürchtete, der Rundfunk sei eine ernste Gefahr für das Buch. Diese Divergenz der Meinungen löste zeitweise eine rege Diskussion in der Fachpresse aus, die auch unter den veränderten Bedingungen der nationalsozialistischen Medienlenkung bzw. Meinungsdictatur fortgesetzt wurde. In Fachorganen wie dem ›Börsenblatt für den deutschen Buchhandel‹, ›Der deutsche Schriftsteller‹, Literaturzeitschriften wie ›Die Literatur‹, ›Die Weltliteratur‹ und die ›Nationalsozialistischen Monatshefte‹ und den Rundfunkzeitschriften ›Rufer und Hörer‹, ›Der Rundfunk‹, ›Nationalsozialistische Rundfunkkorrespondenz‹, ›Rundfunkarchiv‹, ›Rundfunk und Fernsehen‹ und in den ›Süddeutschen Monatsheften‹ traten Persönlichkeiten aus dem Umfeld des Buchhandels und des Rundfunks für eine Zusammenarbeit zwischen den beiden Medien ein. Sie sprachen sich für eine Gestaltung attraktiver Programminhalte aus, die Literatur als Grundlage haben und das Buch ins Radio bringen sollten.

Bis zum Beginn der nationalsozialistischen Diktatur hatte das Radioprogramm in der Sparte ›Literarische Sendungen‹ ein hohes Niveau entwickelt. Den Vorstellung der Programmverantwortlichen vom Radio als Kulturträger stand jedoch das Bedürfnis der Mehrzahl der Zuhörer nach entspannender Unterhaltung entgegen.² In den ersten drei Jahren seit Beginn des Programmbetriebs reproduzierte der Rundfunk meist klassische Vorlagen. Sie wurden senderecht umgearbeitet, eine eigene, den neuen Anforderungen und Möglichkeiten entsprechende Produktionsweise bildete sich erst allmählich heraus.³ In der Entwicklung vom ›Vermittler‹ zum ›Darsteller‹ literarischer Stoffe⁴ stand man

sich zunächst mit einer »gut gemeinte[n], aber »philologisch anmutende[n] Bildungshuberei im Wege«,⁵ bis aus dem Rundfunkprogramm ein »lebendiges Werkstattprogramm mit nicht so sehr didaktischer Maßgabe als eher lebendiger Meinungsbildung«⁶ wurde. Von den ideenlosen Originaladaptationen kam man bei der Berliner Funkstunde, dem progressiven Sender der Hauptstadt, als erstes ab und konzentrierte sich auf die Gestaltung eines vielseitigen zeitgenössischen Literaturprogramms. Das Konzept des Senders fand Zuspruch in Kreisen literarisch interessierter Hörer, auch bei dem sich zunächst reserviert verhaltenden Bildungsbürgertum.⁷

»Um ein ähnlich weitgefächertes Angebot an Informationen über das aktuelle literarische Leben der Republik zu verwerten, hätte ein interessierter Literaturfreund etwa 15 bis 20 Tageszeitungen, Kultur- und Literaturzeitschriften regelmäßig halten und nur mehr als oberflächlich lesen müssen.«⁸

Gegen Ende der Weimarer Republik hatte sich das Programm des Berliner Senders und anderer Sendeanstalten »zu einem literarischen Forum«⁹ entwickelt und blieb es bis zur Machtergreifung.¹⁰

In einem Rundfunk dieses Niveaus sahen Schriftsteller und Vertreter des Buchgewerbes zu Beginn der nationalsozialistischen Ära 1933, also auch noch zehn Jahre nach Beginn der Radiosendungen, Gefahren für das wesentlich traditionsreichere Medium. Sie fürchteten sich besonders davor, das Buch könne wegen einer langfristigen Veränderung des Rezipientenverhaltens durch das Radiohören an Akzeptanz verlieren.¹¹ Der Rundfunk dränge »das Buch und die stille Lektüre« in den Hintergrund, vor allem weil er die Zeit einschränke, die einem Leser für »das stille Nachdenken«¹² zur Verfügung stehe. Für zwei Mark im Monat sei sein Bezug wesentlich billiger als der Kauf von Lektüre und Ersatz für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen.¹³ Man sah jetzt jedoch auch Vorteile in der anderen Vermittlungsform. Der Rundfunk bedrohe nur »eine bestimmte Art von Buchkultur und - abgötterei«.¹⁴

»Das Buchlesen als Selbstzweck, das Jagen hinter literarischen Neuigkeiten, dieses rezeptive genießerische Lesen von literarischen Werken aller Zeiten und Zonen, gesichert durch den elfenbeinernen Turm einer auskömmlichen Rente und eines sorgenlosen, unverpflichteten Lebens, diese Buchkultur, sicher oft geschmackvoll und in den besten Fällen literarisch

elegant und urteilsfähig, dieses Drohnenvergnügen an dem Kunstgewerbe der Sprache ist heute zu Ende. Und der fröhliche Lärm des Rundfunks bläst den Rausschmeißer für diese Leser, Bücher und Produzenten. Aber diese Gefahr für das Buch ist keine Gefahr. Im Gegenteil eine Befreiung für das Buch und seinen Leser.«¹⁵

Lesen war nicht mehr als Anregung zum Schweifenlassen der eigenen Gedanken zu verstehen, sondern sollte die Ideen national und konservativ gesinnter Kreise in der Vorstellungswelt der Leser verankern. Der Rundfunk symbolisierte für sie den Beginn einer neuen Epoche der Gemeinschaftlichkeit und ein Ende der individuellen Rezeption.¹⁶ Das Radio sollte der Motor für ein geändertes Leseverhalten sein.

Diskutiert wurde im Dritten Reich auch weiterhin die Eignung des Rundfunks als Werbemedium für das Buch, woran man in den Reihen des Buchhandels nach wie vor zweifelte. Das Radio sei im Grunde ein Ersatz für jenes Produkt, welches es bewerben solle. »Das Buch ist heute in der Lage Wallensteins: ›Gott schütze mich vor meinen Freunden!‹«¹⁷ urteilte der Verleger Adolf Spemann. Seine Taktik war, den Gegner als Bundesgenossen zu gewinnen. Wegen der eingeschränkten Aufnahmefähigkeit der lesenden Bevölkerung und den zeitlichen Grenzen bei der Freizeitgestaltung sahen nach wie vor verschiedene Autoren im Radio eine Konkurrenz für das Buch. Einen zusätzlichen Zeitaufwand für das Radiohören, glaubte man, könne niemand aufbringen.¹⁸ Der Fall eines »kumulativen Mediengebrauch[s]«¹⁹ wurde damals nicht erwogen.

Gerhard Eckert, »der versteckt kritische Chronist des Hörspiels im Dritten Reich« und ein heute »viel zu wenig beachteter Hörspieltheoretiker und Zeitzeuge« des Nationalsozialismus war dem Rundfunk gegenüber durchweg positiv eingestellt.²⁰ Er wurde nicht müde, ihn als Chance für Buch, Literatur und Schriftsteller zu propagieren und glaubte an deren produktive Zusammenarbeit im Medienverbund: »Das Buch lebt nicht in der Isolierung, sondern in der fruchtbaren Gemeinschaft mit den anderen Trägern des kulturellen Lebens.«²¹ Den Darlegungen Eckerts lag die Annahme zugrunde, die Literatur und damit auch der Buchhandel fungierten lediglich als Zulieferer für das akustische Medium und dienten zur Erweiterung des Radioprogrammangebots.²² Was er als Miteinander begrüßte, ordnete in Wahrheit das Buch dem Radio unter, was langfristig eine Verdrängung gedruckter Literatur zugunsten der vielbeschworenen neuen Oralität bedeutet hätte.

Hinsichtlich der positiven Auswirkungen der medialen Verschränkung von Buch und Hörfunk war der Tenor der ausgewerteten Zeitschriften-

beiträge eher positiv, Kritik gab es am Rundfunk der 20er Jahre. Zu berücksichtigen ist dabei, daß Kritik in dieser Zeit gleichfalls dem Verbot der Kunstkritik unterlag und ab 1936 sogar strafbar war. Selbst klar formulierte Äußerungen von Bedrohung des Buches durch den Rundfunk hätten in den Augen der Machthaber die Bedeutung und die Errungenschaften des Führungsmittels geschmälert. In diesem Kontext hatten die vorgebrachten Bedenken, die in manchen Artikeln auch größeren Raum einnahmen, einen höheren Stellenwert als es ihre oft beschwichtigenden Formulierung vermuten lassen.

In der Mehrzahl leiteten die Autoren wie Spemann aus den Gefahren Möglichkeiten für eine gewinnbringende Zusammenarbeit ab. Das Buch könne dabei aus seiner Doppelfunktion als Ware und als Kulturgut Vorteile ziehen. Bei einer Kooperation werde der Rundfunk das Buch nicht verdrängen, sondern es in seinem kulturellen Wert noch bestätigen.²³ Ein gemeinsames Auftreten von Buch und Radio demonstrierte die von den Nationalsozialisten propagierte »Einheit und [das] Miteinander in Geisteshaltung und Kulturauffassung.«²⁴ Der Rundfunk nahm hier zudem für die Nationalsozialisten eine Vorreiterrolle ein als »Förderer aller kulturellen Lebensäußerungen und Aufgaben (...) [des] Volkes; also auch des Buches!«²⁵ Dem gesprochenen Wort im Rundfunk wurde deutlich der Vorzug gegenüber dem gedruckten Wort gegeben. Selbst in der Literatur sehr bewanderte Persönlichkeiten wie E. Kurt Fischer forderten, »daß in allen Teilen des Programms Schrifttum zu lebendigem Wort werde, ob es nun Zeitgeschehen spiegele, der politischen Erziehung oder der entspannenden Unterhaltung diene«²⁶. Das Buch sah auch er dort, wo es im Zusammenhang mit dem Hörfunk auftrat, lediglich als Ergänzung zum Radioprogramm. In der Programmplanung der Nationalsozialisten ging es in erster Linie um die direkte Verbreitung von Lyrik und Literatur in einer dem Radio angemessenen Form. Die radiophone Darbietung galt als ansprechender und unterhaltender als die »typographische«. Auf diesem Weg war der Rundfunk in der Lage, »Dichtungen in Kreise [zu bringen], die zum Kauf eines Buches weder Anlaß noch Gelegenheit haben und erfüllt[e] somit eine wichtige Sendung für die Kultur.«²⁷

Man war überzeugt von einer positiven Wirkung für das Printmedium, denn die »ideelle und praktische Ergänzung [der beiden Medien] sichert Breiten- und Tiefenwirkung, die dann den materiellen Erfolg für den gesamten Buchhandel und somit für das einzelne Mitglied«²⁸ schaffen werde. Damit der Sortimenter einen wirklichen Gewinn aus dem Rundfunk ziehen konnte, mußte er jedoch selbst gegenüber dem Hörer

aktiver werden als zuvor.²⁹ Eingewandt wurde jedoch, daß der Rundfunk kein

»Werbeapparat für privatwirtschaftliche Interessen [ist]. Die Behandlung des Schrifttums im Rundfunk darf immer nur so gesehen werden (und aus dieser Sicht heraus erfolgen), daß beide, Schrifttum und Rundfunk, hervorragende publizistische Mittel im Dienste der Nation sind, die durch gegenseitige Förderung ihre eigene Wirkungskraft zu steigern vermögen.«³⁰

Seine Grundhaltung entsprach weitgehend den Vorstellungen Eckerts. Neben der intensiven Buch- und Leseförderung im Buchhandel, in Büchereien und durch Veranstaltungen wie Dichterlesungen sollte eine die Masse ansprechende extensive Förderung im Rundfunk treten, die als Öffentlichkeitsarbeit für das Buch als Medium an sich und nicht für einzelne Publikationen eintrat.

Ideologiebeladen war diese Diskussion insofern, als darauf hingewiesen wurde, daß das Radio keine Druckkosten entstehen lasse und so auf rationellere Weise als das Buch Kultur vermittele.³¹ Im Vergleich der auch in der nationalsozialistischen Zeit weitgehend privatwirtschaftlich strukturierten Buchhandels- und Verlagsbranche und des staatlichen Rundfunks wird deutlich, daß das Buch nachrangig gegenüber dem Rundfunk in der Medienhierarchie des Propagandaministeriums behandelt und diese Rangfolge von vielen auch so wahrgenommen wurde. Dem Buchhandel wurde die Aufgabe zugewiesen, als »Ergänzungsliteratur zu Radiosendungen« zu fungieren und bisherige Nichtleser zu gewinnen. Der Rundfunk sah in der direkten Werbung für das Buch nur einen geringen Nutzen: Eine Buchbesprechung galt als verhältnismäßig unpopulärer Programmpunkt. Der Rundfunk handelte auf Anweisung und sollte mit Buchbesprechungen dafür sorgen, »daß das Buch nicht zurücktritt im Kulturleben unseres Volkes, daß die Werke, die es verdienen, den Weg ins ganze Volk finden.«³²

Wenn Eckert den Buchhandel ermahnte, der Rundfunk sei »reich an Themen für Bücher, und es ist Zeit, daß die hier liegenden Möglichkeiten entdeckt werden«,³³ so betonte auch er in seiner Begeisterung für den literarischen Hörfunk die Zweitrangigkeit des Buches. Er unterstrich seine Auffassung, der Buchhandel selbst sei dafür verantwortlich, daß aus Mangel an eigener Aktivität in Rundfunkangelegenheiten zahlreiche potentielle Käufer fernblieben. Eine wirklich fruchtbare Zusammenarbeit bestand noch nicht. Sie lag für Eckert immer noch in ferner Zukunft.

Wurde der Rundfunk auch wegen seiner »wirtschaftliche[n] Vormachtstellung vor anderen Kulturinstrumenten«³⁴ an seine besonderen Verpflichtung der Dichtung gegenüber erinnert, erschien hier das Buch als vermeintlich Benachteiligter

und seine Verbreiter als Bittsteller gegenüber dem Rundfunk. Selbst Eckert, der nicht müde wurde, für eine enge Zusammenarbeit zwischen Buch und Rundfunk zu plädieren, kannte »keinen Fall«, für den sich eine sichtbare Förderung des Buches durch den Rundfunk feststellen ließe.³⁵ Der Grund lag für ihn darin, daß die bisherige Form der Werbung einfach keine Wirkung gezeigt hatte.

Die Erwartungen der Vertreter der Verlagsbranche an den Rundfunk und der Förderer des Buches durch das jüngere Medium lagen weit auseinander. Einig waren sich der Buchhandel und die Schriftsteller darin, vom Rundfunk eine Förderung der Literatur und des Buches – in welcher Weise auch immer – zu erwarten. Ob sich diese Hoffnungen erfüllten, soll die anschließende Analyse der einschlägigen Rundfunkprogramme zeigen.

Stellenwert literarischer Sendungen

Gemessen an dem zeitlichen Rahmen, der den einzelnen Sparten im Programm eingeräumt wurde, hatte bereits in den ersten Jahren Musik den höchsten Anteil, gefolgt von Nachrichten und politischen Beiträgen.³⁶ Die Sendezeit für künstlerische Wortsendungen war – relativ gesehen – immer gering und wurde im Laufe der 30er Jahre immer geringer. Nach Frei und Schmitz war der Anteil literarischer Sendungen am Gesamtprogramm bei Kriegsbeginn nicht einmal halb so groß wie 1933/34, er sank in diesem Zeitraum von 17 auf 7 Prozent.³⁷ Dieser Rückgang kam zugunsten der Erhöhung des Anteils an Musik zustande, der von 1933 bis Juli 1934 von 55,5 Prozent auf 60,7 Prozent stieg.³⁸ Nachdem der Literaturbereich Anfang 1933, gemessen an der Sendezeit, fast vollständig von der Politik dominiert wurde, verzeichnete er im Zuge der Aufwertung der Unterhaltung ab 1934 noch einen leichten Anstieg.³⁹ Zum Jahreswechsel 1942/43 lag dann der Anteil der künstlerischen Wortsendungen mit eineinhalb Stunden pro Woche bei einem Prozent des unterhaltenden und künstlerischen Programms,⁴⁰ wobei nach Klinglers Berechnungen kürzere literarische Beiträge, wie etwa Buchbesprechungen und Vorträge, zu denen auch Dichterlesungen zählen, nicht erfaßt sind.⁴¹ Beim Kurzwellensender war der Anteil der Wortsendungen und der literarischen Sendungen vergleichsweise höher als bei den Reichssendern.⁴² In deren Programm war die beste Sendezeit zwischen 18.00 Uhr und 22.00 Uhr den Nachrichten, der aktuellen Sendung »Zeitspiegel« und Vorträgen mit im weitesten Sinne politischer Themenstellung vorbehalten.⁴³

Sendungen im Verhältnis zu Literatur und Buch

Die Grundtypen literarischer Sendeformen wie »Prosa«, »Lyrik«, »Hörspiel«, »Sendespiel«, »literarischer Vortrag«, »Dichterporträt«, »literarische Jugendstunde«, »Bücherstunde«, »Diskussion und Zwie-Gespräche über literarische Themen« sowie »Kabarett«,⁴⁴ die im Radioprogramm der 20er Jahre vorkamen, waren auch in der Zeit des Nationalsozialismus noch vorhanden, alle Sparten kamen weiterhin im Programm vor. Hinsichtlich des Nutzens für den Buchhandel ist bei der Analyse des literarischen Programmes zunächst irrelevant, welche Arten von Literatur im Rundfunk vertreten waren. Von Bedeutung ist vor allem, wie literarische Inhalte im Rundfunkprogramm dargeboten und aus ihnen radiophone Beiträge gestaltet wurden und welche Verbindung zu Buch und Buchhandel bestand.

Direktübertragungen von den Buchwochen

Großveranstaltungen zum Buchwesen wie zum Beispiel die Buchwochen und Dichtertreffen nahmen einen beträchtlichen Raum im Rundfunkprogramm ein. Ähnlich Parteikundgebungen galten sie als Ereignisse von »politisch-historischer Tragweite«⁴⁵ und wurden in Form von Reportagen bzw. Direktübertragungen präsentiert.

Bereits im Rundfunk der Weimarer Republik war die Reportage als »Form der Übermittlung von Neuigkeiten«⁴⁶ entdeckt worden. Sie diente damals nicht in erster Linie der Berichterstattung über Ereignisse mit politischem Hintergrund, sondern wurde zum Beispiel von E. Kurt Fischer als künstlerisches Gestaltungsmittel im Hörspielprogramm eingesetzt.⁴⁷ Eckert bezeichnete diese Formen der Berichterstattung über »jedes Ereignis, das den Hörer packen und ihm die Verbindung mit der Gegenwart schaffen kann«,⁴⁸ als »Hörbericht« und »eine der Neuerungen, die 1933 den Rundfunk mitten ins Volk stellten.«⁴⁹ Teilhabe der Bevölkerung an Großereignissen war der Zweck von Direktübertragungen. Dabei kam es auf Suggestion an, die Weiterentwicklung hin zum akustisch wahrnehmbaren »Kulturfilm des Rundfunks« wurde prognostiziert.⁵⁰

Öffentliche Veranstaltungen, die das Buch und den Buchhandel betrafen, gab es in ansehnlicher Zahl. Der gewaltsame »literaturpolitische« Auftakt, die »Kundgebungen der Deutschen Studentenschaft« anlässlich der Bücherverbrennung in Berlin und München, wurden ebenso im

Rundfunk übertragen wie Ansprachen von Versammlungen der Buchhändler und Verleger.⁵¹ Fast eine halbe Stunde dauerte 1938 die Übertragung der »Schlußsitzung der 12. Tagung des Internationalen Verleger-Verbandes in Berlin«. Mehr als die Hälfte der Zeit davon beanspruchte eine Rede von Goebbels.⁵² Eine »Kundgebung des Deutschen Buchhandels im Neuen Theater in Leipzig« von 1937, ebenfalls mit Goebbels-Rede, wurde in Ausschnitten gebracht.⁵³ Diese zeitlich großzügig bemessenen Übertragungen und Reportagen hatten das Ziel, die kulturpolitische Aktivität der Machthaber unter Beweis zu stellen. Den Propagandareden des Ministers und ihrer politischen Intention gaben sie einen thematischen Rahmen und stellten sie in ein kulturelles Umfeld. Die beabsichtigte Verbindung von Kunst, Kultur, Propaganda und Politik wurde auf diese Weise deutlich gemacht.⁵⁴ Dasselbe galt für Literatursendungen aus Anlaß von Großveranstaltungen zu nationalen Feiertagen. Die Feierlichkeiten zum 1. Mai wurden durch Vorträge und Lesungen von »Arbeiterliteratur« ergänzt. In einer mehr als halbstündigen Sendung am 1. Mai 1933 lasen Werner Pleister, Heinrich Lersch und Fritz Woike.⁵⁵ In der Sendung »Die Welt der Arbeit. Eine Sinnggebung und Deutung der Arbeit durch Dichter und Arbeiter« vom 1. Mai 1934 trugen Karl Bröger, Hans Dominik, Hans Jürgen Nierentz und wieder Heinrich Lersch ihre Gedichte vor.⁵⁶ Aufgeführt wurde »Eine satirische Hörfolge zum 1. Mai mit Gedichten von »Orpheus dem Zwoten« (d.i. Götze Otto Stoffregen)« mit dem Titel: »An ihren Taten sollt ihr sie erkennen.«⁵⁷

Den fast jedes Jahr stattfindenden Buchwochen räumte der Programmplan viel Zeit für Übertragungen und Reportagen ein. Die Woche des Buches wurde unter den Nationalsozialisten zu einem großen Spektakel ausgebaut. Sie sollte dem Buchhandel zur wirtschaftlichen Konsolidierung verhelfen und das Weihnachtsgeschäft ankurbeln. Ihre große politische Bedeutung stand für die Machthaber außer Zweifel. Ziel war »die Mobilisierung neuer breiter Leserschichten im Volk, nicht um des verlegerisch-geschäftlichen Gewinns, sondern um der kulturellen Auswirkung willen.«⁵⁸ In der Bedeutung, die man den Veranstaltungen beimaß, war man keineswegs bescheiden:

»Es gilt, in der Buchwoche unserem eigenen Volk, den Auslandsdeutschen und der Welt, die Bücher vor Augen zu halten, die wahrhaft deutschen Wesens sind, und das heißt heute, diejenigen Bücher, die Schutz geben und Waffen liefern gegen die beiden Hauptfeinde des heutigen Deutschtums, gegen den völkerzersetzenden Bolschewismus und gegen den seelenzersetzenden Amerikanismus und deren Bundesgenossen in und um uns.«⁵⁹

Den Krisenzeiten zum Trotz rückten die Veranstaltungen »die schöngeistige und politische Literatur eine Woche lang in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses«.⁶⁰ Multimedial wurden die Buchwochen begleitet, von »Kulturfilmen zum deutschen Buch«⁶¹ in Kinos, Schulen und auf Buchausstellungen und auf Anweisung des Propagandaministeriums durch ausführliche Berichterstattung in Rundfunk und Presse.⁶²

Für den Rundfunk arbeitete der Reichsverband deutscher Schriftsteller gemeinsam mit der Reichssendeleitung das Programm für die Reichssendungen zur Buchwoche aus.⁶³ Die Reichssender übernahmen die Beiträge und waren dazu angehalten, die fast 90 Minuten dauernden Eröffnungsansprachen des thüringischen Gauleiters Fritz Sauckels, des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, Hanns Johst, und von Goebbels zu übertragen oder auf die Sendungen des Deutschlandsenders zu schalten.⁶⁴ Mindestens 15 Minuten sollten die Darbietungen in dieser Woche dauern, zusätzlich waren in den »Bunten Abenden« Buch-Themen zu behandeln.⁶⁵

Die Buchwochen während des Krieges dienten dazu, die »Heimatfront« durch Unterhaltung und Zerstreuung zu festigen und Eindruck von Normalität der Verhältnisse trotz des Krieges zu erwecken.⁶⁶ Den Kriegsbuchwochen sollte »keine werbeprogrammatische, sondern demonstrative Bedeutung« zukommen. Presseberichte waren »dementsprechend so abzufassen, daß ein Zunehmen des Käuferstromes bei den Buchhandlungen vermieden wird.«⁶⁷ Durch Sonderanweisungen wurde nun im Zeichen von Rohstoffknappheit und verordneter Sparsamkeit der ursprünglich auch werbliche Zweck der Buchwoche, in den der Buchhandel seine Hoffnungen gesetzt hatte, untergraben.

Obwohl insgesamt der um die Organisation der Buchwochen aufgebaute Propagandaapparat wenig Kontinuität aufzuweisen scheint, bot er doch die Gewähr, daß die Medien die Ereignisse ausschachteten und die Reichssender sie auf Anweisung wie andere Großveranstaltungen – etwa die Reichsparteitage – behandelten. Wie alle großen Volksfeiern dienten sie der Verherrlichung der Massen und wurden eingesetzt, um den Zusammenhalt in der Bevölkerung durch ein Gefühl des vollkommenen Aufgehens des einzelnen in der Menge zu bestärken. Die Übertragungen sollten auch jenseits der Grenzen Beachtung finden. Ihre Wirkung verfehlten sie dort nicht, dienten sie doch in der Konsolidierungsphase des Reiches dazu, Mißtrauen abzubauen und die eigentlichen Absichten der Machthaber zu verharmlosen.⁶⁸

Politisch - propagandistische Wortsendungen

Die tägliche (außer samstags) »Stunde der Nation« war von April 1933 bis Ende 1935 das Flaggschiff im Programm des nationalsozialistischen Rundfunks, unterhaltsam und bestplatziert im Abendprogramm. Geboten wurde ein abwechslungsreiches Programm, bestehend aus Volksmusik, Vorträgen, Hörbildern, Hörfolgen und Hörspielen, womit man der »Pflege der deutschen Kunst im Rundfunk«⁶⁹ dienen wollte. Richard Euringers Hörspiel »Deutsche Passion 1933« wurde in der »Stunde der Nation« »urgesendet«.⁷⁰ Ob möglicherweise auch Buchbesprechungen, Lyrikrezitationen und Dichterlesungen in diese Sendung eingefügt wurden, war nicht zu ermitteln, ist aber denkbar. In ihrem Rahmen liefen auch Übertragungen von politischen Veranstaltungen, nationalsozialistischen Feiern und Weihespielen. Ihrer Bedeutung entsprechend wurde die Reihe streng zensiert und abwechselnd von den einzelnen Reichssendern gestaltet und von allen gemeinsam ausgestrahlt. Der Deutschlandsender übernahm die Endredaktion und die technische Abwicklung.

Der »Zeitspiegel« brachte in der Art eines Journals jeden Abend fünf bis sechs Einzelbeiträge aus verschiedenen Wissensgebieten. Die Auswahl war aktuell, aber nicht an den Tagesereignissen orientiert. Die Berichte waren Teil einer spezifischen Propagandastrategie, die auf mittel- beziehungsweise langfristige Wirkung angelegt war. Sie sollte den Siegeswillen und die Widerstandskraft der Bevölkerung stärken. Berichterstattungen von Kunstausstellungen und Dichtertreffen, Beiträge zu Buch und Literatur hatten ihren festen Platz. Dennoch hatte die Redaktion Mühe, ihrem Anspruch an eine ausführliche kulturelle Berichterstattung gerecht zu werden. Berichte der Propagandakompanien hatten in Zeiten des Krieges Vorrang.⁷¹ Literarische Programnteile gab es unter anderem ab 1939 zweimal wöchentlich im »Wunschkonzert der Wehrmacht«. Die dreistündige Sendung brachte hauptsächlich Musik, aber auch Beiträge aus Bühne, Film und Kabarett.⁷²

Themen aus verschiedenen Wissensgebieten behandelte auch die Sendereihe »Zum Hören und Behalten«. Das Propagandaministerium sah in ihr vor allem eine Sendereihe für den Schulfunk. Die Einteilung der Ressorts orientierte sich an den Schulfächern. Leistungen und Heldentaten der Deutschen standen dabei im Vordergrund.⁷³ Im Wissensgebiet Deutsch gab es Dokumentationen über Leben und Werk von Schriftstellern, zum Beispiel über Hermann Löns oder Vorträge über Literatur und Lyrik. An Beispielen von Detlev von Liliencron und Börries

von Münchhausen veranschaulichte man 1944 die Form der Ballade.⁷⁴ In mehreren Folgen unter dem Titel »Der Erste Weltkrieg in dichterischer Gestaltung« referierte ein Moderator über Werke und deren Deutung, die den Krieg im Sinne der Nationalsozialisten behandelt hatten, und zitierte aus Ernst Jüngers »In Stahlgewittern«, Josef Magnus Wehners »Sieben vor Verdun« sowie »Douaumont«, »Ypern« und »Sperrfeuer um Deutschland« von Werner Beumelburg.⁷⁵ Ob der Buchhandel an dieser Sendung für seine Zwecke direkt anknüpfte, ist nicht zu belegen.

Unterhaltende literarisch-musikalische Blütenlesen

Eine Zusammenstellung literarischer und musikalischer Beiträge bot »Das Schatzkästlein«,⁷⁶ das sonntags im Vormittagsprogramm lief.⁷⁷ Der Titel der Sendung und die Art der Gestaltung verwiesen auf Formen der Kalenderliteratur aus dem 18. Jahrhundert und eine damals sehr beliebte Publikation von Johann Peter Hebel. Eine unterhaltende Zusammenstellung von Texten und Bildern, wie sie früher mittels der Typographie erreicht wurde, gab es jetzt in akustischer Form. Ein Rezitator las Gedichte und Prosa verstorbener und zeitgenössischer Schriftsteller. Lesungen und Rezitationen waren von Streichermusik eingerahmt, ein Mischprogramm, wie es seit der Weimarer Republik zahlreiche Liebhaber gefunden hatte.⁷⁸ Hörerbriefe – auch von der Front – dokumentierten ein positives Echo auf die sonntägliche Reihe.⁷⁹ Die Sendung blieb mindestens bis März 1944 im Programm.⁸⁰

Zu Beginn des Jahres 1933 lief die Sendereihe »Monatsbilder des Königswusterhausener Landboten« im Deutschlandsender an.⁸¹ Vorbild war der »Wandsbecker Bote«, ein Kalender, den seinerzeit Matthias Claudius herausgegeben hatte.⁸² Auch in dieser Reihe wurde – wie beim »Schatzkästlein« – ein traditionsreicher Name für eine Rundfunksendung benutzt. Günter Eich und Martin Raschke stellten für die einmal im Monat ausgestrahlte Sendung »Prosastücke und Gedichte« zusammen, die im Stil des Wandsbecker Boten das Jahr poetisch begleiteten. Eine Auswahl der literarischen Sendebeiträge erschien im Druck mit dem Titel »Das festliche Jahr« im Oldenburger Gerhard-Stalling-Verlag.⁸³

Seit 1933 gestalteten Eich und Raschke zusätzlich den »Deutschen Kalender« für den selben Sender.⁸⁴ Es ist unbekannt, wie lange er auf dem Sendeplan blieb.

»Bücherstunde«⁸⁵

Buchbesprechungen, Dichterlesungen und literarische Vorträge waren Sendegattungen, die den Buchhandel unmittelbar betrafen, weil sie einen konkreten Bezug zu Titeln und Autoren herstellten.⁸⁶ Die »Bücherstunde« stand »an erster Stelle in der Buchpflege des Rundfunks«.⁸⁷ Alfred Haß zählte Sendungen dieser Kategorien vom letzten Viertel des Jahres 1935 und ordnete sie nach den Reichssendern.⁸⁸ Die Anzahl von Sendungen, die der »Werbung für das deutsche Buch«⁸⁹ dienen sollten, schwankte zwischen elf Eintragungen für Berlin und 120 beziehungsweise 116 Beiträgen bei Breslau beziehungsweise Leipzig.⁹⁰ Für den Rundfunk waren Sendungen für Bücher ein Teil seines kulturpolitischen und nationalpädagogischen Auftrages im »Kampf um die Verbreitung von Anschauungen und Meinungen«.⁹¹

Nicht nur die »Arbeitsgemeinschaft für deutsche Buchwerbung«, auch Schriftsteller, Verleger und Rundfunkmitarbeiter vom Format E. Kurt Fischers hofften, durch diese Sendungen für Bücher, den Verkauf zu fördern.⁹² Abgesehen von den Unterschieden bei der Erstellung und der Rezeption von Zeitschriftenrezensionen, machte man sich die weite Verbreitung im Rundfunk gegenüber Fachzeitschriften und möglicherweise auch dem Feuilleton der Tageszeitungen zunutze.⁹³ Man wollte erreichen, »daß das Volk in seiner Allgemeinheit Bücherkäufer«⁹⁴ wurde, und zog es aus diesem Grund vor, überwiegend preisgünstige Bücher im Radio vorzustellen. Die Werbebeiträge mußten im Rundfunk Hörer mit unterschiedlichen Interessen und soziodemographischen Eigenschaften ansprechen.⁹⁵

Eine gemeinsame Bücherwerbung von Buchhandel und Rundfunk war nach der damaligen Auffassung dazu geeignet, anstelle von »Vielheit und (...) Nebeneinander (...) Einheit und Miteinander«⁹⁶ von Medien und den durch sie verbreiteten Inhalten zu demonstrieren. Nach der Ansicht der Nationalsozialisten hatte der »System-Rundfunk (...) dem volksfremden, zersetzenden Schrifttum in großzügiger Weise Raum zu weiter Verbreitung«⁹⁷ gegeben. Besonders nach dem Verbot der Kritik sollten im Rundfunk nur noch Bücher erwähnt werden, die die Verbreitung von nationalsozialistischem Gedankengut förderten. Folglich bedeutete »für das Gebiet der Buchbesprechungen (...) die Erfüllung dieser Forderung Beschränkung auf das wesentliche Schrifttum unter Bevorzugung des weltanschaulich wichtigen Buches.«⁹⁸ »Ein schlechtes Buch [sollte] dadurch am besten bekämpft (...) [werden], daß man es schweigend«⁹⁹ überging. Grundlage für die Auswahl der Bücher durch die Reichssender waren die Zensurlisten, unter anderen die Gut-

achten des »Amtes Rosenberg« sowie »Sachkenntnis, Werturteil und politischer Instinkt« der Rundfunkredakteure.¹⁰⁰ In den Bücherstunden sollte es Rezensionen vom »schlichten, aber wertvollen Unterhaltungsroman bis zur anspruchsvollen Dichtung, vom Jugendbuch bis zum biographischen, politischen und populärwissenschaftlichen Buch«¹⁰¹ geben. Die einzelnen Reichssender hatten die »Verpflichtung, (...) [in ihren] Bücherstunden Neuerscheinungen von örtlicher und landschaftsgebundener Bedeutung neben reichswichtigen Schriften zu berücksichtigen.«¹⁰²

Wie die Auswahl bei umstrittenen Publikationen erfolgte, zeigte der Behördenweg, den man wegen eines Gedichtbandes von Gottfried Benn einschlug. Günter Wißmann¹⁰³ erkundigte sich 1936 beim Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, wie der Rundfunk bezüglich Benns Anthologie »Gesammelte Gedichte von 1911–1936« vorgehen sollte, die in einer Parteizeitschrift schlecht aufgenommen worden war. Er schlug zwei Möglichkeiten vor: Die ablehnende Besprechung dieses Werkes oder eine Sperre für Besprechungen aller Veröffentlichungen der Deutschen Verlagsanstalt, die Benns Gedichte verlegt hatte. Die Schrifttumskammer teilte ihm mit, daß der Rundfunk von einem Vorgehen gegen die Deutsche Verlagsanstalt absehen solle. »Der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda [hielt] ein Einschreiten in diesem Fall nicht für erforderlich, da der Gedichtband lediglich als ein historischer Querschnitt des Schaffens von Gottfried Benn zu betrachten« sei.¹⁰⁴

Andere Verleger mit unstrittigem Programm konnten ihre Bekanntheit mit den wöchentlichen Buchbesprechungen im Rundfunk steigern.¹⁰⁵ Anregungen für die Buchauswahl wurde nicht von ihrer Seite, sondern von Buchhändlern und Bibliothekaren gewünscht.¹⁰⁶ Es wurde auch vorgeschlagen, den Bibliotheksbenutzern Gelegenheit zum Hören von Vorträgen und Bücherhinweisen zu geben, indem man »die Lesesäle und Lesehallen zweckmäßig mit einem Empfänger«¹⁰⁷ ausstattete. Von dieser Beschallung riet die Werbestelle des Börsenblatts jedoch ab, weil sie, wie sich leicht nachvollziehen ließ, als störend empfunden wurde.¹⁰⁸ Vorschläge dieser Art kündeten von einer als selbstverständlich angesehenen allgemeinen Begeisterung für das Radio. Die Anregung, auch Zeitschriften im »Buchfunk«¹⁰⁹ zu besprechen, war keineswegs eine Neuheit. Bei der »Berliner Funkstunde« gab es 1930 eine Sendereihe mit dem Titel »Das Gesicht der Zeitschrift«.¹¹⁰

Über die geeigneten »rundfunkischen Formen der Buchwürdigung«¹¹¹ und die Gestaltung gab es eine rege Diskussion. Mehrheitlich

sprach man sich für eine Gesprächsform statt für einen Einzelvortrag aus, auch für Zwiegespräche zwischen dem Verleger und dem Verfasser über ihre neue Publikation und »Mehrgespräche« in der Form von Streitgesprächen.¹¹² Gedacht waren kurze Beiträge, weil die Grenzen der Aufnahme-fähigkeit der Hörer bei einem sechs bis acht Minuten dauernden Beitrag für ein Buch vermutet wurden. Den größten Unterhaltungswert biete die Zusammenstellung einer Hörfolge.¹¹³

Ein Problem bei der Bücherstunde war ihre Platzierung im Sendeplan. Die Tatsache, daß die Bücherstunde meist am Nachmittag gesendet wurde, schloß viele potentielle Hörer aus.¹¹⁴ Um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen, forderte man, daß diese Sendung in das Abendprogramm verlegt werden müsse.¹¹⁵ Die Ankündigung im Programmheft sollte immer auch mit der Nennung der Buchtitel erfolgen, so daß interessierte Zuhörer gezielt einschalten konnten.¹¹⁶ »Oberster Grundsatz für alle Sendungen des Rundfunks, die dem Buch dienen, muß Anschaulichkeit und Lebendigkeit sein.«¹¹⁷ Nur so hätten sie auch in das Programm nach 19.00 Uhr gepaßt und an der Sendezeit teilhaben können, die der Unterhaltung vorbehalten war. Dazu zählten literarische Themen nun einmal nicht.

Der Sicherheitsdienst der SS registrierte Klagen, daß einige Titel, die der Rundfunk empfohlen hatte, überhaupt nicht im Buchhandel erhältlich waren.¹¹⁸ Aus dem Rücklauf von Karten, die ein Verlag zwischen 1933 und 1935 seinen Büchern beigelegt hatte und die den Kunden nach dem Auslöser für den Buchkauf fragten, wurde ermittelt, daß lediglich 0,1 Prozent der Befragten eine Besprechung im Rundfunk als Anlaß angaben. Eckert wertete diese Ergebnisse so, daß eine Radiosendung wohl selten der Grund für den Buchkauf war, aber sehr häufig eine wichtige Anregung und Bestätigung im Entscheidungsprozeß vor dem Kauf darstellte. Für ihn lagen die Gründe einer Verzerrung zwischen dem Ergebnis der Befragung und dem tatsächlichen Rezipientenverhalten in der sozialen Struktur des Hörerpublikums, unter dem er mehrheitlich Menschen vermutete, die wenig Mittel für den Buchkauf aufbrachten.¹¹⁹

Als 1936 Vorschläge gemacht wurden, wie Buchhändler auf Rundfunksendungen reagieren sollten, ließ die Werbestelle des Börsenvereins einen resigniert klingenden Kommentar auf den Artikel von Haß folgen:¹²⁰

»Die geringe Anteilnahme der Hörerkreise an den Bücherstunden der Sender hat es zu keiner nennenswerten Verbreitung des Werbemittels [eines Büchergestelltes für die Fensterauslage] kommen lassen. Es ist eben so - darin müssen wir dem Verfasser

beipflichten -, wer bereits Bindungen zum Schrifttum und zum Buchhandel hat, verzichtet meistens auf den Empfang des Bücherfunks und wer erst für das Schrifttum gewonnen werden soll, hat bis jetzt keine Neigung, sich Buchbesprechungen anzuhören.«¹²¹

Der Erfolg von Bücherstunden für den Buchhandel wurde demnach sogar von maßgeblichen Stellen angezweifelt. Einen Zweck sollten diese Beiträge aber dennoch erfüllen, da der Rundfunk das erklärte Ziel der nationalsozialistischen Literaturpolitik fördern sollte, neue Leserschichten zu gewinnen. Man hoffte, daß die Nennung von Büchern die Aufmerksamkeit der Hörer für diese »erwünschte« Literatur und die Akzeptanz für Gedrucktes erhöhen würden.¹²² In diesem Sinne sollten Buchbesprechungen als Mittel der Leserlenkung eingesetzt werden. Für Eckert kam es »weniger darauf an, einen gebildeten Hörer, der mit Vorliebe Maupassant [!] und Zola [!] liest, nun etwa zu den Werken von Paul Ernst und Hermann Stehr zu führen.«¹²³ Durch die Auswahl der besprochenen Bücher sollten die Rundfunkbeiträge eher bei Hörern, die weniger in der Literatur bewandert waren »Schwerpunkte in der Literatur verlagern helfen.«¹²⁴

»Dichterstunde«

In der »Dichterstunde« oder »Autorenstunde«,¹²⁵ zu der der Autor selbst aus seinen Werken las, wollte der »Großdeutsche Rundfunk auch durch den Mund der deutschen Dichter zur Stimme der Nation werden.«¹²⁶ Die »Unmittelbarkeit, (...) [und] lebendige Föhlung«,¹²⁷ die diese Sendung ausstrahlte, begrüßten die Zeitgenossen, weil durch sie »die verlorene Fähigkeit des gelassenen Zuhörens lebendig«¹²⁸ würde. Eine Verbindung zwischen Hörer und Buch sei am besten dadurch zu erzielen, daß man Dichterpersönlichkeiten im literarischen Rundfunkprogramm in den Vordergrund stellte.¹²⁹ Die Bedeutung der Schriftsteller für den Rundfunk bekam im Nationalsozialismus eine neue Facette.¹³⁰ Mit ihrem Werk und ihrer Persönlichkeit sollte »der natürliche Blutstrom vom Dichter zum Volk und vom Volk zum Dichter«¹³¹ fließen. Ideologisch verwertbare Schriftsteller mußten ihre Legitimation durch den Rundfunk zugesprochen bekommen, vor dem Hintergrund, daß ein ganzes Netz bekannter und geschätzter Autoren, die dem Rundfunk der Weimarer Republik Renommee verschafft hatten, bereits in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft zerschlagen worden war.¹³² Mittels dieser Förderung wollte man mit allen Mitteln wieder Schriftsteller von internationaler Geltung heranziehen. Von einer Autorenlesung sollte der Hörer »ergriffen und gefesselt«¹³³ werden, so

daß er das entsprechende Buch kaufte. Die Rezitation in der Dichterstunde wurde häufig durch einen Bericht über die Vita des Schriftstellers und einen Querschnitt seines Schaffens ergänzt.¹³⁴

Seit 1925 lief bei der Berliner Funk-Stunde die »Stunde der Lebenden«, eine 30 Minuten dauernde Sendung über Leben und Werk eines zeitgenössischen Autors.¹³⁵ Sie leitete eine Verlagerung des Schwergewichts von historischen zu aktuellen Fragen der Literatur im Radio ein, so daß Sendungen mit Schriftstellern gegen Ende der Weimarer Republik keine Sensationen mehr waren.¹³⁶ Eine Sendereihe mit dem Titel »Die Lebenden« gab es auch während der Zeit des Nationalsozialismus.¹³⁷ Sie ging möglicherweise aus einer Buchreihe mit dem Titel »Die Lebenden« hervor, herausgegeben von Hellmuth Langenbucher bei Junker & Dünhaupt. Sie war nicht mehr mit dem Format der Sendung zu vergleichen, an die der Titel anknüpfte.¹³⁸ In dieser Reihe wurden Autobiographisches bzw. Lebensbilder von Hans Friedrich Blunck, Hermann Stehr, Ernst Jünger und anderen gesendet. Die Buchreihe selbst wurde im Februar 1935 am Reichssender Königsberg vorgestellt.¹³⁹

Weitere Felder der Zusammenarbeit von Rundfunk und Buchhandel

Zahlreiche und ausführliche redaktionelle Beiträge im »Börsenblatt« lassen vermuten, daß den Buchhändlern eine Orientierung an Rundfunksendungen für das Buch ein Anliegen waren. Die »Mitteilungen der Werbestelle«, seit 1934 fester Bestandteil des Blattes, änderten 1936 ihren Titel in »Die Bücherstunde im Rundfunk«.

Das Verbandsorgan brachte in unregelmäßigen Abständen Meldungen unter dem Titel »Buchhändler im Rundfunk«. Sie verwiesen auf Sendungen, in denen Buchhändler oder Vertreter der Buchhandelsvereinigungen zu Wort kamen. Der Westdeutsche Rundfunk sendete beispielsweise am 22. März 1933 ein Zwiegespräch, in dem Fragen über das Verhältnis zwischen Autor und Buchhändler diskutiert wurden.¹⁴⁰ Am 16. Oktober 1933 sprach Hellmuth Langenbucher im Deutschlandsender über »das Kaiserbuch« von Paul Ernst.¹⁴¹ Auf der gleichen Welle hielt ein Buchhändler am 30. November 1933 einen Vortrag über »Buch und Buchmesse im neuen Staat.« Ein Rundfunkporträt über den Dichter Fritz Werneck kündigte eine Meldung unter dem Titel »Buchhändler im Rundfunk« an.¹⁴² Die Rundfunksendung des Reichssenders Stuttgart mit dem Titel »Etwas vom Buch – vom Bücherlesen und Bücherkaufen«,¹⁴³ die sich mit

dem »billigen« Buch auseinandersetzte, war einer der wenigen separaten Hinweise aus dem Jahr 1935. Von da an wurden vergleichbare Ankündigungen selten.

Im selben Jahr begann eine Reihe unter dem Titel »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch.« Die Schriftleitung wollte die Buchhändler über Rundfunkbeiträge der kommenden Woche informieren, damit Bücher zu den angekündigten Themen vorgehalten werden konnten. Waren Buchbesprechungen mit Buchtiteln angekündigt, verwies das Blatt auf unterschiedliche Ausgaben, die in der Auslage besonders zu platzieren waren. Zu allgemeinen kulturellen Beiträgen gab das Blatt Anregungen, welche Publikationen der Buchhändler als begleitende Literatur bereithalten und anbieten sollte. Für eine Sendung aus Breslau mit dem Titel »Die Frau als Trägerin des Blutstromes des Volkes« wurden folglich »Rassenhygienische und -politische Bücher um Familie, Frau und Mutter« befürwortet.¹⁴⁴ Zur Übertragung anlässlich des Thüringer Gauparteitages der NSDAP, auf dem Goebbels und Rosenberg sprachen, verwies das Börsenblatt auf »Nationalsozialistisches Schrifttum, Kampf, Weltanschauung, Gesch.[ichte], Werke von Goebbels u.[nd] Rosenberg.«¹⁴⁵ Diese fein aufeinander abgestimmte Maßnahme mit Bücherlisten war dafür gedacht, medienübergreifend volkspädagogische Zielsetzungen zu kommunizieren.

Programmbeiträge in Zusammenarbeit mit Buchhandlungen gestaltete beispielsweise der Reichssender Breslau. Bei Buchbesprechungen ohnehin sehr aktiv, wollte man die Zusammenarbeit mit dem schlesischen Buchhandel weiter intensivieren. Eine Sendung mit »Büchertitel- und Autorenraten«¹⁴⁶ erbrachte »um die 12 000 Hörerzuschriften aus dem In- und Ausland.« Für jeden zweiten Sonntag plante der Sender eine Hörfolge mit dem Titel »Wir betrachten Buchläden! Allerlei Bücher und ein Gespräch mit ihrem Buchhändler« als Unterstützung für den Buchhändler, der »sozusagen an der Front der Schrifttumspolitik steht.« Das Rundfunkteam sendete mit einem Übertragungswagen live Gespräche direkt aus der Buchhandlung. Man beabsichtigte, Interviews mit dem Buchhändler zu bringen, sein Name durfte dabei nicht fallen. Kunden, die die Buchhandlung »zufällig« sonntags betreten, sollten ins Gespräch verwickelt werden.¹⁴⁷ Auch andere Themen rund um das Buch, wie Informationen über die Organisation der Buchhändler, über künstlerische Bucheinbände, über Buchhändler- und Verlegerpersönlichkeiten und über Bücher aktuellen Inhalts wurden als mögliche Rundfunkbeiträge vorgeschlagen. Die unterhaltsam und lebendig gestaltete Sendung sollte dem Buchhandel Leser und

Käufer vermitteln. Ob die geplanten Sendungen realisiert wurden und sich dann auf dem Sendepult halten konnten, konnte nicht ermittelt werden.

Erste Hinweise auf eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen Buchhandel und Rundfunk unter dem nationalsozialistischen Regime datieren aus dem Sommer 1933. Auf Anregung der »Gruppe Schrifttum« des »Kampfbundes für deutsche Kultur« hatte sich »ein Arbeitskreis gebildet, der im Rahmen des Rundfunkprogramms aus praktischer Berufserfahrung heraus für das deutsche Buch tatkräftig eintreten wird.«¹⁴⁸ Beteiligt waren Lehrer, Studenten, Volksbibliothekare und Buchhändler, die sich mit Vertretern des Südwestdeutschen Rundfunks in Frankfurt trafen. Ziel der Arbeitsgemeinschaft war es, »Dienst am deutschen Buch« zu tun, indem Beitragsreihen gestaltet wurden, die »als Anreiz und als Bekenntnis nicht lehrhaft wirken [sollten] (...). Das bedeutet eine Abkehr von der liberalistischen Methode, möglichst jedem etwas zu bringen (...), weiter eine Abkehr von dem Klugreden und der Schaumschlägerei der letzten Jahre (...). Notwendig ist das Vermeiden jeglichen journalistischen Geschmuses.«¹⁴⁹ Konkrete Vorschläge für gemeinsame Projekte wurden nicht genannt. Anzeichen für eine erfolgreiche Zusammenarbeit dieses Gremiums waren weder den Quellen noch der Sekundärliteratur zu entnehmen. Es liegt nahe zu glauben, daß in diesem Fall eine Kooperation zwischen Institutionen zweier Medien erzwungen werden sollte.

Mit dem nahenden Krieg nahm die Zahl der Veröffentlichungen, die das Interesse der Buchhändler und Verleger an einer Zusammenarbeit mit dem Rundfunk belegen könnten, deutlich ab. Möglicherweise schlugen sich Veränderungen in der Haltung des Rundfunks zur Literatur sogar in den Fachorganen nieder. Denn im April 1937 ließ der Intendant des Deutschlandsenders und Reichsführer des Reichsverbandes deutscher Schriftsteller, Götz Otto Stoffregen, auf einen bloßen Wink von Goebbels hin schlagartig alle künstlerischen Wortsendungen aus den Sendeplänen nehmen. Eine scheinbar nebenbei geäußerte Abneigung des Propagandaministers gegenüber literarischen Sendungen hatte rasch umfassende Auswirkungen auf das gesamte Rundfunkprogramm im Reich. Viele der zuvor umworbenen Rundfunkschriftsteller standen plötzlich vor dem Nichts.¹⁵⁰ Erst seit 1941 gab es in den Fachorganen erneut eine geringe Anzahl von Beiträgen über Buch und Rundfunk.

»Der Rundfunk bringt die Welt ins Haus,
das Buch in den Menschen«
Abschließende Betrachtungen zu
Medienkonkurrenz und Medienverbund

Auf die in der Überschrift zitierte Formel brachte Gerd Eckert die mediale Wirkung von Buch und Rundfunk. Wie festgestellt, gab es in den Jahren des Dritten Reiches etliche Bereiche des gemeinsamen Auftretens und der Interaktion beider Medien. Mit Rücksicht auf das einheitliche Erscheinungsbild der nationalsozialistischen Ideologie in der Propaganda wurden diese Formen medialer Verschränkung von der Führung nicht nur gewünscht, sondern auch gefördert. In der Intensität, mit der man sich um den Rundfunk und sein Programm bemühte und es mit künstlerischen Beiträgen aufwerten wollte, verfolgten die Propagandisten generell das Ziel: »Kunst, Literatur im Rundfunk verschönert das Leben, vermittelt Genuß, Entspannung, verdeckt Spannungen.«¹⁵¹ Zerstreuung, Unterhaltung und Belehrung im Rundfunk waren die Ziele, für deren Verwirklichung künstlerische Wortsendungen als wichtiges Gestaltungselement galten.¹⁵² Sie sollten, wie andere Programmbereiche auch, den klaren Blick der Hörer für die politischen Geschehnisse und für Krisen trüben. Besonders während des Krieges, als »Unterhaltung (...) [für] kriegsentscheidend«¹⁵³ erklärt wurde, setzten die Nationalsozialisten ganz entschieden auf den Rundfunk. Ein raffiniert abgestimmtes Radioprogramm, bestehend aus ernster und vor allem zerstreuer Musik, literarischen Beiträgen, politischen Sendungen und Direktübertragungen, sollte die Hörer am Apparat halten und für politische Meldungen aufnahmefähig machen,¹⁵⁴ während am Beginn der nationalsozialistischen Diktatur der erleichterte Erwerb von Rundfunkgeräten auch materielle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigte. Dies verlief im Einklang mit dem zentral gesteuerten Aufschwung der Konsumgüter- und Unterhaltungsindustrie, den das Regime in erheblichem Ausmaß förderte.¹⁵⁵

Gerade Literatur wurde im Radio nicht ausschließlich zu Zwecken der Propaganda eingesetzt. Einerseits dienten Beiträge der entsprechenden Ressorts dazu, das Programm interessanter und abwechslungsreicher zu gestalten. Die Propaganda war so in hochwertige Sendungen vorteilhaft eingebettet, und damit auch ihr Niveau quasi angehoben. Literatur und Buchbeiträge waren nicht allein mit der Absicht im Programm vertreten, um den Hörer »zu erziehen«,¹⁵⁶ sondern auch um eine neue literarische Kultur heranzubilden. Die Hörer sollten in ihrem Verhalten gegenüber dem Buch beeinflusst werden: Nichtleser galt es zum Lesen anzuregen

und dabei die Aufmerksamkeit aller Rezipienten auf die vom Regime bevorzugte Literatur zu lenken.

Wegen der Widersprüchlichkeit ihrer Ziele versagte die nationalsozialistische Kultur- und Medienpolitik auch in diesem Bereich weitgehend. Die »Gleichschaltung« und »volle Kontrolle der öffentlichen Meinung«¹⁵⁷ konnte allein deshalb nie erreicht werden, weil »der Nationalsozialismus (...) ideell so unergiebig«¹⁵⁸ war. Auf diesem Boden konnte keine aktive, neue Kulturszene entstehen. Mit seiner Leserlenkung, unter anderem über den Rundfunk veranlaßte das Regime den Literaturbetrieb in vielen Fällen dazu, an den Leserwünschen und damit am Buchmarkt vorbei zu produzieren. In ihrem Bemühen um neue Leserschichten vernachlässigte die Leseförderung vieler Institutionen die Bedürfnisse der Vielleser, denen anspruchsvoller Lesestoff mehr und mehr fehlte.¹⁵⁹ Der Nationalsozialismus unterdrückte die »kreativen Ressourcen des Systems Buch, die ihm zu seiner eigenen Funktionalität verhelfen«¹⁶⁰ und war unfähig, andere Reserven oder neue Strömungen zu mobilisieren. Dieser inhaltlichen Geistlosigkeit entsprach bald auch eine tatsächliche Leere in den Regalen der Buchhändler, weil die gedroselte Produktion schöngestiger Bücher der Nachfrage im Krieg nicht mehr standhalten konnte.¹⁶¹ Hierfür waren nicht nur die Einschränkungen der Kriegswirtschaft und die damit einhergehende Papierkontingentierung verantwortlich, sondern wiederum die fehlgeschlagene Lenkung der Literaturproduktion.

Der zweifelhafte Verdienst der Nationalsozialisten war es, durch Verbote und Eingriffe in den künstlerischen Schaffensprozeß, wie etwa durch geheime Sprachregelungen, die Literatur dieser Zeit auf ein sehr niedriges künstlerisches Niveau zu drücken. Die Folge war das Abdrängen des Buches in die Zerstreuungsindustrie und die Welt der Konsumgüter sowie seine Indienstnahme für die Produktion von Radiounterhaltung im Sinne der ideologischen Vorstellungen.¹⁶²

Aber es gab auch eine geduldete Literatur jenseits der Ideologie, die im Reichsrundfunk Refugien fand, in Sendereihen wie der »Königswusterhausener Landbote« und »Der Horchposten«. Im Rahmen des gesamten Rundfunkprogramms des Dritten Reiches nahmen sie jedoch nur einen unbedeutenden Platz ein. Sie wurden von den Machthabern gebilligt und setzten lediglich eines der wenigen Zeichen von einem »unfreien Freiraum«¹⁶³ im Radioprogramm. Ihre Bedeutung für Propagandamaßnahmen hatte diese zugestandene Freiheit zweifellos, wollten sie die Machthaber doch als Beleg für ihre Toleranz verstanden wissen.¹⁶⁴ Nach den Neuerungen in der Rundfunkorganisation von 1937, als die Ein-

griffsmöglichkeiten des Reichspropagandaministers noch erweitert wurden, lagen diese Sendungen vermutlich jedoch bereits jenseits der Toleranzgrenze. Auf die Qualität des literarischen Programmes hatten verschiedene andere Ereignisse aus dem Jahr 1937 eindeutig negative Auswirkungen. Das plötzliche Absetzen aller künstlerischen Wortsendungen war das deutlichste Anzeichen dafür.

An einer engeren Verbindung von Buch und Rundfunk hatten die Nationalsozialisten durchaus Interesse, weil sie den Lesern und Hörern ein einheitliches und daher einprägsames Bild von Kultur im Sinne der nationalsozialistischen Propaganda zu vermitteln wollten.¹⁶⁵ Die Verfechter für den Ausbau der Zusammenarbeit zwischen Buch und Radio traten dafür ein, das Radio als »Vehikel«¹⁶⁶ für das Buch einzusetzen. Man glaubte, daß Gehörtes und Gelesenes sich in ihrer Wirkung ergänzten und gegenseitig steigerten. Das literarische Rundfunkprogramm sollte beim Hörer den Wunsch entstehen lassen, einen durch den gehörten Text entstandenen Eindruck durch das Lesen zu vervollständigen. Allzu leicht wurde jedoch dabei auch von Verfechtern dieser Politik übersehen, daß die Mehrzahl der Radiohörer nicht zu den Viellesern gehörte und nicht zu den Personen, die durch entsprechende Rundfunkprogramme für das Lesen und das Bücherkaufen überhaupt erst gewonnen werden konnten.

Dafür unterstützte der Rundfunk das Buch über die mögliche Verkaufsförderung hinaus in einer anderen, umfassenderen Weise, die sich kaum quantifizieren läßt. Der Rundfunk gab Büchern und Texten mehr Öffentlichkeit als der Buchhandel: Er machte die »Titelfülle« auf dem Buchmarkt im Einvernehmen mit den politischen Zielsetzungen für den Hörer und potentiellen Leser überschaubarer, das Radioprogramm konnte die Nutzung des Mediums Buch kanalisieren helfen.

In jener Zeit, als literarische Sendungen, vom Hörspiel, über Buchbesprechungen, Dichterlesungen und Vorträge bis hin zum Kabarett aus dem Rundfunkprogramm nicht wegzudenken waren, und gedruckte und gehörte Literatur quasi als »Double«¹⁶⁷ auftraten, ist von einer qualitativen Wirkung für das Buch auszugehen. Der sonst rein optischen Rezeption des Buchs über die Typographie erschloß die radiophone Umsetzung eine neue Dimension. Die Nationalsozialisten nutzten diesen von ihnen so gesehenen Zusammenhang in der Hoffnung, durch die intensive Nutzung eines weiteren Kanals die Verbreitung ihres Ideengutes zu steigern. Als Zweifel an der Wirksamkeit dieser Methode aufkamen, zögerten sie jedoch auch nicht, willkür-

lich die angekündigten literarischen Sendungen plötzlich vom Programm zu streichen.

In den letzten Kriegsjahren gewannen literarische Wortsendungen noch einmal an Bedeutung, übernahm doch das Radio zu einem großen Teil die kulturellen Aufgaben der anderen Medien.¹⁶⁸ Die Sendetätigkeit wurde bis zuletzt so gut es ging mit allen Kräften aufrechterhalten. Für Theater und Kabarett war Radio der einzige Ersatz. Das allgemein rarer gewordene Angebot an Verlagsartikeln und an Literatur ergänzte der Rundfunk durch seine Beiträge.¹⁶⁹ Auf diese Weise war es möglicherweise das Konkurrenzmedium selbst, das der Literatur und dem Buch über eine Übergangszeit hinweghalf, als sie während des Krieges Mangelware wurden. Durch das Radio blieb in der Endphase des Dritten Reiches möglicherweise Literatur im Gedächtnis des Lesepublikums und hielt das literarische Umfeld und das Bedürfnis der Hörer an der Rezeption aufrecht.¹⁷⁰ Das Radio war eine Art Notbehelf für die, die mit dem Buch nicht mehr in ausreichendem Maße versorgt werden konnten. Als nach Kriegsende auch die Werke verbotener Schriftsteller wieder nach und nach zugänglich wurden, machte sich der Nachholbedarf an gedruckter Lektüre deutlich bemerkbar und wurde teilweise auch durch den »neuen« Rundfunk befriedigt. Die Rolle des einen Mediums als gelegentlicher Vertreter des anderen ebnete so möglicherweise auch den Weg zu einem modernen, kumulativen Mediengebrauch, wie er gang und gäbe geworden ist.¹⁷¹

Anmerkungen

- * Der Beitrag faßt eine Magisterarbeit zusammen, die 1996 am Institut für Buchwesen der Universität Mainz entstanden ist.
- 1 Vgl. Sabine Schiller / Arnulf Kutsch: Literatur im Rundfunkprogramm. In: Winfried B. Lerg / Rolf Steininger (Hrsg.): Rundfunk und Politik 1923 - 1975. Berlin 1975, S. 87 - 118, hier S. 87.
- 2 Vgl. Ludwig Stoffels: Kulturfaktor und Unterhaltungsrundfunk. In: Joachim-Felix Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. München 1997, Bd. 2, S. 623 - 640, hier S. 634 - 636.
- 3 Vgl. Elmar Lindemann: Literatur und Rundfunk 1923 - 1933. 2 Bde. Phil. Diss. Göttingen 1980, Bd. 1, S. 234, 241.
- 4 Ebd., S. 241.
- 5 Fritz Walter [Friedrich] Bischoff zit. nach Lindemann: Literatur (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 92. Bischoff war bis zum 1.4.1933 Intendant des Senders Breslau. Er schuf mit seiner Hörspielsymphonie »Hallo! Hier Welle Erdball« (1928) ein

- neues Ausdrucksmittel für den Rundfunk und entwickelte für seinen Sender Hörspiele von hoher Qualität. Nach seiner Entlassung 1933 versuchte man, diese Tradition weiterzuführen. Vgl. Heinz Rudolf Fritzsche: Friedrich Bischoff – Wege zur Hörkunst. In: Gerhard Hay (Hrsg.): Literatur und Rundfunk 1923 - 1933. Hildesheim 1975, S. 103 - 120, hier S. 103, 118 sowie Irmela Schneider (Hrsg.): Radio-Kultur in der Weimarer Republik. Tübingen 1984, S. 112f. und Wolfgang Wessels: Hörspiele im Dritten Reich. Bonn 1985, S. 211.
- 6 Lindemann: Literatur (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 92f. Zu bedenken ist die Tatsache, daß der Hörfunk in der Weimarer Republik wegen seiner Verpflichtung zur Neutralität Texte und Auftritte von Schriftstellern nicht beliebig in das Programm aufnehmen konnte. Vgl. Theresa Wittenbrink: Rundfunk und literarische Tradition. In: Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 996 - 1097, hier S. 1050f.
 - 7 Vgl. ebd., S. 316 sowie Schneider (Hrsg.): Radio-Kultur (wie Anm. 5), S. 15.
 - 8 Ebd., S. 144.
 - 9 Ebd., S. 146.
 - 10 Vgl. Lindemann: Literatur (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 145.
 - 11 Vgl. u.a. Waldemar Glaser: Mehr Gemeinsamkeit zwischen Buchhändler und Rundfunk. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (= Bbl) Jg. 105 (1938), S. 1008f., hier S. 1008. Glaser war Abteilungsleiter beim Reichssender Breslau und Mitglied des Arbeitskreises der Obersten SA-Führung für Kunst und Wissenschaft.
 - 12 Paul Adams: Der Rundfunk – eine Gefahr für das Buch? In: Süddeutsche Monatshefte Jg. 31 (1933), S. 157 - 160, hier S. 157.
 - 13 Ebd., S. 157.
 - 14 Ebd., S. 158f..
 - 15 Ebd., S. 159.
 - 16 Ebd., S. 158f..
 - 17 Adolf Spemann: Einiges Notwendige zur Buchwerbung. Nachwort zur Buchwoche. In: Bbl Jg. 101 (1934), S. 1034-1035, hier S. 1035. Der Kunst- und Musikwissenschaftler Spemann war Verlagsbuchhändler und ab 1910 Mitinhaber des Verlags J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart (vgl. DBA, Fiche Nr. NF 1239).
 - 18 Adolf Spemann: Der schöngeistige Verlag und die Lage. In: Bbl Jg. 100 (1933), S. 544 - 550, hier S. 544.
 - 19 Ulrich Saxer: Das Buch in der Medienkonkurrenz. In: Lesen und Leben. Hrsg. von Herbert G. Göpfert [u.a.]. Frankfurt am Main 1975, S. 206 - 243, hier S. 233.
 - 20 Gerhard Hay: Rundfunk und Hörspiel als »Führungsmittel« des Nationalsozialismus. In: Horst Denkler u. Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976, S. 366 - 381, hier S. 378 sowie Reinhard Döhl: Das Hörspiel zur NS-Zeit. Darmstadt 1992, S. 216, Anm. 283.
 - 21 Gerd Eckert: Hörspiel und Buchwerbung. Neue Werbungsmöglichkeiten für den Buchhandel. In: Bbl Jg. 101 (1934), S. 976-977, hier S. 977.
 - 22 Vgl. unter anderen die Aufsätze von Gerd Eckert: Rundfunk und Buch. In: Bbl Jg. 101 (1934), S. 634 - 635 sowie ders.: Was kann der Rundfunk für das Buch tun? In: Bbl Jg. 103 (1936), S. 523 - 524.
 - 23 Vgl. Eckert: Was kann der Rundfunk (wie Anm. 22), S. 524.
 - 24 »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch. Bericht für die Woche vom 5. bis 11. Mai 1935.« In: Bbl Jg. 102 (1935), S. 354 - 356, hier S. 355.
 - 25 Glaser: Mehr Gemeinsamkeit zwischen Buchhändler und Rundfunk (wie Anm. 11), S. 58.
 - 26 E[ugen] Kurt Fischer: Buchbesprechung so und so In: Bbl Jg. 107 (1940), S. 425 - 427, hier S. 427. Fischer war u.a. als Literarischer Leiter bei der MIRAG tätig, siehe Wittenbrink: Rundfunk und literarische Tradition (wie Anm. 6), S. 1001.
 - 27 Gerd Eckert: Dichter des Rundfunks. In: Der Rundfunk, Jg. 2 (1938/39), S. 154 - 156, hier S. 154.
 - 28 Glaser: Mehr Gemeinsamkeit zwischen Buchhändler und Rundfunk (wie Anm. 11), S. 59.
 - 29 Gerd Eckert: Der Rundfunk entwickelt sein Schrifttum. In: Bbl Jg. 106 (1939), S. 860 - 861, hier S. 860.
 - 30 Alfred Haß: Bücherstunden im Rundfunk. In: Bbl Jg. 103 (1936), S. 524 - 525, S. 524. Zur Person Alfred Haß' waren keine biographischen Angaben zu ermitteln.
 - 31 I. D. Ungerer: Fördert das zeitgenössische Schrifttum! In: Rufer und Hörer Jg. 3 (1933), S. 151 - 155, hier S. 153.
 - 32 Mittler zwischen Buch und Hörer. In: Nationalsozialistische Rundfunkkorrespondenz, Jg. 4 (1940) 12, Bl. 5.
 - 33 Eckert: Der Rundfunk entwickelt sein Schrifttum (wie Anm. 29), S. 860.
 - 34 Hermann Gaupp: Die Dichterstunde. In: Der Rundfunk Jg. 1 (1937/38), S. 142 - 144, hier S. 143.
 - 35 Eckert: Was kann der Rundfunk (wie Anm. 22), S. 523.
 - 36 Vgl. Stoffels: Kulturfaktor und Unterhaltungsrundfunk (wie Anm. 2), S. 634 - 636 sowie Wessels: Hörspiele (wie Anm. 5), S. 161.
 - 37 Norbert Frei / Johannes Schmitz: Journalismus im Dritten Reich. München 1989, S. 87 sowie Wes-

- sels: Hörspiele im Dritten Reich (wie Anm. 5), S. 161. In der Weimarer Zeit variierte der Anteil literarischer Programme beispielsweise im Jahr 1929 bei den einzelnen Sendern zwischen 9 Prozent in Hamburg und 20 Prozent in Frankfurt, so Hay (Hrsg.): *Literatur und Rundfunk 1923 - 1933*, S. XII.
- 38 Wessels: Hörspiele (wie Anm. 5), S. 161. Eckert ermittelte das Verhältnis zwischen Wort und Musik aus den Jahren 1925 bis 1939: Gerhard Eckert: *Der Rundfunk als Führungsmittel*. Heidelberg u.a. 1941, S. 171. Unklar ist, ob Eckert bei dieser Erhebung einzelne Sendungen oder die Dauer aller Darbietungen als Untersuchungseinheit ansah. Bis einschließlich 1931 zählten Nachrichtensendungen nicht zu den Wortbeträgen. In diesem Jahr ermittelte er einen Anteil von 32,2 Prozent des künstlerischen Wortprogramms gegenüber 67,8 Prozent Musik. Der Bereich Wort inklusive Nachrichten sank stetig von einem Anteil von 42,1 Prozent (1932) auf 30,6 Prozent im Jahr 1938. Im ersten Kriegsjahr 1939 verzeichneten Wortsendungen, vermutlich aufgrund vermehrter Nachrichtensendungen, einen Anstieg auf 33,4 Prozent. Der Anteil der Musik pendelte entsprechend zwischen 57,9 Prozent (1932) und 66,6 Prozent (1939).
- 39 Wessels: Hörspiele (wie Anm. 5), S. 161f.
- 40 Vgl. Walter Klingler: *Nationalsozialistische Rundfunkpolitik 1942 - 1945*. Phil. Diss. Mannheim 1983, S. 100. Die wöchentliche Sendezeit des Inlandsprogrammes, das sich zu diesem Zeitpunkt aus Doppel- und Reichsprogramm zusammensetzte, betrug 1942/43 170 Stunden pro Woche (vgl. ebd. S. 194). Die unterhaltenden und künstlerischen Programme unter der Leitung von Hans Hinkel nahmen davon 143 Stunden ein, was 84 Prozent des Gesamtprogrammes ausmachte, ebd. S. 101, 194. Nach der Einführung eines Nachtprogrammes 1943 kam man 1944 sogar auf insgesamt 190 Stunden wöchentliche Sendezeit, ebd., S. 194 sowie Joseph Wulf: *Presse und Funk im Dritten Reich*. Gütersloh 1963, S. 359.
- 41 Klingler *Nationalsozialistische Rundfunkpolitik* (wie Anm. 40), S. 100f..
- 42 H. Lubbers / W. Schwipps: *Morgen die ganze Welt. In: Morgen die ganze Welt. Deutscher Kurzwellensender im Dienste der NS-Propaganda*. Hrsg. v. Deutsche Welle. Berlin 1970, S. 13.63, dort, S. 59. Der Anteil der Literatur betrug 1938 im Kurzwellensender 4,6 Prozent, im Inlandsprogramm 3,6 Prozent, bei einem deutlich höheren Gewicht der Musik mit 69,4 Prozent gegenüber 59,5 Prozent im KWS (vgl. ebd. S. 58f.).
- 43 Klingler *Nationalsozialistische Rundfunkpolitik* (wie Anm. 40), S. 220. Klingler schätzt, daß die Rundfunknutzung im Tagesverlauf um 20 Uhr ihre Spitze erreichte, ebd., S. 217. Diese Beurteilung wird durch den Zeitzeugen Eckert belegt, der schrieb, daß »die für alle Hörer günstigste Sendezeit im Durchschnitt der Abend zwischen 19 und 22 Uhr im weiteren, zwischen 20 und 21 Uhr im engeren Sinne« sei. Sie decke sich mit der Zeit, in der die beste Empfangsqualität zu erhalten war, Eckert: *Der Rundfunk* (wie Anm. 38), S. 161).
- 44 Schiller / Kutsch: *Literatur* (wie Anm. 1), S. 90.
- 45 Joseph Goebbels: 25.3.33 - Berlin, Haus des Rundfunks - Ansprache an die Intendanten und Direktoren der Rundfunkgesellschaften. In: Hans Heiber (Hrsg.): *Goebbels-Reden*. Bd. 1, S. 82 - 107, hier S. 96.
- 46 Martin Kunath: *Die literarische Programmarbeit beim Mitteldeutschen Rundfunk*. In: Hay (Hrsg.): *Literatur und Rundfunk* (wie Anm. 5), S. 69 - 86, hier S. 83.
- 47 Vgl. ebd.
- 48 Gerd Eckert: *Von der Pflege des Wortes im Rundfunk*. In: *Die Literatur* Jg. 39 (1936/37), S. 683 - 684, hier S. 684.
- 49 Ebd., S. 683. In dieser Form war der Hörbericht vergleichbar mit dem heutigen »Feature«, siehe: *Das Fischer-Lexikon. Publizistik, Massenkommunikation*. Hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried Schulz, Jürgen Wilke. Frankfurt am Main 1994, S. 104f.
- 50 Eckert: *Von der Pflege* (wie Anm. 48), S. 684.
- 51 Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) 59 U 229, DRA-Nr. C 1144, Aufnahme vom 10.5.1933, Berlin, Opernplatz sowie DRA 59 U 229, DRA-Nr. C 1143, Aufnahme vom 10.5.1933, München, Königsplatz. Die Berliner Aufnahme enthält die »Feuersprüche«, welche man verlas, während die Schriften eines Autors auf die Scheiterhaufen geworfen wurden.
- 52 DRA 93 U 5570/2, Aufnahme vom 24.6.1938.
- 53 DRA 93 U 5571/9, Aufnahme vom 25.4.1937.
- 54 Frei / Schmitz: *Journalismus* (wie Anm. 37), S. 86.
- 55 DRA 59 U 227/Bd. 2, DRA-Nr. C 1216 h, Aufnahme vom 1.5.1933.
- 56 DRA 59 U 260, DRA-Nr. C 1098.
- 57 DRA 59 U 227/Bd. 3, DRA-Nr. C 1216 m.
- 58 Bundesarchiv Koblenz (BAK) R 2 / 4926, Bl.107.
- 59 Will Vesper: *Vom Sinn der Buchwoche*. In: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* Jg. 102 (1935), S. 857 - 858, hier S. 858.
- 60 Jan-Pieter Barbian: *Literaturpolitik im »Dritten Reich«*. Frankfurt am Main 1993. S. 279.
- 61 Ebd., S. 274.
- 62 Volker Dahm: *Die nationalsozialistische Schrifttumspolitik nach dem Mai 1933*. In: Ulrich Walberer (Hrsg.): 10. Mai 1933. Frankfurt am Main 1983, S. 36 - 83, hier S. 69.
- 63 Ebd., Bl.99.
- 64 »Woche des deutschen Buches. Organisations- und Arbeitsplan für die örtlichen Ausschüsse!« In:

- Bbl Jg. 101 (1934), S. 918–919, hier S. 918. Vgl. DRA 2 945 628/101.
- 65 »Woche des deutschen Buches. Organisations- und Arbeitsplan für die örtlichen Ausschüsse!« (wie Anm. 64), S. 919.
- 66 Barbian: Literaturpolitik (wie Anm. 60), S. 279. Aufrufe des Führers, daß Vorbereitungen für Kunstausstellungen und für die Wagner-Festspiele beginnen sollten, wurden laut SD-Berichten von der Bevölkerung 1940 dahingehend gedeutet, daß der Krieg noch im selben Jahr beendet werden würde. Kulturelle Aktivität hatte zumindest zeitweise eine beruhigende Wirkung im Inland. Vgl. »Bericht zur innenpolitischen Lage, II. Kulturelle Gebiete, Nr. 40 vom 15. Januar 1940.« In: Heinz Boberach (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Neuwied/Berlin 1965, S. 38.
- 67 »Kulturpolitische Information Nr.9« von Pressereferent Denecke, ausgegeben vom Reichspropagandaamt Berlin am 17.10.1941, zit. nach Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Gütersloh 1963, S. 247.
- 68 Barbian: Literaturpolitik (wie Anm. 60), S. 289 - 292 sowie Wolfgang Benz: Konsolidierung und Konsens 1934 - 1939. In: Frei / Schmitz (Hrsg.): Journalismus (wie Anm. 37), S. 48 - 64, hier S. 48.
- 69 Eugen Hadamovsky: Dein Rundfunk. München 1934, S. 53.
- 70 Richard Euringer: Deutsche Passion 1933. Hörwerk in sechs Sätzen. Oldenburg i. O. 1933, Vorwort.
- 71 Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik (wie Anm. 40), S. 195 - 200.
- 72 Ansgar Diller: Hörfunk im Dritten Reich. [Vortrag gehalten am 20.6.1996, Johannes Gutenberg-Universität Mainz].
- 73 Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik (wie Anm. 40), S. 180f..
- 74 »Über Leben und Werk des vor 30 Jahren vor Reims gefallenen Schriftstellers Hermann Löns, dem Entdecker des Heidelandes und Seher und Dichter des Volkes«, DRA 81 U 2448, DRA-Nr. C 8042, Sendung »Hören und Behalten«, 67. Folge vom 15.2.1944 sowie »Die deutsche Ballade. Über die Balladen von Detlev von Liliencron und Börries von Münchhausen«, DRA 81 U 2448, DRA-Nr. C 8032, Sendung »Hören und Behalten«, 45. Folge vom 15.8.1944.
- 75 Vgl. »Der Erste Weltkrieg in dichterischer Gestaltung. 1. Sendung«, DRA 81 U 2458, DRA-Nr. C 8210, Sendung »Zum Hören und Behalten«, 61. Folge vom 2.9.1944 sowie »Der Erste Weltkrieg in dichterischer Gestaltung. 2. Sendung«, DRA 81 U 2458, DRA-Nr. C 8211, Sendung »Zum Hören und Behalten«, 62. Folge vom 4.9.1944.
- 76 Vgl. Ludwig Rohner: Kalendergeschichte und Kalender. Wiesbaden 1978, S. 170f. sowie Willi Kwecksilber: Literarische Stunden in der Reihe Mensch und Welt. In: Rufer und Hörer Jg. 2 (1932/33), S. 524f., hier S. 525.
- 77 Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik (wie Anm. 40), S. 160f..
- 78 Wittenbrink: Rundfunk und literarische Tradition (wie Anm. 6), S. 1008 - 1011.
- 79 Gerhard Eckert: Die Dichter und der Rundfunk. In: Die Weltliteratur Jg. 15 (1940), S. 118 - 120, hier S. 118.
- 80 Bei Eckert ist die Sendung für das Jahr 1940 dokumentiert, ebd., S. 118. In Klinglers »Programmplan vom Sonntag, 19.3.1944 bis Samstag, 25.3.1944 - Reichsprogramm« ist sie immer noch verzeichnet, so Klingler: Nationalsozialistische Rundfunkpolitik (wie Anm. 40), S. 160f.
- 81 Willi Fehse: Wie Günter Eich zum Rundfunk kam. In: Hay (Hrsg.): Literatur (wie Anm. 5), S. 341 - 348, hier S. 343.
- 82 Vgl. Hay: Rundfunk (wie Anm. 20), S. 379.
- 83 Fehse: Wie Günter Eich (wie Anm. 81), S. 343.
- 84 Hay: Rundfunk (wie Anm. 20), S. 379.
- 85 Eckert: Rundfunk (wie Anm. 22), S. 635. Die Bezeichnung »Bücherstunde« war wohl ein gängiger Name für Sendungen, in denen Bücher vorgestellt, rezensiert und gewürdigt wurden. Sie differierte unter den verschiedenen Sendeanstalten. Im Rundfunkprogramm wurden sie auch mit »Bücherschau« und »Buchbericht« bezeichnet, so unter anderem die »Mitteilungen der Werbe-stelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr.9). Eckert nannte weitere Namen für Buchbesprechungen im Rundfunk: »Bitte ein Buch!«, so in: »Die Bücherstunde im Rundfunk«. In: Bbl Jg. 104 (1937), Umschlag zu Nr. 263. Die Sendung des Reichssenders Berlin, vormals »Funk-Stunde Berlin«: »Das neue Buch« war eine häufig ausgestrahlte, zehnminütige Sendereihe der Funk-Stunde. Vgl. Lindemann: Literatur (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 280 - 285) sowie »Bücher unserer Zeit«, Hinweis bei Gerhard Eckert: Der Rundfunk führt zum Buch. In: Die Buchbeprechung Jg. 2 (1938), S. 197 - 205, hier S. 200.
- 86 »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch. Bericht für die Woche vom 5. bis 11. Mai 1935.«, S. 354.
- 87 Gerd Eckert: Das Buch im Rundfunk. In: Die Literatur Jg. 39 (1936/37), S. 174 - 175, hier S. 175.
- 88 Die »Mitteilungen der Werbestelle« wurden ab Ende 1934 einmal pro Woche auf den Umschlagseiten des »Börsenblattes« abgedruckt. Sie verzeichneten literarische Beiträge und Buchsendungen, die von den einzelnen Reichssendern gebracht werden sollten. Vgl. zum Beispiel: »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch. Bericht für die Woche vom 5. bis 11. Mai 1935.«, S. 354 - 356.
- 89 Josef Mahlberg: Der Rundfunk - Führer zum guten deutschen Buch. In: Der Rundfunk Jg. 1

- (1937), S. 136 - 139, hier S. 136. Josef Mahlberg war als »Sachbearbeiter« beim Reichssender Köln tätig (ebd. S. 136). Auswirkungen von Rundfunksendungen auf den Leihverkehr oder die Beschaffung in öffentlichen Bibliotheken werden in der vorliegenden Arbeit nicht untersucht, obwohl sie einen wichtigen Bereich der Rezeption ausmachen.
- ⁹⁰ Vgl. Haß: Bücherstunden (wie Anm. 30), S. 525. Zu beachten ist, daß dieser Zählung nicht die tatsächlich gesendeten Programme zugrunde lagen, sondern lediglich Mitteilungen an die Redaktion des Börsenblattes. Abweichungen sind bei dieser Basis denkbar.
- ⁹¹ Vgl. Mahlberg: Der Rundfunk (wie Anm. 89), S. 136.
- ⁹² Vgl. Eckert: Rundfunk (wie Anm. 22), S. 635.
- ⁹³ Vgl. Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 425f. sowie Schiller / Kutsch: Literatur (wie Anm. 1), S. 106.
- ⁹⁴ Werner Reher: Erziehung zum Buch. In: Bbl Jg. 100 (1933), S. 559 - 560, hier S. 560.
- ⁹⁵ Vgl. Werner Müller: Beobachtungen zum Buchfunk. In: Rufer und Hörer Jg. 2 (1932/33), S. 511 - 514, dort S. 512f.
- ⁹⁶ »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch. Bericht für die Woche vom 5. bis 11. Mai 1935.«, S. 355.
- ⁹⁷ Mahlberg: Der Rundfunk (wie Anm. 89), S. 136.
- ⁹⁸ Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 426.
- ⁹⁹ Helmut Paustian: Gedanken zum Buchfunk. In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1934), S. 313 - 317, hier S. 317.
- ¹⁰⁰ Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 426; siehe auch Dahm: Die nationalsozialistische Schriftumspolitik (wie Anm. 62), S. 72.
- ¹⁰¹ Paustian: Gedanken zum Buchfunk, S. 314 (wie Anm. 99). Mit »wertvoll« bezeichnete Paustian Bücher, die »staatlichen und völkischen Belangen« gerecht werden, ebd., S. 315.
- ¹⁰² Ebd., S. 314. Am Reichssender Köln lief beispielsweise im Februar 1935 die Sendung »Welt im Buch: Bauerntum in Roman und Erzählung« (»Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 27). Der Reichssender Hamburg hatte eine wöchentliche Sendereihe »Bücher für Landwirte« (»Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 27, 33, 39, 45, 51, 57). Manche Sendungen beschäftigten sich auch mit Publikationen über die regionale Kultur, wie zum Beispiel jene am Reichssender Breslau, in der die »Schlesischen Monatshefte. Blätter für nationalsozialistischen Kultur des deutschen Südostens« vorgestellt wurden (»Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 27. In Hamburg sendete man »Niederdeutsches Volkstum im Spiegel der Dichtung« (»Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 33. Der Deutschlandsender hatte einen Beitrag mit »Dichtung der Nordsee« auf dem Programm (ebd.). Auch Eckert war für eine Betonung des regionalen Charakters der Sendungen, die die Reichssender gestalten sollten, so ders.: Der Rundfunk als Führungsmittel (wie Anm. 38), S. 170.
- ¹⁰³ Günter Wißmann war »in der Reichssendeleitung für Schrifttum und Weltanschauung zuständig« und wurde 1936 zusätzlich Mitglied der Parteiamtlichen Prüfungskommission (PPK), so Wessels: Hörspiele im Dritten Reich (wie Anm. 5), S. 32f., vgl. auch S. 97.
- ¹⁰⁴ BAK R 78/ 2300.
- ¹⁰⁵ Vgl. »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch. Bericht für die Woche vom 5. bis 11. Mai 1935.«, S. 354.
- ¹⁰⁶ Vgl. ebd. S. 355 sowie »Buchfunk im Deutschen Kurzwellessender.«, S. 1012, siehe auch BAK R 2/ 4926, Bl. 107.
- ¹⁰⁷ Alfred Haß: Das Schrifttum im Rundfunk. In: Bbl Jg. 103 (1936), S. 712 - 713, hier S. 712.
- ¹⁰⁸ Ebd., S. 713.
- ¹⁰⁹ Müller: Beobachtungen (wie Anm. 95), S. 512.
- ¹¹⁰ Hier wurden literarische Zeitschriften wie »Die Weltbühne«, »Die Neue Rundschau«, »Das Tagebuch« und »Die literarische Welt« von ihren Chefredakteuren oder Verlegern vorgestellt, so Lindemann: Literatur (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 226f.. Die Sendereihe lief wöchentlich im Abendprogramm und dauerte jeweils eine halbe Stunde, ebd., Bd. 2, S. 176-178.
- ¹¹¹ Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 427, vgl. auch Eckert: Was kann der Rundfunk (wie Anm. 22), S. 523.
- ¹¹² Vgl. u. a. Gerd Eckert: Nicht nur Buchbesprechung - Buchförderung! In: Bbl Jg. 103 (1936), S. 633 sowie Müller: Beobachtungen zum Buchfunk (wie Anm. 95), S. 513 sowie Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 426. Diese Formen der Darbietung wäre spätestens nach 1936 nicht mehr möglich gewesen, da unterschiedliche Auffassungen zu einem Buch nicht öffentlich ausgesprochen werden durften. Schon zur Weimarer Zeit stand man Sendungen mit spontaner Rede kritisch gegenüber, weil sie sich der auch damals üblichen Kontrolle entzogen hätten, so Schneider (Hrsg.): Radio-Kultur (wie Anm. 5), S. 202f., 216-218.
- ¹¹³ Vgl. Fischer: Buchbesprechung (wie Anm. 26), S. 425. Ein anderer Autor rechnete mit drei bis vier Büchern in einer Sendung von der Dauer einer Viertelstunde. Vgl. Mittler (wie Anm. 32), Bl. 5. Bei der Funk-Stunde Berlin beispielsweise dauerte die Sendung »Stunde für Bücher« 1926 noch 75 Minuten, 1927-1931 blieb sie bei einer halben Stunde, so Lindemann: Literatur (wie Anm. 5), Bd. 3, S. 60f., S. 228.

- ¹¹⁴Vgl. Eckert: Das Buch im Rundfunk (wie Anm. 87), S. 175 sowie unter anderem »Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 9.
- ¹¹⁵Vgl. Eckert: Nicht nur Buchbesprechung (wie Anm. 112), S. 633 sowie Mahlberg: Der Rundfunk (wie Anm. 89), S. 138.
- ¹¹⁶Vgl. Eckert: Nicht nur Buchbesprechung (wie Anm. 112), S. 633.
- ¹¹⁷Eckert: Das Buch (wie Anm. 87), S. 175. Hier ging Eckerts Mahnung in dieselbe Richtung wie die von Goebbels festgestellte »Eintönigkeit und Langeweile« in der deutschen Presse. Vgl. auch Frei / Schmitz: Journalismus (wie Anm. 37), S. 45. Nach dem Verbot der Kunstkritik trugen wohl auch »Buchwürdigungen« im Rundfunk diese Charakterzüge, so daß auch Eckert die Redakteure wie Goebbels die Journalisten für interessantere Beiträge verantwortlich machte.
- ¹¹⁸Vgl. »Bericht zur innenpolitischen Lage, II. Kulturelle Gebiete, Nr. 47 vom 31. Januar 1940.« In: Boberach (Hrsg.): Meldungen (wie Anm. 66), S. 38 sowie Eckert: Nicht nur Buchbesprechung (wie Anm. 112), S. 633 sowie ders.: Was kann der Rundfunk (wie Anm. 22), S. 523 und Mittler (wie Anm. 32), Bl. 5.
- ¹¹⁹Vgl. Eckert: Der Rundfunk (wie Anm. 85), S. 197. Der Rücklauf und damit die Summe der ausgewerteten Antworten wurde mit 15 338 Karten beziffert.
- ¹²⁰Haß: Das Schrifttum (wie Anm. 107), S. 712 - 713.
- ¹²¹Ebd., S. 713.
- ¹²²Vgl. BAK R 2/ 4926, Bl.107 sowie Eckert: Der Rundfunk führt zum Buch (wie Anm. 85), S. 198.
- ¹²³Ebd., S. 198. Paul Ernst (1866 - 1933) zeigte in seinem Versdrama »Preußengeist«, das 1915 uraufgeführt wurde, die Tendenz »eines unverantwortlichen Nationalismus. Mit seinen zentralen Motiven wie »Pflichterfüllung«, »Soldatenehre« und »Gehorsam« paßte es in die nationalsozialistische Gedankenwelt (vgl. [Beitrag über] Paul Ernst. In: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers neues Literatur-Lexikon. München 1988, Bd. 5, S. 261 - 264, hier S. 262f.).
- ¹²⁴Eckert: Der Rundfunk (wie Anm. 85), S. 198.
- ¹²⁵Gaupp: Die Dichterstunde (wie Anm. 34), S. 142, 143. Siehe auch »Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 51.
- ¹²⁶Eckert: Die Dichter (wie Anm. 79), S. 120.
- ¹²⁷Ungerer: Fördert (wie Anm. 31), S. 153.
- ¹²⁸Hans Pradel: Rundfunk und epische Dichtung. In: Rufer und Hörer Jg. 3 (1933), S. 474 - 478.
- ¹²⁹Eckert: Rundfunk (wie Anm. 22), S. 635.
- ¹³⁰Rudolf Paulsen: Rundfunk und lyrische Dichtung. In: Der Rundfunk Jg. 1 (1937/38), S. 18ff., hier S. 20.
- ¹³¹Otto Henning: Schrifttumspflege und Vortragswesen. In: Bbl Jg. 104 (1937), S. 565 - 566, hier S. 565.
- ¹³²Wittenbrink: Zeitgenössische Schriftsteller im Rundfunk. In: Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 1098 - 1195, hier S. 1106.
- ¹³³Ungerer: Fördert (wie Anm. 31), S. 154.
- ¹³⁴Vgl. ebd., S. 154 sowie Schiller/Kutsch: Literatur (wie Anm. 1), S. 94 sowie Gaupp: Die Dichterstunde (wie Anm. 34), S. 144.
- ¹³⁵Wessels: Hörspiele (wie Anm. 5), S. 51 sowie Schiller / Kutsch: Literatur (wie Anm. 1), S. 99.
- ¹³⁶Lindemann: Literatur (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 207. Eine Teilnahme an dieser Sendung machte die Rundfunkarbeit für viele Autoren attraktiv, zumal der Berliner Sender vergleichsweise hohe Honorare zahlte, so Ernst Fischer: Der »Schutzverband deutscher Schriftsteller« (1909 - 1938): In: Archiv für Geschichte des Buchwesens Bd. XXI (1980); Sp. 1 - 666, dort Sp. 468).
- ¹³⁷Vgl. beispielsweise »Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 51.
- ¹³⁸Vgl. »Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 27. Hellmuth Langenbucher war damals Hauptschriftleiter des Börsenblattes und in der Redaktion Bearbeiter aller kulturpolitischen Fragen. Im Börsenverein war er als Geschäftsführer des »Fachvereins der Deutschen Leihbüchereien« und bis Ende 1934 als Leiter der Zweigstelle Berlin tätig. Vgl. Bbl Jg. 100 (1933), S. 763.
- ¹³⁹Vgl. »Mitteilungen der Werbestelle.« In: Bbl Jg. 102 (1935), Umschlag zu Nr. 27.
- ¹⁴⁰Vgl. Bbl Jg. 100 (1933), S. 223.
- ¹⁴¹Bbl Jg. 100 (1933), S. 777. Mit »Kaiserbuch« war Ernsts Drama »Preußengeist« gemeint, das auf einer Begebenheit aus der Jugend Friedrichs des Großen basiert (vgl. [Beitrag über] Paul Ernst. In: Walter Jens (Hrsg.): Kindlers neues Literatur-Lexikon. München 1988, Bd. 5, S. 261 - 264, hier S. 263).
- ¹⁴²Vgl. Bbl Jg. 100 (1933), S. 900 sowie Bbl Jg. 102 (1935), S. 287.
- ¹⁴³Ebd., S. 63.
- ¹⁴⁴Vgl. »Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch.« In: Bbl Jg. 102 (1935), S. 354, 356.
- ¹⁴⁵»Rundfunksendung und Dienst am deutschen Buch.« In: Ebd., S. 411ff., hier S. 412.
- ¹⁴⁶Glaser: Mehr Gemeinsamkeit (wie Anm. 11), S. 1008.
- ¹⁴⁷Vgl. Ebd., S. 1008f. Es konnte nicht ermittelt werden, ob Buchhandlungen zur damaligen Zeit sonntags geöffnet waren. Wenn nicht waren die anwesenden Kunden wohl eher eingeladene und verlässliche Interviewpartner. Spontane Äußerungen bargen eine Gefahr für das Regime.

- ¹⁴⁸ Klaus Köster: Rundfunk und Buch. In: Bbl Jg. 100 (1933), S. 733 - 734, hier S. 733.
- ¹⁴⁹ Ebd. S. 734.
- ¹⁵⁰ Vgl. BAK R 56 V/81, Bl.258 - 265.
- ¹⁵¹ Gerhard Hay: Rundfunk in der Dichtung der 20er und 30er Jahre. In: Wilfried B. Lerg / Rolf Steininger (Hrsg.): Rundfunk und Politik 1923 - 1975. Berlin 1975, S. 119 - 133, hier S. 128.
- ¹⁵² Joseph Goebbels: National-Sozialistischer Rundfunk. München 1935, S. 15.
- ¹⁵³ Goebbels (1942) zit. nach Hans Dieter Schäfer: Bücherverbrennung, staatsfreie Sphäre und Scheinkultur. In: Horst Denkler u. Eberhard Lämmert (Hrsg.): »Das war ein Vorspiel nur...«. Berlin 1985, S. 110 - 126, hier S. 115.
- ¹⁵⁴ Eckert: Der Rundfunk (wie Anm. 38) , S. 171.
- ¹⁵⁵ Vgl. Schäfer: Bücherverbrennung (wie Anm. 153), S. 110f.
- ¹⁵⁶ Eckert: Der Rundfunk (wie Anm. 38), S. 173.
- ¹⁵⁷ Karl Riha: Massensliteratur im Dritten Reich. In: Horst Denkler / Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976, S. 281 - 304, hier S. 281.
- ¹⁵⁸ Hermann Stresau zit. nach Schäfer: Bücherverbrennung (wie Anm. 153), S. 116.
- ¹⁵⁹ Saxer: Das Buch (wie Anm. 19), S. 217, 237.
- ¹⁶⁰ Ebd., S. 238.
- ¹⁶¹ Vgl. BAK R 56 V/ 17, Bl.132.
- ¹⁶² Vgl. Schäfer: Bücherverbrennung (wie Anm. 153), S. 115, 117.
- ¹⁶³ Hay: Rundfunk (wie Anm. 20), S. 379.
- ¹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 379.
- ¹⁶⁵ Saxer: Das Buch (wie Anm. 19), S. 209.
- ¹⁶⁶ Heiner Boehncke: Leseförderung durch das Radio? [Vortrag gehalten am 18.6.1996, Johannes Gutenberg-Universität Mainz].
- ¹⁶⁷ Ebd.
- ¹⁶⁸ Vgl. Hans Dieter Schäfer: Das gespaltene Bewußtsein. München/Wien 1982, S. 22.
- ¹⁶⁹ Vgl. BAK R 56 V/ 17, Bl.132.
- ¹⁷⁰ Die Eigenschaft des Rundfunks, in der damaligen Zeit eine Art Reservat für alte Werke der Dichtung und auch der Musik zu sein, erkannte auch Richard Kolb: Der Rundfunk, Vermittler der alten und Schöpfer einer neuen Kultur. In: Richard Kolb und Heinrich Siekmeier (Hrsg.): Rundfunk und Film im Dienste nationaler Kultur. Düsseldorf [1933], S. 60-76, hier S. 62.
- ¹⁷¹ Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991, S. 365 sowie Saxer: Das Buch (wie Anm. 19), S. 233.

Der DDR-Rundfunk und seine Hörer

Ansätze zur Rezeptionsforschung in Ostdeutschland (1945-1965)*

Die DDR-Sender einschließlich des Deutschen Dienstes von Radio Moskau seien äußerst unbeliebt, und regelmäßig würden westdeutsche Sender gehört, allen voran der deutsch-amerikanische RIAS: So etwa lassen sich die Behauptungen über die Radionutzung in Ostdeutschland zusammenfassen, die in den 50er Jahren in Westdeutschland kursierten.¹ Mehr Wissen war kaum vorhanden, und selbst beim Vorhandenen durften keine allzu großen methodologischen Ansprüche hinsichtlich seiner Herkunft gestellt werden. Im großen und ganzen wählte man deshalb im Westen den naheliegendsten Weg und schwieg sich über die Gegebenheiten im Osten einfach aus.² Wie hätte man auch selbst zuverlässig Daten in der DDR gewinnen sollen, oder wie wäre zumindest an die Daten der DDR heranzukommen gewesen?

Fragen dieser Art leiten aber leicht in die Irre. Sie unterstellen entweder, daß es in der DDR derartige Forschungsergebnisse gegeben habe, die nur geheimgehalten worden seien; oder - falls dies wirklich nicht der Fall gewesen wäre -, daß sie schon damals ohne weiteres hätten gewonnen werden können. Beide Annahmen sind aber durchaus problematisch, denn sie verlängern die Befunde späterer Zeiten, vor allem der 70er und 80er Jahre, unzulässig in die Vergangenheit. Erst seit Mitte der 60er Jahre wurde auch in der DDR kontinuierlich und systematisch repräsentativ-quantifizierende Hörer- (und Fernseher-)Forschung betrieben, deren Ergebnisse - nicht zuletzt aufgrund ihrer Validität - als geheime Verschlusssache behandelt wurden.³

Heißt dies nun aber, daß in den beiden Jahrzehnten von 1945 bis 1965 keinerlei Informationen über das Hörverhalten der DDR-Bürger gesammelt wurden und am Ende gar einer fakten gesättigten westdeutschen Rezeptionsgeschichte nur einige leere Blätter für den Osten angehängt werden könnten? Wer eine solche Schwarz-Weiß-Sicht kultivierte, würde die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen des Gegebenen völlig verkennen - im Osten wie im Westen. Denn hier wie dort bestand immer seitens des Rundfunks ein gewisses (allerdings nie zu überschätzendes) Interesse an Wissen über das Hörerverhalten, und hier wie dort bedurfte es eines längeren Diskussionsprozesses, bis sich schließlich jene Formen quantifizierender Rezipientenforschung als allein maßgebend durchgesetzt hatten, die bis heute vorherrschend sind.

Aufgrund dieser Gegebenheiten ist es sinnvoll, nicht nur auf die frühen Bemühungen des DDR-Rundfunks, die Gewohnheiten und Interessen seiner Hörer kennenzulernen, einzugehen, sondern auch einen kurzen Blick auf die methodologischen Diskussionen in der Bundesrepublik zu werfen, in denen die »Quantifizierer« im Stile Elisabeth Noelle-Neumanns keineswegs unangefochten das Feld beherrschten. Besondere Beachtung verdienen zwei Episoden der DDR-Hörerforschung, die trotz ihrer zeitlichen Begrenztheit wichtige Informationen haben bereitstellen können: das sozialstatistische Intermezzo der »Wissenschaftlichen Abteilung zur Erforschung der Hörermeinung« 1956/57 und die fast schon einem qualitativen Paradigma folgenden Bemühungen des Senders Radio DDR in den Jahren 1956 und 1964. Damit ist auch schon das Ende des Untersuchungszeitraums erreicht, und es braucht nur noch kurz auf die neuen Weichenstellungen, die zu den 70er und 80er Jahren hinüberleiteten, eingegangen werden.

Am Anfang aber müssen ein paar Bemerkungen zur parteioffiziellen Programmatik stehen, denn wie vieles andere auch waren die ersten Anläufe des DDR-Rundfunks zur Hörerforschung nicht nur an Sachproblemen orientiert, sie waren ebenso im Koordinatensystem der SED-Ideologie eingebunden. Neben der »Parteilichkeit« war »Massenverbundenheit« für die Arbeiter- und Bauern-Partei ein vielbeschworener Leitwert, an dem sich auch die von ihr dirigierte Massenmedien auszurichten hatten.

Widersprüchliche Leitwerte: »öffentliche Meinung« zwischen Parteilichkeit und »Massenverbundenheit«

Es dauerte verhältnismäßig lange, bis in der Sowjetunion in Auseinandersetzung mit westlichen Forschungsergebnissen eine einigermaßen in sich geschlossene Theorie der öffentlichen Meinung und aller damit zusammenhängenden Probleme erarbeitet worden war. Obwohl Alexander Konstantinowitsch Uledows Monographie im russischen Original 1963 erschien, als man sich in der DDR endgültig dafür entschied, westliche Methoden der Sozialforschung zu übernehmen (worauf später noch näher einzugehen ist), war sie jedoch alles andere als vorauswei-

send. Weil sie vielmehr einen Überblick über das Zurückliegende bot, kann sie gut als Einstieg in die Beschäftigung mit den ideologischen Gegebenheiten der 50er Jahre genutzt werden.⁴

Uledow wies den Begriff der öffentlichen Meinung nicht etwa zurück, um dagegen den Primat kommunistischer Ideologie zu setzen, sondern er verband beide zu einer derart kunstvollen Einheit, daß er am Ende daraus so frappierende Schlüsse ziehen konnte, daß vorhandene Inkonssequenzen kaum noch ins Auge sprangen. Seiner Definition gemäß war »öffentliche Meinung« das »einmütige Urteil des Volkes zu Fragen des gesellschaftlichen Lebens, die die allgemeinen Interessen berühren und eine praktische Lösung fordern.«⁵ Eingedenk marxistischer Welt- und Geschichtserkenntnisaxiome konnte »Volk« dahingehend spezifiziert werden, daß als »Träger der öffentlichen Meinung die Klassen der Gesellschaft« zu betrachten seien, »deren spezifische Interessen mit den gesellschaftlichen Interessen übereinstimmen, die Klassen also, die am gesellschaftlichen Fortschritt interessiert sind.«⁶ Da die »Grundanliegen aller Werktätigen«, die »mit der objektiven Entwicklungsrichtung des historischen Prozesses zusammenfallen«, nach Uledow ihren adäquaten Ausdruck in der marxistisch-leninistischen Ideologie fanden, galt der Schluß, daß »die marxistisch-leninistische Ideologie in der sozialistischen Gesellschaft die Ideenwelt ist, von der das Volk überzeugt ist.«⁷

Nachdem auf diese Weise die grundsätzliche Perspektive festgelegt war, konnte sich Uledow Spezialproblemen zuwenden wie etwa den »Methoden der Meinungsforschung«, indem er auf einen spezifischen Vorteil verwies: »In einer sozialistischen Gesellschaft (...) läßt sich die wirkliche Volksmeinung aus ihren Äußerungen in der Presse, im Rundfunk und Fernsehen (...) erschließen, weil alle diese Mittel, die früher den Ausbeuterklassen dienten, hier dem Volke selbst zur Verfügung stehen.«⁸ Die vollständige Harmonie zwischen Ideologie und öffentlicher Meinung, zwischen Parteilehre und Volkes Stimme wurde nur durch Unzulänglichkeiten der Praxis getrübt, die zum Eingeständnis zwangen, daß »sich ein zutreffendes Urteil über die wahre Volksmeinung nicht allein aus den Beiträgen in Presse, Rundfunk und Fernsehen gewinnen« läßt.⁹ Als Alternativen wurden von Uledow vor allem drei Methoden diskutiert: die »Befragungsmethode« (, die jedoch »nicht die Hauptmethode der soziologischen Forschung sein« könne), »die Methode der das ganze Volk erfassenden Diskussion« sowie »die Methode, Zuschriften der Werktätigen an staatliche Institutionen, gesellschaftliche Organisationen, Zeitungen und Zeitschriften usw. zu untersuchen«. Letztere besaß vor allem dadurch eine Art höhere Weihe,

weil ihr doch schon von Lenin große Bedeutung zugemessen worden war.¹⁰

Die angesprochenen praktischen Probleme der Verbindung von Massen und Medien waren in der ostdeutschen Medienpolitik unter dem Stichwort »Massenverbundenheit« thematisiert worden. Das Stichwort wurde den Praktikern aus Presse und Rundfunk vor allem auf den beiden Konferenzen der SED in den Jahren 1950 und 1951 vorgegeben, auf deren Tagesordnung die Proklamation einer »Presse neuen Typs« stand. Die daraus folgende Aufgabe, das Gemeinte zu konkretisieren, wurde dem im Januar 1951 gegründeten Institut für Publizistik und Zeitungswissenschaft an der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig (seit September 1954: Fakultät für Journalistik an der Karl-Marx-Universität) übertragen. Dort wurde zunächst einmal das Naheliegende ausgeschlossen: »Massenverbundenheit« bedeute nicht, »den Massen nach dem Munde« zu reden und »sich auf noch vorhandene rückschrittliche Stimmungen und Anschauungen« hin zu orientieren. An erster Stelle habe statt dessen die bewußte Führung der Massen durch die Partei zu stehen.¹¹ Um aber ein wirkungsvolles »Instrument der Verbindung der Partei zu den werktätigen Massen« sein zu können, brauchte die Presse »selbst eine enge Verbindung mit den Massen.«¹² Neben dem Ausbau der Volkskorrespondentenbewegung, der Förderung einer Art ehrenamtlicher freier Mitarbeiter, war deshalb vor allem viel Gewicht auf die Bearbeitung der Leserbriefe zu legen.

Der Zwiespalt war von Anfang an offenkundig: Auf der einen Seite wurde größter Wert auf die »Parteilichkeit« der Medien gelegt (in der Regel war von der Presse die Rede und nur in irgendeinem Halbsatz auch der Rundfunk einbezogen), auf der anderen Seite aber sollte doch den Bedürfnissen und Interessen, sowie schließlich auch der Kritik der Massen Rechnung getragen werden. Daß sich daraus ein Widerspruch entwickeln, daß darin ein Problem liegen könne, diese Möglichkeit war für die Parteispitze anscheinend gar nicht vorhanden. Vehement kritisierten vor allem Walter Ulbricht und Hermann Axen, der Spezialist für Agitation, auf der zweiten Konferenz der SED zur Presseentwicklung im März 1951 die »Unterschätzung der Bearbeitung der Leserbriefe« und forderten, daß mit den »ernsten Mängeln« in der Leserbriefarbeit »radikal Schluß gemacht werden« müsse.¹³

Die scharfe Medienkritik durch die Parteispitze wurde jeweils sofort in ebenso heftige Selbstkritik transformiert. Hans Mahle, Ulbricht-Mitarbeiter der ersten (Nachkriegs-)Stunde und Generalintendant des DDR-Rundfunks, bezichtigte denn auch seine Institution während der Inten-

dantenkonferenz am 30. Januar 1951 - zwischen den beiden ersten SED-Konferenzen - dreier Hauptmängel: nicht nur der »mangelnden ideologischen Klarheit vieler Mitarbeiter über die Rolle des Rundfunks als machtvoll Instrument der demokratischen Kräfte« in außen- wie innenpolitischer Hinsicht, sondern auch des »mangelnden Kontaktes (...) mit den Massen des Volkes«. ¹⁴ Man hatte also gegen beide zentralen Prinzipien verstoßen, das der Parteilichkeit und das der »Massenverbundenheit«.

Die mangelnde ideologische Klarheit scheint aber zumindest in puncto »Massenverbundenheit« bis in die Spitze des DDR-Rundfunks hinein geherrscht zu haben, denn anders ist nicht zu erklären, warum man sich zunächst einmal an traditionell bürgerliche Methoden hielt und zur Informationsbeschaffung über Hörerinteressen und Bedürfnisse auf verschiedene Formen der Hörerbefragung zurückgriff. Damit hatte es jedoch schnell ein Ende. Nach der zweiten Konferenz über die Presse war klar, daß die Auswertung der Hörerpost im Zentrum einer dem Postulat der »Massenverbundenheit« unterworfenen Hörerforschung zu stehen hatte. An Umfragen bestand einige Jahre hindurch kein Interesse mehr.

Erste Bemühungen zur Erforschung von Hörermeinungen (1950-1956)

Über die Beurteilung der Qualitäten des DDR-Rundfunks durch die Bevölkerung brauchten sich die verantwortlichen Programmgestalter Anfang der 50er Jahre keinen Illusionen hinzugeben. Schon die ersten Umfrageergebnisse lieferten mehr oder minder niederschmetternde Befunde und waren durchaus geeignet, etwaige Festtagsgefühle zu dämpfen, die im Kontext ihrer Präsentation wahrscheinlich vorhanden waren. Sie wurden nämlich vorgestellt, als am 11. und 12. Mai 1950 eine große Tagung der Rundfunkverantwortlichen anlässlich des fünfjährigen Bestehens des DDR-Rundfunks stattfand.

Alfred Duchrow vom Berliner Rundfunk, wie Mahle einer der Männer der ersten Stunde, der unter anderem erster Sekretär der Betriebsparteiorganisation der KPD im Funkhaus an der Masurenallee gewesen war, nahm bei seinem Referat kein Blatt vor den Mund. Zwar konnte er konstatieren, »daß die Booggi-Wooggi-Musik (!) fast einheitlich abgelehnt und das Musikprogramm des Berliner Rundfunks einheitlich dem des RIAS vorgezogen wird«, aber bei »unserem eigentlichen Anliegen«, dem politischen Wort, sah es schlecht aus:

»Fast einhellig wurde mit mehr oder weniger höflichen oder unhöflichen Worten zum Ausdruck gebracht, wir brächten zuviel Wort, zu schweres Wort, wir brächten vor allem in den Stunden, in denen der Hörer keine Wortsendungen mehr physisch aufnehmen in der Lage wäre, viel zu viel Wort und viel zu wenig leichte Musik. Die Fabrikarbeiter und auch die Angestellten - ich registriere hier nur, ohne zu werten - wollen nach 20[.00] Uhr überwiegend Musik, Unterhaltungsmusik hören und behaupten, sie seien körperlich nicht mehr in der Lage, größere Wortkomplexe in sich aufzunehmen und sich ernsthaft und gründlich mit politischen Problemen zu beschäftigen.«

Nachdrücklich machte Duchrow klar, daß es sich dabei tatsächlich um die Stimme des werktätigen Volkes handelte, denn die Umfrage war im Elektroapparatewerk Treptow, einem der größten (Ost-)Berliner Industriebetriebe durchgeführt worden. Von den etwa 5 000 verteilten Fragebögen (über deren konkreten Inhalte keine Informationen vorliegen) waren zwar nur etwa 1 000 zurückgekommen, aber Duchrow war sich sicher:

»Die Zettel, die zurückgekommen sind, geben ein wirkliches Spiegelbild, und zwar um so mehr, als sie nur unsere schon seit langem bei unseren Reportagen in den Betrieben, unseren Gesprächen in Organisationen, Versammlungen usw. gemachten Erfahrungen bestätigen.«

Über die zitierten Gesamturteile hinaus ermöglichte die Befragung noch differenziertere Beobachtungen, denn neben allgemeinen Programmbeurteilungen war auch nach konkreten Bewertungen gefragt worden, nach Zensuren für einzelne »politische Wortsendereihen«. Explizit thematisierte Duchrow dabei die Diskrepanz zwischen Experten- und Hörermeinung, indem er herausstrich:

»Und dabei gab es nun einige Überraschungen, nämlich daß Sendereien, die vielfach in Kollegenkreisen so leichthin abgetan werden, die man manchmal sogar nicht ganz voll nahm, und von denen man glaubt, daß sie in unserer Wechselbeziehung mit den Hörern keine große Rolle spielen, gerade eine sehr große Rolle spielen. An der Spitze steht nämlich unsere Sendereihe »Kunterbunt am Morgen«. Diese Sendereihe ist eine ausgesprochene Gemischtsendung und läuft morgens zwischen 6[.00] und 7[.00] Uhr. Sie hat nicht nur die beste Durchschnittszensur, nämlich 1,7 (...), sondern sie hat auch die meisten Zensuren überhaupt. (...) Eine solche Sendereihe wie »Welt im Funk«, die gerade in der Kollegenschaft meist außerordentlich gut bewertet worden ist, fällt verhältnismäßig weit ab, hat weit weniger als die Hälfte der Gesamtzensuren zum Beispiel von »Kunterbunt am Morgen« und »Stadtreporter und Pulsschlag« und auch eine schlechtere Durchschnittsnote.« ¹⁵

Nicht zuletzt erforderte das Problem der technischen Empfangsmöglichkeiten einige Aufmerksamkeit. Duchrow mußte konstatieren: Es wimmelte »von Klagen über schlechte Empfangsbedingungen«, und dieses Ergebnis stand sogar ganz im Zentrum des Berichtes über eine andere Umfrageaktion, der ein halbes Jahr später, ebenfalls während einer Intendantenkonferenz, im Januar 1951, vorgetragen wurde. Beim Landessender Dresden war man beunruhigt über die geringe Leserbriefresonanz gewesen - im September 1950 waren es »täglich nicht mehr als 2-3«. Zunächst wollte man deshalb einmal wissen, wie die Empfangbarkeit des Senders wäre, zudem konnten aber auch Vorschläge zur Programmgestaltung gemacht werden. 432 000 Doppelpostkarten wurden an alle Hörer in Ost-sachsen versandt - nur 9 000 Karten kamen zurück. Die Befunde waren trotzdem eindeutig. Schon die Voraussetzungen für das Hören überhaupt waren miserabel: »Von fast allen Hörern [wurde] bemängelt, daß der Landessender Dresden sehr schlecht empfangen werden kann.« Und die Begeisterung über das Programm selbst hielt sich auch in engen Grenzen. Statt dessen überwogen Kritik und Forderungen, die schon von Duchrow vorgetragen worden waren,

»daß mehr Sendungen unterhaltenden Charakters gefahren werden, mehr Humor, mehr bunte Sonntagsnachmittagssendungen, mehr Kunterbunt am Vormittag, und es wird vorgeschlagen, daß die Kunterbuntsendungen, eine der beliebtesten Sendungen des Landessenders, auch in die Abendstunden übernommen werden.«¹⁶

Die Auswertung einer weiteren Umfrage des Berliner Rundfunks, über die Generalintendant Mahle ebenfalls im Januar 1951 berichtete, kam inhaltlich zu ganz ähnlichen Ergebnissen: Volkes Stimme, der Ruf nach mehr Unterhaltung im Rundfunkprogramm, war nicht zu überhören.¹⁷

Dies konnte nicht schöngeredet werden - trotz erheblicher methodologischer Unzulänglichkeiten. Praktisch war die Aktion nämlich folgendermaßen gelaufen: Die Fragebogen waren der Rundfunkzeitschrift beigelegt worden. Sie sollten ausgefüllt einfach unfrankiert in den nächsten Briefkasten geworfen werden. Der Adressat war aufgedruckt: das Amt für Information, und der Einführungstext ließ keinen Zweifel daran, wo dieses Amt angesiedelt war: bei »der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik«. Abgefragt wurden mit sieben Fragen die Empfangsverhältnisse, allgemeine Programmrteile (»3. Welche Sendungen gefallen Ihnen und warum? 6. Was müßte Ihrer Meinung nach geändert werden?«) und der Umgang mit der Rundfunkzeitschrift. Anonymität war dabei nicht vorgesehen. Ausdrücklich verlangte die Absenderanga-

be neben Beruf und Alter auch Namens- und genaue Wohnortangabe.¹⁸

Der Rücklauf wurde nur sehr oberflächlich ausgewertet, jedenfalls soweit ein Zwischenbilanz ziehender Bericht schließen läßt. Absolute Zahlen wurden darin überhaupt nicht genannt, am genauesten war noch die Angabe: »Der größte Teil der Hörermeinungen kommt von Rentnern und Jugendlichen. Vorwiegend schreiben männliche Personen. (Durchschnittlich 75% Zuschriften von männlichen, ungefähr 25% von weiblichen Hörern).« Im übrigen wurde auf soziographische Zuordnungen völlig verzichtet und seitenlang Impression an Impression (»Die Wortsendungen sollen kürzer gebracht werden. Mehrere Hörer betonen, daß die Reportagen oft zu trocken und schlecht vorbereitet sind.«) gereiht.¹⁹

Dem auf der Intendantenkonferenz vorzutragenden Fazit Mahles und seiner Forderung, »dazu überzugehen, daß wir bei der zukünftigen Befragung der Hörer konkreter sein müssen, [da wir] bisher (...) zu allgemein gefragt und allgemeine Antworten bekommen« haben, ist deshalb nur zuzustimmen. Allerdings wurde dieser Ansatz nicht weiter verfolgt. Die Parteidoktrin setzte andere Prioritäten: Im Sinne der ideologischen Forderung nach »Massenverbundenheit« sollte die Hörermeinung mit anderen Mitteln erkundet werden. Statt die Fragebogenaktionen fortzusetzen, wandte man sich verstärkt der Hörerpostauswertung und der neuen Form systematisch betriebener Hörerversammlungen zu.

Beide Ansätze waren zwar schon 1950 verfolgt worden,²⁰ gewannen aber in den folgenden Jahren zunehmend an Gewicht. Als im Herbst 1952 die Rundfunkorganisation nach dem Vorbild der Sowjetunion grundlegend umgestaltet wurde,²¹ erhielt der Bericht über die eingegangene Hörerpost sogar einen festen Platz in den täglichen »Kritiksitzen«, in denen das Programm des vorangegangenen Tages und die Reaktionen darauf durchgesprochen wurden. Allerdings war die Aussagekraft bei täglicher Hörerpostauswertung nicht zuletzt aufgrund extremer quantitativer Schwankungen sehr begrenzt. Und selbst wenn - wie am 14. Oktober 1952 - einmal 593 Hörerbriefe gezählt wurden, war es doch für alle an Programmkritik Interessierte ernüchternd zu sehen, daß 90 Prozent (537) davon nur Zuschriften zur Aufbau-Lotterie und zu Preisfragen waren oder musikalische Glückwünsche artikulierten. Immerhin wurde schon kurz nach Anlaufen der wichtigsten Neuerungen klar, daß alle ideologisch begründeten Profilierungsbemühungen daran scheiterten, »daß die Hörer die Programme I, II und III schlecht oder gar nicht unterscheiden können.«²²

Vom wachsenden Unmut in der Bevölkerung während der ersten Hälfte des Jahres 1953 blieb auch der Rundfunk nicht verschont. Erste Versuche, die Programmkritik unter anderem dadurch zu kanalisieren, daß in der offiziellen (und einzigen!) Rundfunkzeitschrift eine große Rubrik »... und was sagt der Hörer?« eingerichtet wurde,²³ hatten zunächst einmal wenig Erfolg. Erst der Aufstand am 17. Juni 1953 führte zu tiefgreifenden Veränderungen - im allgemeinen, im Rundfunkprogramm und in puncto »Hörerverbindung«. Die Parteispitze - das Zentralkomitee - formulierte nämlich im Juli als »die politische Hauptaufgabe die Gewinnung der überwältigenden Mehrheit der Arbeiterklasse«, und Fred Oelßner, als neuer für die Agitation (und damit für Presse und Rundfunk) zuständiger Sekretär, konkretisierte, daß die Bemühung um Leser- und Hörerbrieft »die erste und große Sorge aller Redaktionen« bei Presse und Rundfunk sein müsse.²⁴

Eine solche Forderung scheint nach Institutionalisierung und Formalisierung verlangt zu haben. Im Rundfunk wurden erstmals am 11. Dezember 1953 und dann monatlich folgend umfangreiche Berichte über die eingegangene Hörerpost vorgelegt. Grundsätzlich waren diese Berichte dreigeteilt: nach einem allgemein statistischen Teil folgten qualitative Beschreibungen und schließlich ein Überblick über die berichteten Empfangsstörungen.

Im Februar 1954 wurden beispielsweise 30 751 Zuschriften von der Redaktion Hörerverbindung ausgewertet. Reaktionen, die nicht aus der DDR stammten, waren dabei mit der Lupe zu suchen. Gerade einmal 84 Zuschriften waren aus Westdeutschland, Westberlin und dem Ausland eingetroffen. Auch die »zahlenmäßige Gliederung der Fragen, zu denen die Hörer Stellung nahmen«, bot eindeutige Ergebnisse: 15 171 Zuschriften galten der Schlagerlotterie, 4 418 anderen Preisfragen und 8 371 Musik- und Hörerwünschen. Das waren 91 Prozent aller Hörerzuschriften. Bei den zentralen politischen Fragen sah es bei den Zuschriften ganz anders aus:

Kampf f[ür] Einh[eit] u[nd] Frieden DDR	17
" " " " WD u[nd] WB ²⁵	12
Friedenskampf der SU u. VD ²⁶	17
Fragen über die SU	-

Daran anschließend wurde auf acht Seiten referiert, was in den Zuschriften »im wesentlichen« zum Ausdruck gekommen sei, ohne daß Zusammenhänge zum statistischen Teil hergestellt worden wären. Dabei mußte die Qualität des Berichteten ganz unterschiedlich beschaffen sein. Denn immerhin waren etwa zur Reihe »Kunterbunt am Vormittag« (»Die Hörer finden diese Sendereihe ansprechend, unterhaltend,

aktuell und lehrreich. Die Wortbeiträge sollen kurz sein, die Kochrezepte sind sorgfältiger auf die Möglichkeiten im Haushalt der werktätigen Familien abzustimmen«) 9 124 Zuschriften eingegangen, während es beim Hörspiel nur 44, allerdings »ausschließlich positive Stellungnahmen« waren.

Seit Frühjahr 1955 berichtete die Redaktion Hörerverbindung nicht nur über die Auswertung der Hörerpost, sondern auch über die Hörerver sammlungen. Diese Form der Kontaktaufnahme zwischen Rundfunk und Hörern wurde allem Anschein nach seit Sommer 1950 vom DDR-Rundfunk gepflegt. Zunächst war es nur darum gegangen, Propaganda für den großen Wahltag am 15. Oktober zu betreiben, an dem die Volksvertretungen auf allen Ebenen anhand von Einheitslisten bestätigt werden sollten. Dann aber hatte man die Öffentlichkeitswirksamkeit derartiger Veranstaltungen erkannt, zumal wenn sie mit einem gewissen Unterhaltungsangebot von seiten des Rundfunks ergänzt wurden. Von Juni 1950 bis Januar 1951 wurden allein vom Mitteldeutschen Rundfunk 88 Hörerversammlungen veranstaltet.²⁷

Schon bald ging man dazu über, auch die Hörerversammlungen nach Plan zu organisieren und nichts dem Zufall zu überlassen. Im November 1953 etwa sollten zwölf Versammlungen stattfinden, darunter am Dienstag, dem 10. November: »Hörerversammlung mit ca. 150 Personen in einem Aufklärungslokal der Nationalen Front in Erfurt.«²⁸

Daß auf diese Weise kaum ernstzunehmende Stellungnahmen zum Rundfunkprogramm zustandekommen konnten, wurde anscheinend selbst den Verantwortlichen im (Ost-)Berliner Funkhaus schnell klar. Um die zentralen Defizite abzubauen, beschritt man vor allem drei Wege: Zum einen versuchte man den Teilnehmerkreis insofern zu strukturieren, daß entweder nur eine bestimmte Hörschicht eingeladen wurde oder - wesentlich schwieriger - ein möglichst repräsentativer Querschnitt durch die Bevölkerung. Zum anderen kam man davon ab, ohne irgendwelche thematische Vorgaben zu tagen. Statt dessen wurden vorab »bestimmte Abhörvorschläge von Sendungen durch Plakatanschlag, über Funkzeitung, Betriebsfunk usw. gegeben, damit die Besucher im voraus wissen, welche Sendungen, bzw. welche Probleme besprochen und nicht nur allgemeine Programmdiskussionen geführt werden.«²⁹ Und schließlich wurden auch noch Bänder mit Sendungsmitschnitten abgespielt, was »immer wieder« zu der Beobachtung führte, »daß die Besucher teilweise erstaunt sind, welche interessanten und guten Wortsendungen wir in unserem Programm haben.«³⁰

Die Auswertung dieser Veranstaltungen - 1957 sollen es 156 mit »ca. 20 275 Besuchern« gewesen sein³¹ - blieb zumeist völlig deskriptiv-oberflächlich, da in den abschließenden Protokollen nur sehr summarisch spezifische Positionen erarbeitet wurden und ansonsten Statement auf Statement folgte.³² Nur selten wurde versucht, darüberhinausgehende Zusammenfassungen zu formulieren wie etwa zu dem Komplex »Einführung des Sommerprogramms« 1956.³³ Allerdings überwogen auch in diesem Fall die kaum eindeutig zu interpretierenden Aussagen: »Einstimmig ein Ja« sei als Antwort auf die Frage gegeben worden, ob »sich das Programm des Rundfunks in der letzten Zeit gebessert« habe, und weiter: »Unser Musikprogramm hat sich nach den Aussagen der Hörer gebessert. Der Wunsch nach leichter Musik (Lincke, Kollo, Operetten) in der Morgen- Mittags- und 17.00-19.00 Uhr-Zeit ist immer noch vorhanden.«

Von der großen Bedeutung, die in ideologischen Verlautbarungen dem Thema »Massenverbundenheit« zugemessen wurde, konnte die empirische Hörerforschung in der DDR während der frühen 50er Jahre kaum profitieren. Sie mußte sich darauf beschränken, Leserbriefe auszuwerten und Hörerversammlungen zu veranstalten. War auf diese Weise schon einmal ihre Leistungsfähigkeit erheblich begrenzt, so kommt noch hinzu, daß die Programmacher die Ergebnisse (wie ihre Arbeit überhaupt) kaum beachteten. »Massenverbundenheit« war ein publizistischer Leitwert, an dem sich die Praktiker nur begrenzt orientierten. Die diesbezüglichen Klagen aus der Redaktion Hörerverbindung sind Legion. Bericht um Bericht zeigte das gleiche Bild wie das vom 15. März 1954: 306 Hörerbriefe hatte die Redaktion Hörerverbindung ab 21. Januar an andere Redaktionen und Abteilungen weitergeleitet. Bis zum 6. März waren davon gerade einmal 48 beantwortet worden, 258 (= 85 Prozent) wurden unter der Rubrik »unerledigt« verbucht.³⁴ Im Juli sah sich die Rundfunkleitung genötigt einzugreifen. Sie beschloß, alle Redakteure zur Teilnahme an einem Seminar zum Thema: »Die Festigung und Stärkung der Verbindung mit den Massen als wichtige Voraussetzung für eine bessere und wirksamere Funkarbeit« zu verpflichten. Außerdem sollte alle Post zukünftig innerhalb von drei Wochen beantwortet sein und eine engere Zusammenarbeit zwischen den Redaktionen und der Redaktion Hörerverbindung erfolgen.³⁵ Ob das Seminar stattfand, konnte nicht ermittelt werden, aber immerhin verbesserte sich die Quote der beantworteten Hörerbriefe langfristig ganz erheblich. Im April 1956 kam man jedenfalls zum Ergebnis, daß von 1 505 im Februar eingegangenen Briefen nur

noch 290, weniger als 20 Prozent, unbearbeitet geblieben seien.³⁶

Mangelndes Interesse mußte auch bei der Auswertung der Hörerversammlungen beklagt werden:

»Die Mitschnitte der Höreraussprachen, die im Zwischenarchiv lagern, wurden bis jetzt fast gar nicht von den Redaktionen, trotz wiederholter Hinweise, abgehört und auch sendemäßig nicht ausgenutzt. Auf die Zustellung der Protokolle an die verantwortlichen Redakteure gibt es fast gar keine Hinweise oder neue Aufgabenstellungen für zukünftige Aussprachen.«³⁷

Der Hörerforschung fehlte also der Rückhalt in der eigenen Institution, und valide Daten waren auf die geschilderte Weise schwerlich zu bekommen. Allerdings: Sah es zu dieser Zeit beim Rundfunk in Westdeutschland so ganz anders aus?

Exkurs: Hörerforschung in der Bundesrepublik der 50er Jahre

Angesichts der nachweisbaren relativen Bedeutungslosigkeit des Themas Hörerforschung selbst für die Programmgestalter könnte es als übertrieben gelten, von einem Paradigmenstreit in der westdeutschen Hörerforschung der frühen 50er Jahre zu sprechen. Doch unter den wenigen der an dieser durchaus vehement geführten Auseinandersetzung Beteiligten ging es tatsächlich um zentrale Prinzipien. Den Verfechtern empirischer und quantifizierender Hörerforschung, unter denen Elisabeth Noelle-Neumann eine zentrale Position einnahm, wurde der Weg in eine »Sackgasse« vorgeworfen, an deren Ende nur die »Hörerdiktatur« würde stehen können.³⁸

Zunächst einmal schien die Position der Empiriker aber gar nicht so schlecht zu sein. Schon unter nationalsozialistischer Herrschaft hatten sie damit begonnen, Methoden und Ergebnisse der verhältnismäßig weit entwickelten amerikanischen Meinungsforschung wissenschaftlich zu studieren und einer gewissen Fachöffentlichkeit vorzustellen.³⁹ Nach Kriegsende konnte dies nicht nur bruchlos fortgesetzt,⁴⁰ sondern auch durch Anschauungsunterricht im eigenen Land ergänzt werden.⁴¹ Zudem war es da und dort an den westdeutschen Rundfunkstationen möglich, die Theorie durch praktische Arbeit zu ergänzen. Schwerpunkte bildeten sich zunächst einmal beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) in Hamburg und beim Süddeutschen Rundfunk (SDR) in Stuttgart.⁴²

Die Stuttgarter Bemühungen verdienen im Rückblick besondere Beachtung, weil sie von Anfang an und über Jahrzehnte hin mit erstaun-

licher Konsequenz verfolgt wurden. Es erwies sich als besonderer Glücksfall, daß der seit 1949 amtierende Intendant Fritz Eberhard nicht nur über praktische Erfahrungen mit dem angelsächsischen Rundfunk und der dortigen Hörforschung verfügte, sondern durch die Entscheidung für die Zusammenarbeit mit Elisabeth Noelle-Neumann und ihrem Institut für Demoskopie in Allensbach auch die Basis für fruchtbares Forschen legte. Schon die ersten Ergebnisse waren in der Lage, liebgewordene - und bis heute für diese Zeit vertretene - Behauptungen etwa über die Intensität des Radiohörens zu widerlegen. Man stellte nämlich fest, daß

»von 100 Befragten 25 planlos und wahllos hören, 22 einzelne Sendungen einstellen, 19 ihr Gerät pausenlos tönen lassen und gelegentlich auch einmal hinhören, 13 bestimmte Programme einschalten, 9 Entdeckungsreisen im Äther machen und 12 nur ganz selten hören und ohne feste Gewohnheiten.«⁴³

Interessanter als die Ergebnisse im einzelnen (die zudem leicht greifbar sind⁴⁴) ist die Kritik, die der gesamte Ansatz fand. Schon bald gerieten die auf Umfragen und statistischen Methoden beruhenden Forschungen nämlich unter heftigen Beschuß von zwei Seiten: Die eine bestritt nicht die Gültigkeit der Ergebnisse, sondern kritisierte nur deren - mögliche - Verwertung, die andere beschritt den umgekehrten Weg. Die eine versuchte die ihrer Ansicht nach gefährdete Autonomie der Programmverantwortlichen zu retten, die andere verfocht einen alternativen methodischen Forschungsansatz.

Vor allem im Stuttgarter Funkhaus schlugen immer wieder die Wogen hoch, wenn im SDR-Rundfunkrat und seinen Ausschüssen über den Sinn repräsentativer Hörerbefragungen und die Verwertung ihrer Ergebnisse diskutiert wurde. Besonders der Vorsitzende des Kulturausschusses erwies sich als Meinungsführer, wenn er die »Massenbefragungen« als »Zeichen der Unsicherheit« der Programmgestalter interpretierte und darauf bestand, daß die Ergebnisse der »kulturellen Marktforschung« nicht in Einklang mit der Verantwortung des Rundfunks »für eine gediegene kulturelle Leistung« gebracht werden könnten.⁴⁵ Im vom Bewußtsein seines hohen Kultur- und Bildungsauftrags geprägten öffentlich-rechtlichen Rundfunk war das - höchstens einmal in Frageform verkleidete - Argument wohlfeil,

»ob sich der Rundfunk die Gestaltung seines Programms auf irgendeinem Gebiet von dem Willen einer wirklichen oder imaginären Mehrheit vorschreiben lassen, anders ausgedrückt, ob die Masse Inhalt und Niveau des Rundfunks bestimmen soll.«⁴⁶

Nun war es nicht schwer, diesen Einwand inhaltlich zu entkräften. Auch die Programmverant-

wortlichen in Stuttgart waren derart von der Verbindlichkeit ihres Programmauftrags überzeugt, daß sie nicht zu den Inhalten ihres Programms, sondern nur zu Äußerlichkeiten seiner Präsentation den Rat der Meinungsforscher einzuholen bereit waren. Letztlich ging es ihnen nur darum, durch die Hörforschung zu erfahren, wie die vorab geplanten Programmschwerpunkte am besten den Hörern zu vermitteln seien. Und diesem Ansatz konnten sich auch die die Gelder für die Hörforschung in Stuttgart bewilligenden Gremien nicht verschließen.

Trotzdem: das Diktum der »Hörerdictatur« saß tief, und die Stilisierung der »Führungsaufgabe« der Programmgestalter tat ein übriges, um die Vorbehalte gegen die Meinungsforschung in den maßgebenden Leitungen der Rundfunkanstalten zu verfestigen. Zudem konnte man sich dabei auch darauf berufen, daß ja bei den Meinungsforschern selbst alles andere als Einigkeit herrschte.

Als einer der profiliertesten Kritiker des Ansatzes von Gerd Eckert,⁴⁷ Wolfgang Ernst⁴⁸ und Elisabeth Noelle-Neumann, zeigte sich der beim Hessischen Rundfunk für Hörforschung zuständige Wolhart Müller. Immer wieder wies er darauf hin, daß die quantitative Hörforschung ja doch nur Altbekanntes reproduziere und die Bedürfnisse der Programmgestaltung einen ganz anderen Forschungsansatz erfordere.⁴⁹ Er lehnte also keineswegs die Hörforschung überhaupt ab, sondern er wollte den quantitativen durch einen qualitativen Ansatz ersetzt wissen. Unter seinen Vorschlägen, wie dies praktisch zu bewerkstelligen sei, findet sich einer, der durchaus als Vorwegnahme der in Ostdeutschland gepflegten Hörerversammlungen zu bewerten ist:

»Kleine, ausgesuchte Gruppen bestimmter Bevölkerungsschichten, eine Gruppe von Arbeitern, eine Gruppe aus einer kleinen Dorfgemeinde, eine Gruppe von Sekretärinnen, eine Gruppe von Hausfrauen - sie bringe man in das Studio, führe ihnen eine oder zwei bestimmte Sendungen vor und frage sie, unterhalte sich mit ihnen. (...) Nicht auf die genaue Prozentzahl der zufälligen Hörer, sondern auf das Urteil einer begrenzten Zahl von Einzelpersonen sowie auf den ganzen Hintergrund dieses Urteils kommt es an.«⁵⁰

Große Bedeutung maß daneben nicht nur Müller der intensiven Auswertung der Hörerpost zu.⁵¹ Über deren Aussagekraft mußte man sich jedoch schon Anfang der 50er Jahre nicht im klaren sein. Möglichkeiten, aber auch deutliche Grenzen hatte Ludwig Merkle bestimmt, nachdem er die Hörerpost des Bayerischen Rundfunks ausgewertet hatte.⁵² Als größtes Handicap erwies sich für ihn die mangelnde Repräsentativität des schreibenden Teils im Verhältnis zur Gesamtheit der Hörenden: Jener wies »starke

Übergewichte der Männer, der mittleren Altersstufen, der schulmäßig gebildeteren Teile des Publikums und der großstädtischen Bevölkerung« auf. Allerdings schränkte Merkle selbst dies auf die Reichweite allgemeinerer Aussagen ein. Umgekehrt vermochte er nämlich plausibel zu machen: »Je enger der Hörerkreis auf ein bestimmtes Interessengebiet begrenzt ist, umso mehr eignen sich die Briefe dazu, ein Bild von der Hörermeinung zu vermitteln.«⁵³

Aus der Rückschau, mit dem Wissen um den Gang der Entwicklung, ist es leicht, die wegweisenden Beiträge der westdeutschen Diskussion in den frühen 50er Jahren um die Methoden der Hörerforschung herauszustreichen. Mit Nachdruck ist in diesem Zusammenhang vor allem auf den Beitrag Elisabeth Noelle-Neumanns zu verweisen.⁵⁴ Unmißverständlich machte sie zweierlei klar: Zum einen, daß das Entscheidende darin bestehe, »daß einzig und allein Ergebnisse, die an repräsentativen Stichproben gewonnen sind, verallgemeinert werden können, wogegen alle anderen Befunde, mögen sie auch noch so interessant sein, nur Vermutungen, Hinweise und Arbeitshypothesen bedeuten können«; zum anderen, daß die unfruchtbare Gegenüberstellung von »quantitativen« und »qualitativen« Ansätzen mit der in geisteswissenschaftlichen Kontexten gängigen Höherbewertung qualitativen Arbeitens überwunden werden müsse. Statt dessen plädierte sie für einen Sprachgebrauch analog dem der Chemie,

»wo eine qualitative Analyse nur die einfachere Aufgabe hat, festzustellen, welche Bestandteile überhaupt in einer Substanz enthalten sind, die quantitative Analyse jedoch, die Zusammensetzung nach Art und Menge der Bestandteile zu bestimmen. Hier ist es klar, daß die quantitative Analyse die qualitative voraussetzt und einschließt.«

Daß Elisabeth Noelle-Neumann und ihrem Ansatz die Zukunft gehören würde, war jedoch Mitte der 50er Jahre nicht absehbar. Wie problematisch die Situation der sozialwissenschaftlich solide abgestützten Hörerforschung bei den westdeutschen Rundfunkanstalten als den wichtigsten Auftrags- und Geldgebern war, zeigen die Ereignisse bei der Auflösung des NWDR 1955: Die von Hermann Wolff und Wolfgang Ernst seit 1950 ausgebaute Abteilung Hörerforschung wurde bei der Verteilung des Vorhandenen auf die beiden Nachfolge-Anstalten Norddeutscher sowie Westdeutscher Rundfunk aufgelöst.⁵⁵ Da nur der SDR sich weiterhin für die Hörerforschung engagierte, ist die zweite Hälfte der 50er Jahre diesbezüglich nur als Zeit des »Niedergangs« zu kennzeichnen.⁵⁶

Vor diesem Hintergrund sind die gleichzeitigen Gegebenheiten in der DDR geradezu als innovativ zu bezeichnen. Allerdings hatten sie kei-

nen langen Bestand. Ideologische Engstirnigkeit ließ die Ansätze zu eigener sozialwissenschaftlicher Forschung zu einem kurzen Intermezzo verkümmern.

Sozialwissenschaftliches Intermezzo 1956/57

Die Weichen für eine neue, sozialwissenschaftlich-quantifizierend fundierte Hörerforschung waren in der DDR ganz behutsam gestellt worden. Zunächst einmal war es nur darum gegangen, ein offensichtliches Defizit der Hörerversammlungen zu beheben. »Die Erfahrungen haben gezeigt«, so wurde im Frühjahr 1956 festgestellt, »daß in den Höreraussprachen immer nur der kleinste Teil der Anwesenden - wegen Zeitmangel - in den Diskussionen sprechen kann«. Also ging man dazu über, Fragebogen an die Teilnehmer zu verteilen, »um das Gesamtbild zu vervollständigen und die Meinung aller Hörer zu erforschen.«⁵⁷ Bis zum Sommer war schließlich ein ganzer »Fragespiegel« ausgearbeitet, der darauf wartete, praktisch eingesetzt zu werden.⁵⁸ Am 17. Juli 1956 beschäftigte sich das Staatliche Rundfunk-Komitee schließlich wieder einmal mit der Hörerforschung, diesmal unter dem Titel: »Ergebnisse der Hörerversammlungen und Schlußfolgerungen für die Arbeit des Rundfunks.« Doch obwohl alle Vorschläge des Redaktionsleiters angenommen wurden,⁵⁹ lief die Entwicklung in eine andere Richtung. Die Rundfunkleitung entschied sich im Oktober dafür, doppelgleisig zu fahren: Einerseits war die Arbeit der Abteilung Hörerversammlungen weiterzuführen, andererseits wurde der Soziologe Karl-Ludwig Harth beauftragt, »in den nächsten drei Monaten die Grundlagen für die Erforschung der wissenschaftlichen Hörermeinung (!)⁶⁰ zu schaffen und dem Komitee einen Plan vorzulegen, wie die systematische Befragung und Erforschung der Hörermeinung sichergestellt werden kann.«⁶¹ Diese Vorarbeiten scheinen zufriedenstellend abgeschlossen worden zu sein, denn die »wissenschaftliche Abteilung zur Erforschung der Hörermeinung« - die neben dem Leiter nur aus zwei Mitarbeiterinnen bestand - nahm zügig ihre Arbeit auf, ohne daß dies noch einmal auf der Tagesordnung des Rundfunkkomitees gestanden hätte.

Schon im ersten Jahr wurde ein immenses Arbeitspensum bewältigt: »Die Erfahrungen westeuropäischer und amerikanischer Experten« wurden »durch ein ausgiebiges Quellenstudium aufgeholt«, außerdem erfolgte der Aufbau eines Panels von 3 000 regelmäßig per Fragebogen zu befragenden Hörern, und schließlich wurden - nach einigen Testläufen zur Erprobung der Me-

thoden - drei Großbefragungen über die Empfangsqualität des Rundfunks in der DDR sowie über die Rezeption von Radio DDR und Berliner Rundfunk durchgeführt.⁶²

Bereits in einer der ersten Umfragen wurde jedoch das Problem berührt, an dem Harth schließlich scheitern sollte. Getrieben vom Wissensdurst des Empirikers hatte Harth nicht nur nach der Empfangbarkeit der DDR-Sender, sondern auch - und zwar ganz explizit - nach der der West-Sender gefragt. Dies brachte dem Soziologen eine strenge Rüge ein und die Auflage, in Zukunft jeden Fragebogen vom stellvertretenden Vorsitzenden des Rundfunkkomitees genehmigen zu lassen. Monatelang ging alles gut, weil Harth sich auf die DDR-Sender beschränkte oder höchstens pauschal nach Westempfang fragte. Ende 1957 umging er jedoch die Auflage und fragte bei Journalisten die Empfangsbedingungen konkret genannter Westsender ab. Über die daraufhin beim Rundfunkkomitee einlaufenden Beschwerden kam er zu Fall. Harth wurde entlassen, die Abteilung aufgelöst, das Intermezzo war beendet.⁶³ In einem knappen Jahr hatte er jedoch eine Fülle von Daten produzieren können, die zumindest punktuell einen guten Eindruck vom Hörverhalten der DDR-Bürger liefern.

Insgesamt, so wird man Harths Ergebnisse zusammenfassen dürfen, unterschieden sich die Hörgewohnheiten in Ostdeutschland kaum von denen in Westdeutschland; der wichtigste Unterschied dürfte nur darin bestanden haben, daß im Durchschnitt im Osten täglich länger Radio gehört wurde. Harth errechnete einen Gesamtdurchschnitt von 3,7 Stunden, der vor allem durch die stattliche Hörleistung in den Städten zusammenkam: 22,3 Prozent der Hörer sollten dort drei bis vier Stunden und weitere 34,4 Prozent sogar mehr als vier Stunden täglich gehört haben. Auf dem Land betrugen die Werte gleichzeitig nur 24 bzw. 27,7 Prozent. Vergleichszahlen wurden von Harth selbst gleich mitgeliefert: Für den SDR hatten die Allensbacher Meinungsforscher weitaus weniger Dauerhörer festgestellt, nur 24 bzw. 8 Prozent.⁶⁴

Die Verteilung der Hörzeiten über den Tag erfolgte vor der Verbreitung des Fernsehens nach ganz anderen Mustern als schon wenige Jahre später: Den gesamten Tag über war die Reichweite relativ gering mit Werten um 20 Prozent und erreichte erst am Abend einen einsamen Höhepunkt. Auf die Frage: »Zu welchen Zeiten hören Sie überwiegend?« antworteten 94,8 Prozent der Befragten mit »zwischen 17[.00] und 22[.00] Uhr«. Die Antworten auf weitere Fragen zu diesem Komplex faßte Harth dahingehend zusammen, »daß das Abendprogramm zwischen 19[.00] und 21[.00] Uhr von ca. 80 % der Befragten so gut wie regelmässig gehört wird.«

Gemäß dem Forschungsstand der Zeit erforschte Harth nicht nur Gewohnheiten, sondern auch Urteile über das Programm. Pauschal fragte er etwa danach, an welchem Wochentag das Programm am besten gefiele. Der Samstag machte mit 68,1 Prozent Zustimmung das Rennen, weit abgeschlagen folgte der Sonntag mit 31,9 Prozent und so fort bis zum Dienstag und Freitag, die jeweils nur 8,4 Prozent Zustimmung gefunden hatten. Diese Befunde überraschen wenig, wenn man die Antworten auf die Frage nach den am liebsten gehörten Abendprogrammen daneben hält: 50,2 Prozent votierten für Tanzabende, 45,7 Prozent für die Schlagerlotterie, 45,3 Prozent für heitere Wortsendungen mit Musik. Das meiste davon wurde Samstag abends geboten.

Wichtiger als hier ins Detail zu gehen, erscheint es aber, die Differenzierungen nach Empfangsmöglichkeiten näher ins Auge zu fassen. Die hohe Zustimmung zum Samstagsprogramm war nämlich schichten- und regionalabhängig: Am besten kam das Programm bei Arbeitern, Angestellten und Nichtberufstätigen an, am schlechtesten bei Angehörigen der Intelligenz, Bauern und Selbständigen.⁶⁵ In beiden Fällen war zudem entscheidend, ob Westsender zu empfangen waren oder nicht (was bei den anderen drei Kategorien überhaupt keine Rolle spielte). Gab es Westempfang, sank die Zustimmung zum Samstagsprogramm bei Angehörigen der Intelligenz von 44,4 auf 18,5 Prozent, während sie im Gegenteil bei Arbeitern sogar leicht von 75,4 auf 76,9 Prozent stieg.

Befunde dieser Art lassen sich durchaus als Erfolge im Sinne der ideologisch postulierten »Massenverbundenheit« des Programms interpretieren. Und ganz bedeutsam wird dies vor allem bei der Frage nach der allgemeinen Zufriedenheit mit der politischen Information. Hier war die Gesamtverteilung: 73,7 Prozent »ja«, 15,7 Prozent »nein« und 10,6 Prozent »ohne Meinung«. Geographisch-soziologisch aufgeschlüsselt ergaben sich dieselben Unterschiede wie bei der Beurteilung des Samstagsprogramms: Arbeiter, Angestellte und Nichtberufstätige artikulierten überdurchschnittliche Zustimmung, während Angehörige der Intelligenz, Bauern und Selbständige größere Vorbehalte äußerten - und um so mehr, wenn sie Gelegenheit zum Westempfang hatten. Hier ergab sich sogar der absolute Ausnahmefall, daß bei den Angehörigen der Intelligenz nur 44,1 Prozent mit der politischen Information zufrieden waren, während 48,1 Prozent Unzufriedenheit bekundeten. Das galt für die Pauschalaussage genauso wie für konkrete Sendereihen. Die Sendereihe »Zeitgeschehen im Funk« beispielsweise fanden in Orten mit Westempfang 33,3 Prozent der Angehörigen der

Intelligenz und 34,5 Prozent der Bauern und Selbständigen nur »mäßig«, bei den Angestellten waren es gleichenorts nur 18,3 Prozent.

Bei aller Plausibilität dieser Werte dürfen jedoch gewisse methodologische Unzulänglichkeiten nicht völlig ignoriert werden. Bei der Frage, wie regelmäßig der Kommentar des Tages gehört werde, wurden zum Beispiel nur die drei Antworten »meist«, »selten« und »nie« vorgegeben. Unter Berücksichtigung des Phänomens der sozialen Erwünschtheit überrascht es nicht, daß ein Gesamtergebnis von »1,7 (meist bis selten) = ca. alle 3 Tage« errechnet werden konnte. (Eher überrascht es, daß gerade bei den Angehörigen der Intelligenz, den Bauern und den Selbständigen die »Nie«-Hörer Spitzen- und die »Meist«-Hörer Minimalwerte erzielten.) Realitätsnäher sind die Werte, die aus der Abfrage des konkreten Hörverhaltens gewonnen werden. Harth führte auch sogenannte Stichtagsuntersuchungen durch und ermittelte so für den Kommentar von Radio DDR am 8. Oktober 1957 eine Hörerquote von 20,2 Prozent und ein durchschnittliches Urteil von 2,0.⁶⁶ Beides war höchstens mittelmäßig, wenn man nur einmal zwei Vergleichswerte heranzieht: die unmittelbar vorangegangenen 19.00-Uhr-Nachrichten hatten noch eine Quote von 28,3 Prozent und ein Urteil von 1,8 gehabt, die anschließende Sendung »Etwas verliebt - etwas verträumt« sogar 52,4 Prozent Beteiligung und ein Urteil von 2,0.

Ähnlich beschaffen waren die Unterschiede beim Frühprogramm von Radio DDR. Pauschal befragt, fiel die Zustimmung überwältigend aus: 54,8 Prozent der Antworten besagten, daß zwischen 5.00 und 8.00 Uhr Radio DDR gehört wurde. Mustert man die für jede Sendung konkret erhobenen Werte, so schwanken sie jedoch zwischen 8,3 und 35,2 Prozent. Ganz anders sieht es für die traditionell als sehr hörschwach erachtete Zeit am weiteren Vormittag aus. Die »60 bunte Minuten für die Frau« zwischen 9.00 und 10.00 Uhr fanden am Dienstag, dem 8. Oktober, eine Reichweite von 37,3 Prozent und ein Durchschnittsurteil von 1,7 - in dieser Kombination ein absoluter Spitzenwert.⁶⁷

In dieser Weise legte Harth eine Fülle von Daten vor, die es den Verantwortlichen beim DDR-Rundfunk bei unvoreingenommener Sicht ermöglicht hätte, die Möglichkeiten und Grenzen ihrer politisch inspirierten Programmgestaltung realistisch zu beurteilen. Aus einem insgesamt nebensächlichen - aber für die damalige ideologische Situation sehr charakteristischen - Grund wurde das Experiment jedoch nach wenigen Monaten abgebrochen. In den folgenden Jahren beschränkte man sich wieder auf die traditionellen Elemente der »Massenverbundenheit«.

Neben den von Harth gelieferten Fakten müssen die Ergebnisse der Arbeit der weiterhin fortbestehenden Abteilungen Hörerpost und Hörerversammlung zwangsläufig in den Hintergrund treten. Es bleibt nur anzufügen, daß nach wie vor diesbezügliche Berichte produziert wurden, in denen einfache deskriptive Statistiken und immer mehr ausufernde Zitatensammlungen oder Paraphrasierungen dominierten.⁶⁸ Die Versuche, neben Hörerpost, Funkkorrespondenten und Hörerversammlungen doch auch die Meinungsforschung weiterzupflegen, war kein Erfolg beschieden.⁶⁹ Und für methodologische Neuerungen war schon gar kein Platz. Sie wurden nur zweimal punktuell in einem ganz anderen Kontext gewagt.

Ansätze zur qualitativen Forschung: Großaktionen von Radio DDR 1956 und 1964

Ganz eigene Wege beschritt von Anfang an Radio DDR, um auch bei der »Massenverbundenheit« »der Sender für die Bürger unserer Republik« zu sein, wie Intendant Wolfgang Kleinert am 20. Mai 1956 formulierte.⁷⁰ Sichtet man die erhaltenen Unterlagen, so erweist sich der qualitative Ansatz in den rückblickenden Formulierungen der Verantwortlichen als durchaus zutreffend formuliert:

»Uns interessierten die Lebensgewohnheiten und Arbeitsbedingungen unserer Hörer, lange Gespräche sollten uns helfen, den politischen und geistigen Standort der Hörer zu erfassen, ihre wahren Wünsche an den Rundfunk zu erspüren.«⁷¹

Zu zwei wichtigen Zeitpunkten der Radio DDR-Geschichte wurden entsprechende Großaktionen durchgeführt: das erste Mal im Sommer 1956, als der Sender gerade sein eigenes Programm gestartet hatte, und das zweite Mal im Frühjahr 1964, als es darum ging, die mittlerweile zwei Programme von Radio DDR großflächig umzustrukturieren und damit unter anderem den Folgen des Fernsehens Rechnung zu tragen.

Das Prinzip war in beiden Fällen das gleiche: Es wurde jeweils eine Ortschaft ausgewählt, deren Bevölkerung eine einigermaßen repräsentative Struktur aufwies und die über günstige Bedingungen für den Rundfunkempfang verfügte. 1956 entschied man sich für Großörna bei Hettstedt, 1964 für Freyburg an der Unstrut.⁷² Mitarbeiter des Senders fuhren in beide Orte, um sich intensiv mit den Einwohnern zu unterhalten: zunächst einmal über die Empfangsbedingungen und das Programm des eigenen Senders, dann aber auch über allgemeine Probleme der Mediengestaltung und des Medienkonsums.

Beim ersten Mal verlief dies improvisiert und bescheiden: Drei Tage lang wurden die Mitglieder von nur 100 Haushalten von 30 Radio DDR-Mitarbeitern interviewt.⁷³ Trotzdem scheint man bereit gewesen zu sein, Konsequenzen aus den Ergebnissen zu ziehen. Unter anderem wurde der Beginn des Abendprogramms vorverlegt, um den Erkenntnissen über die Lebensgewohnheiten der Nutzer besser gerecht zu werden: Hauptnachrichten und Tageskommentar, die zunächst von 20.00 bis 20.20 Uhr gesendet worden waren, wurden ab Spätsommer 1956 bereits von 19.00 bis 19.20 Uhr ausgestrahlt. Außerdem wurde ein Schulfunk eingeführt, um so der Konkurrenz des Norddeutschen Rundfunks und dem Vorwurf der Interviewten zu begegnen: »Wo habt Ihr denn sowas? Wenn Ihr einen Schulfunk hättet, dann würden wir Euren hören.«⁷⁴

1964 wurde die Untersuchung viel systematischer betrieben, und vor allem: Die entscheidenden Unterlagen wurden aufbewahrt.⁷⁵ Sie zeigen, daß es zwar richtig ist, daß »die Befragung mit dem großen Gespräch über die nationale Mission der DDR und die Verantwortung des Rundfunks in unserem Staat« verbunden wurde;⁷⁶ sie zeigen aber auch, daß viele Befragte nicht mit ihrer Meinung hinter dem Berg hielten und wenig Rücksicht auf die Erwartungen ihrer Gesprächspartner nahmen, die darauf hinausliefen, »die politische Wirksamkeit des Rundfunks zu prüfen und nach neuen Formen und Vorschlägen für unsere Massenagitation zu suchen«.⁷⁷

Insgesamt besuchten vom 6. bis 12. April 1964 50 Mitarbeiter 834 Haushalte, von denen 801 ein Rundfunkgerät besaßen. In diesen Haushalten wurden 1557 Hörer befragt, ausführliche Protokolle verfaßt und diese wiederum zu sechs umfangreichen Tagesberichten verarbeitet. Offiziell wurde nur nach der Nutzung des DDR-Angebotes gefragt, aber schon damals kamen die bis zuletzt ungefähr gültigen Proportionen zutage: Radio DDR I: 46 Prozent; Radio DDR II: 14 Prozent; Berliner Rundfunk: 17 Prozent; Deutschlandsender: 23 Prozent. Aber die Position der zwischen 30 und 40 Jahre alten Laborantin Margarete H., die »ausschließlich Musik [hört], vorwiegend Deutschlandfunk«, war so häufig, daß im dritten Tagesbericht resumiert werden mußte: »Nach wie vor zeigt sich aber auch weiter in den Aussprachen, daß der Empfang der Westsender, besonders des Deutschlandfunks und des Hessischen Rundfunks, eine große Rolle spielt.« Aber auch über die Hintergründe brauchte man sich keine Illusionen zu machen. Typisch war etwa die Meinung des Beifahrers Klaus J., »man überfüttere bei uns die Menschen mit Politik, im Rundfunk, Fernsehen, Zeitung und bei der Arbeit. Man will auch mal

etwas anderes hören. Die kleinen Dinge am Rande des Weltgeschehens. Und das findet er im Westfunk.«

Diese Befunde hatten Konsequenzen, obwohl die Zusammenhänge natürlich nie ausdrücklich thematisiert wurden. Sie bestätigten Überlegungen der vorangeegangenen Jahre. Albert Norden, der seit 1955 amtierende einflußreiche Sekretär für Agitation, hatte schon 1959 erwogen,

»ob nicht in absehbarer Zeit ein zentrales UKW-Programm geschaffen werden kann, das musikalische, literarische und gesellschaftswissenschaftliche Sendungen bringt, die den hohen Ansprüchen der fortgeschrittensten Bürger unseres Staates entsprechen und vor allem die großen Werke der klassischen und der sozialistischen Kultur pflegt.«⁷⁸

Das war ein Gedanke, der zu dieser Zeit auch im Rundfunk der Bundesrepublik diskutiert und nach und nach verwirklicht wurde. Und außerdem standen Anfang der 60er Jahre die Zeichen in der DDR sowieso auf Reform, ein Kontext, in dem der VI. Parteitag der SED - auf den noch näher einzugehen ist - im Januar 1963 nur das allerdeutlichste Signal setzte.

Die Konstellation war jedenfalls günstig, und die Ergebnisse der Freyburg-Befragung fügten sich gut in die neuen Pläne ein. In der programmatischen Planung des Staatlichen Rundfunkkomitees wurde klar erkannt, daß dem Rundfunk »im Vergleich zum Fernsehen, das den Zuschauer intensiv an das Programm bindet, besondere Aufgaben« zukämen:

»Einerseits können Rundfunksendungen im allgemeinen bei fast jeder beliebigen Tätigkeit vom Hörer aufgenommen werden, andererseits können, wenn ein besonderes Interesse geweckt wird, sich Hörer oder Hörergruppen stärker auf das Dargebotene konzentrieren.«⁷⁹

Die Konsequenz lag nahe, dem mit zwei ganz unterschiedlichen Radioprogrammen gerecht zu werden. Zunächst dachte man zwar noch daran, das Angebot auf drei Programme zu verteilen - ein »operatives Massenprogramm«, ein »Programm der musisch-ästhetischen Erziehung und Bildung« sowie ein »Programm der politischen Information und der Unterhaltung«⁸⁰ -, dann aber wurde doch nur die Zweiteilung verwirklicht: Ab dem 1. Januar 1964 wurden zwei völlig neu zugeschnittene Radio-DDR-Programme ausgestrahlt. Praktisch lag der Hauptunterschied - wie heute gesagt würde - in der Musikkarte: Im ersten Programm war »in einer Breite ohnegleichen (...) die Unterhaltungsmusik« vertreten, während »die Pflege der klassischen und zeitgenössischen Musik zu einem Hauptauftrag« des zweiten Programms wurde.⁸¹

Der Erfolg bei der Hörerschaft gab den Planern recht. Jahrzehnte lang war Radio DDR I

unbestrittener Spitzenreiter im Hörfunkangebot der DDR, ungefährdet trotz der rapide zunehmenden Popularität des Jugendradians DT 64 in den späten 80er Jahren.⁸² Die wichtigsten Belege für diese Behauptungen wurden seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre jedoch mit dem wiederentdeckten quantifizierend-sozialwissenschaftlichen Instrumentarium gesammelt. Denn schnell war Vergangenheit, was noch 1966 heftig angeprangert worden war:

»Der heutige Zustand, daß die Rückkopplung zwischen Rundfunkprogrammgestalter und Rezipient fast ausschließlich durch Hörerbriefe und zufällige Aussprachen hergestellt wird, ist gerade beim Programmtyp Radio DDR 2 auf die Dauer nicht zu vertreten.«⁸³

Deutsch-deutsche Gegebenheiten Mitte der 60er Jahre

Mitte der 60er Jahre wandelte sich die Publikumsforschung in beiden deutschen Staaten grundlegend. Den unmittelbar stärksten Impuls gaben dazu die Entwicklungen im Fernsehbereich. Fortan stand die Hörerforschung zwar ganz im Schatten einer mächtig expandierenden Zuschauerforschung; doch auch die Forschungsleistung für den Hörfunk nahm enorm zu.

Im Westen lagen die Zusammenhänge noch offener als im Osten Deutschlands, da hier die lange umstrittene Etablierung eines zweiten Fernsehprogramms die Initialzündung für eine neue Stufe der Rezipientenforschung bedeutete: Nun orientierte sich die methodologische Diskussion an den apparatmäßig meßbaren Rezipientenreichweiten. Schließlich ging es über die zunehmend wichtigeren Werbeeinnahmen um Geld, um viel Geld für die zunehmend in Finanzschwierigkeiten geratenden beiden Programmanbieter ARD und ZDF.⁸⁴

Im Osten gab es diesen Konkurrenzdruck zwar nicht - das zweite Fernsehprogramm startete erst am 3. Oktober 1969 anlässlich des 20. Jahrestags der Gründung der Republik -, und Werbung spielte schon gar keine Rolle. Trotzdem wurden die Weichen in dieselbe Richtung gestellt. Die ökonomischen Probleme im sogenannten Arbeiter-und-Bauern-Staat hatten eine solche Dimension erreicht, daß dringend Abhilfe geschaffen werden mußte. Mit dem Neuen Ökonomischen System der Planung und Lenkung versuchte SED-Chef Ulbricht behutsam marktwirtschaftliche Elemente in die sozialistische Planwirtschaft einzubauen.⁸⁵ Dies konnte allerdings auf keinen Fall ohne den flankierenden Einsatz bislang verpönte westlicher sozialwissenschaftlicher Methoden geleistet werden. Die Soziologie, die in den 50er Jahren als bürgerli-

che Wissenschaft strikt abgelehnt worden war, kam zu gewissen Ehren und mit ihr die Methoden empirischer Sozialforschung. Als auf dem VI. Parteitag der SED im Januar 1963 »die weitere Entfaltung der theoretischen Arbeit auf dem Gebiet der marxistischen Gesellschaftswissenschaft, der Lehre von der Leitung und Entwicklung der Gesellschaft« gefordert wurde, war damit auch die Ankündigung verbunden, daß »von den Gesellschaftswissenschaften verstärkt soziologische Forschungen durchgeführt werden«.⁸⁶ Eine konkrete Folge war die Gründung des Instituts für Meinungsforschung beim Zentralkomitee der SED im Frühjahr 1964, dessen rege Tätigkeit 1978/79 erst eine direkte Weisung Erich Honeckers beendete.⁸⁷

Die Publikumsforschung des Rundfunks - Hörfunks wie Fernsehens - konnte an diesem Aufschwung teilnehmen, ohne vom Rückschlag mitbetroffen zu werden. Nachdem zunächst nur eine Arbeitsgruppe »Soziologische Methoden« gebildet worden war, wurde im Herbst 1965 der Arbeitsbereich »Soziologische Forschung« fest in der Hauptabteilung »Forschung/ Publikation« des Staatlichen Rundfunkkomitees etabliert.⁸⁸

Wie 1950 anlässlich der Volkskammer- und anderer Wahlen die Möglichkeit der Hörerverammlung als Agitationsinstrument erprobt wurde, so war 1963 unter der Losung »Sag's dem Funk, schreib's dem Funk« eine Abteilung »Wahlbriefkasten« begründet worden, die als »aktiver Wahlhelfer und Mittler zwischen Bevölkerung und Staatsführung« gedacht war.⁸⁹ Ihre Erfolge scheinen derartigen Eindruck bei der Rundfunkführung gemacht zu haben, daß sie als »Funkbriefkasten« beibehalten wurde. Nicht zuletzt dürfte dazu die Überzeugungskraft des Abteilungsleiters Otto Stoll beigetragen haben, der selbstbewußt die enge Zusammenarbeit »mit den Organen der Partei und dem Staatsapparat« unterstrich und seine Qualifikation hervorhob, »auf jede Frage eine sachliche, richtige und politisch überzeugende Antwort« geben zu können.⁹⁰

Der Umfang von Stolls Material war beeindruckend. In den 60er Jahren sollen jährlich durchschnittlich 600 000 Zuschriften beim DDR-Rundfunk eingegangen sein. 1970 bzw. 1971 waren es dann zwar nur noch 445 000 bzw. 492 000, aber schon 1972 wurden 740 000 »Höreraktivitäten«, d.h. Zuschriften, Telefonate und persönliche Anfragen, registriert.⁹¹ Überrascht muß man sich dann über das politische Engagement der Hörerbriefschreiber zeigen:

»Untersuchungen im Jahre 1971 ergaben, daß rund 50 Prozent der Zuschriften politischen und wirtschaftspolitischen Fragen galten. Rund neun Prozent beschäftigten sich mit arbeits- und zivilrechtlichen

Angelegenheiten. Probleme der Volksbildung bestimmten 16 Prozent der Hörerpost.⁹²

Erstaunt waren wohl auch die Kollegen in der Abteilung Soziologische Forschung, die dem Tun der Hörerpostauswerter sehr skeptisch gegenüberstanden und schließlich Gegenanalysen durchführten. Ihre anhand der Hörerpost des Jahres 1975 gewonnenen Hauptbefunde (die man auch für frühere Jahre und Jahrzehnte wird als gültig unterstellen dürfen) wiesen in eine ganz andere Richtung: Höchstens 15 Prozent des Posteingangs waren als »Problempost« zu qualifizieren und beinhaltete mehr als Lösungen für Preisausschreiben oder Musikwünsche. Außerdem erwiesen sich die Absender keineswegs als »immerhin repräsentativer Teil der Bevölkerung«.⁹³ Es schrieben vielmehr überproportional viele Jugendliche und Frauen, während vor allem Arbeiter, Bauern und Rentner stark unterrepräsentiert waren. Und schließlich ergab systematisches Nachfragen, daß mit einem sehr hohen Anteil von Vielschreibern zu rechnen war: 42 Prozent der Post stammte von Absendern, die sich schon mehr als fünfmal an den DDR-Rundfunk gewandt hatten, und nur für 26 Prozent war es das erste Mal gewesen.⁹⁴

Die Abweichungen bei Stolls Angaben sind vor allem daraus zu erklären, daß Stoll seine Befunde aus der Analyse spezifischer Hörerreaktionen (z.B. auf spezifische Sendungen) gewann, dies in seinen Veröffentlichungen aber immer wieder bis hin zu offenkundiger Irreführung zu verschleiern suchte.

Wesentlich aussagekräftiger, weil repräsentativ gewonnen, waren da schon die Daten, die von der Abteilung Soziologische Forschung selbst vorgelegt werden konnten. Ihre Probleme damit, diese Ergebnisse einer zwar an jeglichem Herrschaftswissen interessierten, aber dogmatisch festgelegten Rundfunkführung nahezubringen, stehen jedoch auf einem anderen Blatt und bedürfen einer eigenen Darstellung.⁹⁵

Anmerkungen

* Der Beitrag entstand im Rahmen des von der VW-Stiftung geförderten DRA-Projekts »Der deutsche Rundfunk und seine Hörer 1923/24 - 1961. Rundfunkpolitik, Rundfunkprogramm und Hörerinteressen«.

Ich danke Ingrid Pietrzynski für ausführliche Diskussionen und wichtige Hinweise zum Thema.

¹ Vgl. Wolfram Daniel: Mitteldeutsche Hörer zum westdeutschen Programm. In: Rufer und Hörer Jg. 7 (1952/53), H. 12, S. 683.

² So Hansjörg Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung. München 1980.

³ Liselotte Mühlberg: Hörerforschung des DDR-Rundfunks. In: Heide Riedel (Hrsg.): Mit uns zieht die neue Zeit.... 40 Jahre DDR-Medien. Berlin 1994, S. 173-181.

⁴ Vgl. Alexander Konstantinowitsch Uledow: Die »öffentliche Meinung«. Eine Studie zum geistigen Leben der sozialistischen Gesellschaft. Berlin (DDR) 1964.

⁵ Ebd., S. 57.

⁶ Ebd., S. 49.

⁷ Ebd., S. 118f.

⁸ Ebd., S. 54, vgl. auch ausführlicher S. 145f.

⁹ Ebd., S. 148.

¹⁰ Ebd., S. 144ff.

¹¹ Karl-Marx-Universität Leipzig, Fakultät für Journalistik (Hrsg.): Theorie und Praxis der Pressearbeit. Die Arbeit der sozialistischen Presse mit den Massen. Berlin (DDR) 1955, S. 4, und Ellen Bos: Leserbriefe in Tageszeitungen der DDR. Zur »Massenverbundenheit« der Presse 1949-1989. Opladen 1992, S. 73f.

¹² Karl-Marx-Universität Leipzig, Fakultät für Journalistik (Hrsg.): Die Grundprinzipien und Merkmale der Presse neuen Typs. Leipzig 1956, S. 39.

¹³ Kühner vorwärts auf dem Wege zu einer Presse von neuem Typus. Berlin (DDR) 1951, S. 47f.

¹⁴ Protokoll der Intendantenkonferenz, 30.1.1951. DRA-Berlin, S. 35f.

¹⁵ Ebd., S. 102-106.

¹⁶ Ebd., S. 10f.

¹⁷ Ebd., S. 60ff.

¹⁸ Ausgefüllter Fragebogen. Bundesarchiv Berlin (BAB) DR 6-313.

¹⁹ Schreiben des Generalintendanten Hans Mahle an den Intendanten des Berliner Rundfunks, Kurt Heiss, 3. Februar 1951, mit beiliegendem Bericht »Auswertung der Hörermeinungen«. Ebd.

²⁰ Bericht des MDR-Intendanten Adolfs, Protokoll (wie Anm. 14), S. 29ff.

²¹ Vgl. Konrad Dussel: Die Sowjetisierung des DDR-Rundfunks in den 50er Jahren. Die Organisation des Staatlichen Rundfunkkomitees und seine Leitungstätigkeit. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Jg. 45 (1997), H. 11, S. 992-1016.

²² Bericht, 24.9.1952, DRA-Berlin NL 8, Otto Fischer.

²³ Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), Nr. 15ff.

²⁴ Fred Oelßner: Über die Verbesserung der Arbeit der Presse und des Rundfunks. Referat auf der 16. Tagung des ZK der SED vom 17. bis 19. September 1953 in Berlin. In: Karl-Marx-Universität Leipzig. Sektion Journalistik (Hrsg.): Dokumente der deutschen Arbeiterbewegung zur Journalistik. Teil V, Leipzig 1983, S. 94 u. S. 105.

- 25 WD=Westdeutschland, WB=Westberlin. Unklar bleibt, ob sich dies auf die Briefinhalte oder die Absender bezieht.
- 26 SU=Sowjetunion, VD=Volksdemokratien.
- 27 Vgl. Bericht (wie Anm. 20), S. 29.
- 28 Plan der Hörerversammlungen im Monat November und Dezember 1953 in der DDR und in Berlin vom 29. Oktober 1953. BAB DR 6-1.
- 29 Undatierter Bericht »Die Arbeit der Abteilung Hörerverbindung« (wohl: Frühjahr 1958), S. 11. BAB DR 6-559.
- 30 Bericht, 11.7.1956. BAB DR 6-186.
- 31 Vgl. Undatierter Bericht (wie Anm. 29), S. 12.
- 32 Vgl. die überlieferten Protokolle. BAB DR 6-186.
- 33 Bericht (wie Anm. 30).
- 34 Ebd.
- 35 Beschlußvorlage über die Verbesserung der Arbeit mit den Hörern, vom 21.7.1954, ihre Behandlung in der Sitzung des Staatlichen Rundfunkkomitees am 30. Juli 1954. BAB DR 6-1.
- 36 Bericht, 15.4.1956. DR 6 - 186.
- 37 Bericht, 11.7.1956. Ebd.
- 38 Wolfhart Müller: Hörerforschung in der Sackgasse? In: Rufer und Hörer Jg. 6 (1951/52), H. 9, S. 499-504; Eduard Hemmerle: Hörerdiktatur oder Führung. In: Rufer und Hörer Jg. 6 (1951/52), H. 5, S. 225ff.
- 39 Vgl. Elisabeth Noelle: Amerikanische Massenbefragungen über Politik und Presse. Frankfurt am Main 1940; Gerhart Eckert: Der Rundfunk als Führungsmittel. Heidelberg u.a. 1941. Vgl. auch: Gerhart Eckert: Hörer werden befragt. In: Welt Rundfunk Jg. 4 (1940), H. 5/6, S. 16-25; Elisabeth Noelle: Hörerforschung in USA. In: Welt Rundfunk Jg. 4 (1940), H. 5/6, S. 25-29.
- 40 Gerhart Eckert: Lehren aus der englischen Hörerbefragung. In: Rundfunk und Fernsehen 1949/50, H. 3/4, S. 49-57.
- 41 Arnulf Kutsch: Die Anfänge der Meinungsforschung in der britischen Zone (1945-1947). Ein institutionengeschichtlicher Hinweis. In: Ders. u.a. (Hrsg.): Rundfunk im Wandel. Berlin 1993, S. 101-130; Anna J. Merritt/Richard L. Merritt (eds): Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS-Surveys, 1945-1949. Urbana et al. 1970.
- 42 Vgl. auch: Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung und Richter: Geschichte (wie Anm. 2).
- 43 E. Kurt Fischer: Hörerbefragung des Süddeutschen Rundfunks. In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1949/50), H. 6, S. 338.
- 44 Fritz Eberhard: Der Rundfunkhörer und sein Programm. Berlin 1962.
- 45 Helmut Walter am 31.10.1952 im Politik-Ausschuß des SDR-Rundfunkrats. SDR. Historisches Archiv 00/890. Vgl. dazu: Konrad Dussel: Die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Tätigkeit der Rundfunk- und Verwaltungsräte von Südwestfunk und Süddeutschem Rundfunk 1949-1969. Baden-Baden 1995, S. 287f.
- 46 Hemmerle: Hörerdiktatur (wie Anm. 38), S. 225.
- 47 Vgl. Gerhart Eckert: Vom Sinn und Unsinn der Hörerbefragung. In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1949/50), H. 2, S. 86-95; ders.: Was wissen wir vom Hörer. In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1949/50), H. 4, S. 196-204; ders.: Vom Geschmack der Hörer. In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1949/50), H. 5, S. 263-270.
- 48 Vgl. Wolfgang Ernst: Hörerforschung in Deutschland. In: Rundfunk und Fernsehen Jg. 1 (1953), H. 1, S. 46-53.
- 49 Vgl. Wolfhart Müller: Was sagt der Hörer? In: Rundfunk und Fernsehen 1948/49, H. 2, S. 28-32, u. H. 3, S. 42-48; ders.: Ist Hörerforschung notwendig? In: Rufer und Hörer Jg. 4 (1949/50), H. 6, S. 339-343; ders.: Hörerforschung (wie Anm. 38); vgl. ebenfalls: Paul W. Meyer: Um die Qualität der Hörermeinung. In: Rufer und Hörer Jg. 6 (1951/52), H. 5, S. 227-230, und Wilhelm Bierfelder: Hörermeinungsforschung und ihre Organisation. In: Ebd., S. 230-232.
- 50 Müller: Hörerforschung (wie Anm. 38), S. 503.
- 51 Peer Frank Günther: Das müde Echo. In: Rufer und Hörer Jg. 7 (1952/53), H. 5, S. 290ff.
- 52 Vgl. Ludwig Merkle: Hörerpost und Hörermeinung. Diss. München 1951.
- 53 Ludwig Merkle: Der Hörer schreibt. In: Rufer und Hörer Jg. 7 (1952/53), H. 1, S. 20f.
- 54 Elisabeth Noelle-Neumann: Wo steht die Hörerforschung wirklich? In: Rufer und Hörer Jg. 7 (1952/53), H. 1, S. 11-15.
- 55 Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung (wie Anm. 2), S. 73ff.
- 56 Ebd., S. 120.
- 57 Brief der Redaktion Hörerverbindung an den Sekretär der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees (SRK), 24.3.1956. BAB DR 6-186.
- 58 Erfahrungsbericht des Kollektivs Höraussprachen, 11.7.1956. BAB DR 6-186.
- 59 Beschlußprotokoll Nr. 37, 17.7.1956, DRA-Berlin.
- 60 Richtig wohl: »... für die wissenschaftliche Erforschung der Hörermeinung ...«.
- 61 Beschlußprotokoll Nr. 48 vom 9. Oktober 1956, DRA-Berlin.
- 62 Brief Harths »an die Kollegen Intendanten und Chefredakteure des Staatlichen Rundfunkkomitees«, 1.10.1957. BAB DR 6-559.
- 63 Silvia Müller: Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED. In: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und

- Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«. Baden-Baden/Frankfurt am Main 1995, Band II/4, S. 2304f.
- 64 Diese und die folgenden Werte nach dem Bericht Harths 1957. BAB DR 6-269.
- 65 Die Zuordnung erfolgte per Selbsteinschätzung.
- 66 Diese und die folgenden Werte nach dem Bericht, 17.11.1957. BAB DR 6-559. - Für das Urteil waren die vier Stufen »sehr gut«, »gut«, »mäßig« und »nicht« vorgegeben.
- 67 Eine größere Reichweite hatten nur die beiden Sendungen »Etwas verliebt - etwas verträumt« (19.30-20.40 Uhr: 52,4 %) und »Fest der Stimmen« (21.00-22.00 Uhr: 44,8 %) aufzuweisen; beide wurde jedoch deutlich schlechter bewertet (2,0 bzw. 2,2). Und mit einem Urteil von 1,6 wurde überhaupt nur eine Sendung besser beurteilt als die Frauensendung, das »Kunterbunt zur Morgenstunde« (4.34-5.00 Uhr), eine Sendung, die jedoch nur eine Hörbeteiligung von 16,5 Prozent hatte.
- 68 Dies gilt vor allem für die Zeit ab Frühjahr 1957, als die bis dahin zentrale Abteilung Hörerverbindung aufgelöst und auf die einzelnen Sender aufgeteilt wurde. Vor allem beim Deutschlandsender umfaßten dann die zitierenden und paraphrasierenden Teile der Berichte regelmäßig 20 bis 30 Schreibmaschinenseiten. Vgl. BAB DR 6-246.
- 69 SRK-Vorlage Nr. 74/58 »zur Verbesserung der Arbeit mit den Hörern«, 20.11.1958. BAB DR 6-378.
- 70 1956-1966. 10 Jahre Radio DDR. o.O., o.J., S. 7.
- 71 Ebd., S. 9.
- 72 Eine weitere, kaum bekannt gewordene Ortsbefragung fand zudem 1957 in Hötensleben durch Mitarbeiter des Senders Halle statt. In: Die Arbeit (wie Anm. 29), S. 13f.
- 73 1956-1966 (wie Anm. 70), S. 10.
- 74 Ebd., S. 11.
- 75 »Hörerumfrage Freyburg/Unstrut«. DRA Berlin.
- 76 1956-1966 (wie Anm. 70), S. 11.
- 77 Tagesbericht I, S. 1 (wie Anm. 75).
- 78 Zit. in: 1956-1966 (wie Anm. 70), S. 21.
- 79 Arbeitsgruppe Perspektivplanung: Entwurf zur »Generallinie der Entwicklung für den Deutschen Demokratischen Rundfunk bis 1980«, 21.11.1963. DRA Berlin.
- 80 Ebd.
- 81 1956-1966 (wie Anm. 70), S. 24; vgl. außerdem: Wolfgang Kleinert: Wir entsprechen den neuen Hörgewohnheiten. In: Funk und Fernsehen Jg. 19 (1964), H. 28, S. 8f; sowie Lutz Panhans: 30 Jahre aktuell-politische Arbeit im I. Programm von Radio DDR (Profilbestimmende Grundzüge, Tendenzen und Höhepunkte). In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 20 (1986), H. 4, S. 5-45.
- 82 Mühlberg: Hörerforschung (wie Anm. 3), S. 177.
- 83 Otfried Arnold: Der Einfluß der Hörgewohnheiten und Hörbedürfnisse auf die Programme von Radio DDR. In: Journalismus und Gesellschaft. Leipzig 1966, S. 53.
- 84 Vgl. Bessler: Hörer- und Zuschauerforschung (wie Anm. 2), S. 152ff. Vgl. auch Elisabeth Noelle-Neumann: Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie. Reinbek 1963.
- 85 Vgl. Dietrich Staritz: Geschichte der DDR 1949-1990. Frankfurt am Main 1996, S. 206ff. Jürgen Roesler: Zwischen Markt und Plan. Die Wirtschaftsreform 1963-1970 in der DDR. Berlin 1990.
- 86 Zit. nach Rüdiger Thomas: Zur Geschichte soziologischer Forschung in der DDR. In: Heiner Timmermann (Hrsg.): Lebenslagen. Sozialindikatorenforschung in beiden Teilen Deutschlands. Saarbrücken 1990, S. 10f.
- 87 Vgl. Heinz Niemann: Meinungsforschung in der DDR. Köln 1993.
- 88 Mühlberg: Hörerforschung (wie Anm. 3), S. 174f.
- 89 Otto Stoll: Die Hörerpost - Informationsquelle für den Rundfunkjournalisten. In: Rundfunkjournalismus in Theorie und Praxis Jg. 6 (1970), H. 2/3, S. 48.
- 90 Ebd.
- 91 Die Zahlen. Ebd., sowie bei Otto Stoll: Ein Erfahrungsschatz - die Hörerpost! In: Rundfunkjournalismus in Theorie und Praxis Jg. 8 (1972), H. 1, S. 23; ders.: Hörerpost - ein Spiegel der Programmqualität. In: Rundfunkjournalismus in Theorie und Praxis Jg. 9 (1973), H. 1, S. 17.
- 92 Stoll: Erfahrungsschatz (wie Anm. 93), S. 30.
- 93 Ebd., S. 32.
- 94 Alle Angaben aus einem als »vertrauliche Dienstsache« deklarierten Papier der Abteilung Soziologische Forschung vom 15. Juni 1976. Wolfgang Briest / Ingrid Pietrzynski: Zum Charakter der Hörerpost als ein wichtiges Element der Massenverbindung des Rundfunks der DDR. DRA Berlin; vgl. auch Ingrid Pietrzynski: Inhaltsanalyse und Hörerpost. Eine Studie zur Inhaltsanalyse als Methode der soziologischen Forschung und zur Erschließung des spezifischen Aussagegehaltes von Zuschriften an den Rundfunk der DDR. Diss. Humboldt-Universität Berlin (Ost) 1977, die allerdings die eigentliche Stoßrichtung verschleierte, indem am Ende doch wieder »die Anerkennung der Hörerpost als eine wichtige Form gesellschaftlicher Aktivität« steht, S. 17.
- 95 Vgl. ansatzweise Mühlberg: Hörerforschung (wie Anm. 3).

»Am Ende des Jahrtausends eine multikulturelle Großfamilie«

Gespräch mit dem Gründungsintendanten des SR Franz Mai

Der Zeitzeuge

Mit dem ehemaligen persönlichen Referenten des Bundeskanzlers Konrad Adenauer und langjährigen Intendanten des Saarländischen Rundfunks (SR) wurden im Rahmen des Projektes »Zeitzeugen-Erinnerungen« der Universität Osnabrück mehrere Gespräche geführt: am 4., 5. März und 5. August 1993 in Saarbrücken und vom 16. bis 20. Mai 1993 in Les Issambres (Frankreich). Eine derart intensive Befragung ergab sich aus zwei Gründen - einem persönlichen und einem wissenschaftlichen. Mai reagierte bereits auf die Anfrage, ob er für ein Gespräch zur Verfügung stünde, spontan mit großer Offenheit und zeigte im Laufe der ersten Befragung ein solches Mitteilungsbedürfnis, daß sich die Projektmitarbeiter entschlossen, die Erinnerungen Mays so umfangreich wie möglich zu dokumentieren. Diese Entscheidung war ebenso mitbeeinflusst von dem Umstand, daß Mai zum selben Zeitpunkt damit begonnen hatte, seine Memoiren zu schreiben, wie von seinem mehrmals wiederholten Wunsch, das Gespräch fortzusetzen.

So konnte einmal dem weiten Erfahrungshorizont des heute 87jährigen und der mentalitätsprägenden Dimension seiner Biographie in aller Breite Rechnung getragen werden. Durch die wiederholten Interviews konnten einzelne bereits thematisierte Punkte erneut angesprochen werden, mit dem Ziel, Unschärfen und Widersprüche klarer erkennen zu können. Vor allem aber sind die Erinnerungen des Zeitzeugen um zahlreiche biographische und thematische Details und Präzisierungen früherer Äußerungen angereichert worden, auf die bei einem einmaligen Gespräch hätte verzichtet werden müssen.

Ein weiterer sachlicher Grund hängt mit der schwerpunktmäßigen Orientierung der Projektarbeit auf den Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) und die beiden Nachfolger Norddeutscher (NDR) bzw. Westdeutscher Rundfunk (WDR) zusammen. Da die Mehrheit der befragten Zeitzeugen in diesen von der BBC stark beeinflussten Rundfunkanstalten tätig waren, lag es nahe, einige repräsentative Gegenakzente zu setzen, d.h. auch solche Zeitzeugen ausführlicher zu Wort kommen zu lassen, deren medien- und programmpolitisches Selbstverständnis nicht von den rundfunkpolitischen Vorgaben der britischen Siegermacht bestimmt wurde.

Werdegang bis 1945

Als Sohn eines Justizbeamten und späteren saarländischen Oberregierungsrats 1911 in Köln geboren, verbrachte Franz Mai seine Kindheit und frühe Jugend in Saarbrücken, wohin seine Familie kurz nach seiner Geburt gezogen war. Hier besuchte er bis 1927 das humanistische Gymnasium, danach die Gymnasien in Feldkirch, Bad Godesberg und Trier, wo er 1932 das Abitur ablegte. Zu den frühen Prägungen, die sich in seinem späteren Engagement für die deutsch-französische Verständigung niedergeschlagen haben, sind - nicht zuletzt aufgrund der geographischen Lage Saarbrückens - gewiß die innerfamiliären Beziehungen zu Frankreich zu zählen, denn nach dem frühen Tod seiner Mutter verbrachte Mai seine Schulferien regelmäßig bei französischen Verwandten. Ebenso dürften die Einflüsse der Jesuiten in den Schulen von Feldkirch und Bad Godesberg eine nicht geringe Rolle bei der Herausbildung seiner weltanschaulichen und philosophischen Grundhaltung gespielt haben. So hebt Mai, dessen Lieblingsfach Deutsch war, die Bedeutung, die die Beschäftigung mit den Stoffen der klassischen Antike und den klassischen Sprachen, dem Griechischen und dem Lateinischen, für ihn und sein Selbstverständnis hatte, ausdrücklich hervor. Neben die durch das Griechische vermittelte »hohe Sensibilität für Ästhetik und Philosophie« sei der im Lateinischen wurzelnde »Sensus für Organisation, Administration, Recht« getreten.

Diese beiden Pole spiegeln sich auch in den Fächern seines Studiums, das er 1932 in Frankfurt am Main aufnahm und in München und Bonn fortsetzte. So betrieb Mai neben dem Hauptfach der Jurisprudenz auch ausführliche Studien in den Fächern Philosophie und Kunstgeschichte.

Wenn er seine Neigung zu Kunst und Literatur auf ein »genetisches Erbe« seiner Familie zurückführt, so kommt hier ein Denkmotiv zum Ausdruck, das im Koordinatensystem seiner Weltanschauung an zentraler Stelle steht: der von ihm gern beschworene kulturgeschichtliche Vorsprung der Cislimiten gegenüber den Translimiten.

Aufgrund des antipreußischen Vorbehalts seiner demokratisch gesinnten, »sehr kämpferischen Zentrumsfamilie« und der politischen Prägung durch den Reichstagsabgeordneten Friedrich Dessauer, orientierte sich auch Franz Mai ideologisch am Zentrum, was zur Folge hatte,

daß er 1932 Mitglied des Windhorstbundes und stellvertretender Vorsitzender des Studentebundes des Zentrums wurde. Für das Zentrum engagierte er sich 1933 auch einige Wochen im Reichtagswahlkampf.

Mais Äußerungen über die Zeit des Nationalsozialismus verweisen stets auf seine frühzeitige Distanzierung. Dabei beruft er sich wiederholt auf die Zentrumsnähe seiner Familie: »Wir waren Antipreußen, weil die Preußen meinen Vater von Köln in das Verbannungsland Saarland versetzt hatten, daher war die Gefahr nicht groß.« Auch sei er über Hitlers Ziele frühzeitig im Bilde gewesen, denn er habe bereits vor 1933 »Mein Kampf« gelesen.

Wenn Mai sich an die Kriegszeit erinnert, so hebt er hervor, daß er aus seiner antinationalsozialistischen Gesinnung keinen Hehl gemacht habe. Aus diesem Grunde sei er während des Rußlandfeldzuges wegen Defätismus an der Front angeklagt und von einem adligen Regimentskommandeur gerettet worden, der sich dafür eingesetzt habe, daß er »nur die härteste Disziplinarstrafe« erhielt, drei Wochen Gefängnis in Smolensk.

An der Seite Konrad Adenauers

Nach dem Krieg gehörte Mai zu den ersten vier Richtern, die in der amerikanischen Besatzungszone zugelassen wurden. Ab November 1945 war er als Straf- und Mietrichter, als Verfasser von Mietrechtskommentaren und als Rechtsberater von Vertriebenen am Aufbau der Frankfurter Justiz beteiligt. Im Interview problematisiert er das Schuldstrafrecht und bezeichnet sich selbst als Anhänger des Gefährdungsstrafrechts, innerhalb dessen der Strafvollzug als »Spielregeltherapie« zu begreifen sei.

Daß Adenauer ihn 1950 nach Bonn holte, führt Mai zu einem darauf zurück, daß er unbelastet gewesen sei, zum andern darauf, daß er aufgrund seiner unterschiedlichen Kompetenzen als Richter und Schlichter von Streitfällen für drei Ministerien qualifiziert gewesen sei. Er macht aber auch keinen Hehl daraus, daß für ihn selbst rheinländische Heimatgefühle eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Seine zweijährige Tätigkeit als persönlicher Referent Adenauers, im unmittelbaren Zentrum der Macht, empfindet Mai rückblickend zweifellos als Höhepunkt seiner Biographie. Dies kommt in fast allen seinen Äußerungen zu Weltanschauung und Selbstverständnis, insbesondere im Hinblick auf seine Zeit als Intendant, immer wieder zum Ausdruck. Eine nachhaltige Prägung ist dabei von Adenauers Führungsstil ausgegangen, der Art und Weise, wie er die eigene Admi-

nistration kontrollierte und Entscheidungen durchsetzte.

Was die politischen Akzente betrifft, die Adenauer in der Nachkriegszeit setzte, so finden diese auch in der heutigen Rückschau die rückhaltlose Zustimmung Mais. Von der Wiederbewaffnung über die Eingliederung der Bundesrepublik Deutschland in das transatlantische Bündnis bis hin zur deutsch-französischen Versöhnung, die für den frankophilen Mai zeitlebens einen besonderen Stellenwert einnahm, war und ist er von der Richtigkeit und Notwendigkeit der Adenauerschen Politik überzeugt.

Der weltanschaulich-politische Bildungsprozeß Franz Mais - dafür enthalten die Interviews zahlreiche Indizien - ist gewiß in jenen Jahren unter dem Eindruck des »großen Mannes« Adenauer zum Abschluß gelangt. Um so erstaunlicher ist deshalb, daß er, der sonst alle politischen Entscheidungen des Bundeskanzlers innerlich nachvollzog und zum Bestandteil der eigenen Willensbildung machte, sich einem ihn selbst betreffenden Vorhaben Adenauers widersetzte, das ihm eine politische Karriere hätte eröffnen können. Denn Mais Erinnerung zufolge wollte Adenauer ihn (neben Heinz Lubbers) zum zweiten Generalsekretär der CDU machen. Mais politisch motivierte Ablehnung dieses Vorschlags hatte eine Verschlechterung der Beziehung zu Adenauer zur Folge und führte schließlich zum Ende seiner Tätigkeit als persönlicher Referent.

Auf seine Dienste wollte man in Bonn gleichwohl nicht verzichten. 1952 wechselte Mai, nachdem er die Option, in den diplomatischen Dienst zu gehen, ausgeschlagen hatte, in das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, zunächst als Leiter der Filmabteilung, dann, im Sommer desselben Jahres, als Leiter der Zentralabteilung. Als Mitglied der Filmbürgerschaftskommission setzte sich Mai primär für die Wiedererstarkung des deutschen Films und für die Schaffung einer deutsch-französischen Kooperation ein.

Als Leiter der Zentralabteilung des Presseamtes arbeitete Mai eng mit Staatssekretär Otto Lenz zusammen, mit dem er »die ganze Rundfunkarbeit gemacht« habe. Da sich Lenz nach dem Ende der ersten Legislaturperiode aus der Rundfunkpolitik weitgehend zurückzog, beziehen sich Mais Erinnerungen vor allem auf den Zeitraum bis 1953, in dem Lenz versuchte, den Entwurf für ein Bundesrundfunkgesetz, das den Rundfunk bundesstaatlich reglementieren sollte, auf die Tagesordnung des Parlaments zu setzen. Mai spricht von der Idee eines »Informationsministeriums«, das an die Stelle des Bundespresseamtes hätte treten sollen, um den Kanzler effektiver vor Pannen schützen zu können.

In den Jahren bis 1957 lernte Mai, der auch an den Verhandlungen um die Teilung des NWDR beteiligt war, nicht nur die Strukturen des Rundfunks, sondern auch die verwaltungstechnische Seite seiner Organisation kennen, was ihm bei der späteren Ausübung des Intendantenamtes in vielfacher Hinsicht zugute kam.

Gründungsintendant des Saarländischen Rundfunks

Als nach der Ablehnung des Saarstatuts, dem Mai aufgrund seiner guten Beziehungen zur christlichen Volkspartei Sympathien entgegengebracht hatte, das Saarland am 1. Januar 1957 als neues Bundesland in die Bundesrepublik Deutschland eingegliedert wurde, trat auch das Gesetz über den Saarländischen Rundfunk (SR) in Kraft. Damit kam der Anspruch des Südwestfunks (SWF), das Saarland zu integrieren, um sein Gebühreneinzugsgebiet zu erweitern, nicht zum Zuge, doch die Kontroverse um das Verhältnis der beiden Rundfunkanstalten hielt noch Jahre an, da auch Mai gerne das Gebühreneinzugsgebiet um den rheinland-pfälzischen Teil des SWF erweitert hätte - allerdings ohne Erfolg. Der Baden-Badener Intendant Friedrich Bischoff schlug bei der Wahl des SR-Intendanten zwar noch einen eigenen Kandidaten vor, konnte sich damit aber nicht durchsetzen. So wurde am 5. Juni 1957 Franz Mai, der sein Interesse an dem Amt angemeldet hatte, zum Gründungsintendanten des SR gewählt. Seine Wahl hing gewiß mit seinen in Bonn gesammelten Rundfunkerfahrungen zusammen, ausschlaggebend dürfte aber gewesen sein, daß er bereits im Vorfeld konkrete Finanzierungsvorschläge gemacht und signalisiert hatte, daß er in der Frage der Unabhängigkeit des Saarländischen Rundfunks nicht mit sich handeln lassen würde.

Bereits kurz nach seinem Amtsantritt am 1. Januar 1958 provozierte Mai einen ernsthaften Konflikt mit der Staatskanzlei, der ihn beinahe sein neues Amt gekostet hätte. Denn unter Berufung auf den alten »Reichssender Saarbrücken«, der bis 1945 seinen Sitz im Schloß Halberg hatte, wo nun das Innenministerium eingerichtet war, verlangte Mai die Rückgabe des Schlosses an den SR - eine Forderung, die er gegen erhebliche Widerstände von seiten der Regierung schließlich durchsetzte. Damit waren die Standortvoraussetzungen für den Aufbau des SR geschaffen, der erst 1968 (unter optimaler Ausnutzung der von der ARD bewilligten Mittel) zum Abschluß kam.

Als Intendant war Mai bemüht, den programmpolitischen Akzent auf die deutsch-französische Verständigung zu legen. So initiierte er

mit dem Ziel, die Bedürfnisse der französischen Hörer und Zuschauer berücksichtigen zu können, gemeinsam mit Radio Luxemburg eine Programmkommission und ab 1961, als der SR die ersten eigenen Fernsehprogramme produzierte, Kooperationen mit dem französischen Fernsehen. Auf diese Weise konnten Austauschprogramme realisiert werden, die sowohl im Unterhaltungsbereich (Musik) als auch auf dem Bildungssektor (gemeinsame historische Sendungen) zum interkulturellen Profil des SR beitrugen.

Die eigentliche Differenzierung des Hörfunkprogramms vollzog sich aber erst mit der Einrichtung der »Europawelle Saar«, die ab Januar 1964 ausgestrahlt wurde und die Mai als seine ureigene Leistung ansieht. Die »Europawelle« war das erste Programm, das die Werbezeiten nicht mehr in geschlossenen Blöcken bündelte, sondern, um die Hörer davon abzuhalten, das Programm zu wechseln, wohl dosiert auf die Sendungen verteilte. Der als Massenprogramm konzipierten »Europawelle« stellte der nach eigenen Äußerungen kulturell ambitionierte Intendant 1965 mit der »Studiowelle Saar« ein anspruchsvolles Programm für Minoritäten zur Seite, in dem vor allem Wortsendungen wie Hörspiele und Radioessays gesendet wurden.

Neben diesen von Mai vorangetriebenen Programmentwicklungen ist seine Leistung als Gründungsintendant vor allem in seiner Medien- und Programmpolitik begründet: Als zweitkleinste der damals neun Landesrundfunkanstalten erlangte der SR innerhalb der ARD eine profilierte Eigenständigkeit, die wohl kaum erwartet oder vorausgesehen wurde. Dieses Verdienst kommt uneingeschränkt Franz Mai zu - wie auch immer die Medienhistoriker über ihn urteilen werden.

Gesprächspartner

Als ich Franz Mai im Februar 1993 am Telefon ein Interview über seinen privaten und beruflichen Werdegang vorschlug, zögerte er keinen Augenblick. Er wirkte interessiert und erfreut: »Ich freue mich direkt, daß mein Name noch mal für die wissenschaftliche Forschung aufgetaucht ist«. Franz Mai war begeistert.

Keine zwei Wochen später besuchten wir ihn in Saarbrücken. An der Seite seiner Lebensgefährtin Christine Heinrich und mit der aktuellen Ausgabe der FAZ unter dem Arm empfing er uns am Hauptbahnhof in Saarbrücken. Beide begrüßten uns äußerst freundlich und begleiteten uns zum Hotel, in dem Franz Mai für uns Zimmer reserviert hatte. Schon auf der Fahrt zum Hotel begann er, von seiner Berufslaufbahn zu erzählen. Er sprudelte geradezu über von Erfahrungen

und Eindrücken. Schon in diesem ersten Augenblick wurde deutlich, wie stolz er war auf das, was er geleistet hatte.

Später in seinem Haus war alles auf unseren Besuch eingestellt: Franz Mai hatte sich auf unser Treffen vorbereitet und einiges Material zusammengetragen. Christine Heinrich hatte den Tisch gedeckt, Kaffee wurde gekocht und Kuchen serviert. Sie trug wesentlich zur entspannten und vertrauensvollen Atmosphäre bei.

Als nach dem Kaffeepausch dann der Cassettenrecorder lief, zeigte Franz Mai keinerlei Scheu. Er erkundigte sich lachend, ob die Technik denn auch funktioniere, ignorierte das Gerät von da an und erzählte ganz freimütig. Im Laufe unseres Gesprächs wurde das Vertrauen sogar so groß, daß er selbst bei laufendem Recorder Dinge sagte, die auf keinen Fall an die Öffentlichkeit sollen.

Das Abendessen fand auf Einladung von Mai in einem angesehenen Saarbrücker Restaurant statt. Auch nach mehreren Interviewstunden wirkte Mai nie ungeduldig oder ermüdet. Er lachte viel, erzählte ausführlich und hatte stets eine erfrischende Anekdote parat.

Als wir uns am nächsten Tag voneinander verabschiedeten, hatte ich das Gefühl, daß wir uns schon länger kennen. Natürlich waren wir bei all den unterhaltsamen und auch lehrreichen Abschweifungen von unserem Interview-Zeitplan abgekommen. Es folgte die Einladung zur Fortsetzung der Gespräche im Hause der Familie Mai an der Côte d'Azur. Lachend erinnerte sich Mai daran, daß er das Haus vor 30 Jahren von Franz-Josef Strauß gekauft hatte. Ich konnte mir selbst ein Schmunzeln nicht verkneifen: Schließlich kannte ich die Geschichte aus dem SPIEGEL.

Zweieinhalb Monate später saßen wir auf der sonnigen Terrasse des Hauses, hoch über der französischen Mittelmeerküste. Morgens, mittags und abends war der Tisch wieder liebevoll und perfekt gedeckt.

Die Begegnungen mit Franz Mai waren für mich Höhepunkte der Interviews zur westdeutschen Mediengeschichte mit über 30 Zeitzeugen. In seinen umfangreichen Selbstaussagen gab Mai detailliert und umfassend, voller Lebendigkeit und mit viel Humor Auskunft darüber, wie er die zurückliegenden Jahrzehnte erfahren und gelebt hat. Vielleicht waren sie auch und gerade deshalb so bedeutsam für mich, weil ich selbst nicht bereit und willens war, seine Erinnerungen in das Korsett wissenschaftlicher Analyse und Interpretation zu zwängen, sie durch zusammengetragene Akten- und Dokumentenkenntnisse anzuzweifeln oder durch künstliche Kategorien auseinanderzureißen. Die Eingriffe beschränken

sich deshalb auch auf eine Strukturierung, Zusammenfassung und Bearbeitung der Gesprächsprotokolle, die auf Lesefreundlichkeit zielen.

Bleibt nur noch Dank zu sagen an unseren Gesprächspartner. Vielleicht fällt mein Dank deshalb besonders herzlich aus, weil ich mich in dieser Begegnung eben nicht nur als faktenorientierter Medienhistoriker erlebte, sondern als neugieriger Angehöriger einer Generation, die bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit allzu gerne die menschliche Individualität in all ihrer Lebendigkeit und Widersprüchlichkeit ignoriert hat - Mediengeschichte ist auch Lebensgeschichte.

Das Interview führten Prof. Dr. Wolfgang Becker, Dr. Dorothee Römhild und Christian Schulte. Transkribiert und redigiert wurde es von Eva-Maria Marzok im Zusammenwirken mit dem Projektleiter.

Wolfgang Becker, Osnabrück

Dokument

INTERVIEWER: Was erinnern Sie im Zusammenhang mit Ihrer Kindheit, Jugend und Familie?

MAI: Da muß ich an erster Stelle die Multinationalität meiner Familie hervorheben. Den Anfang machte meine älteste Schwester. Sie heiratete im Jahre 1923 unseren langjährigen Untermieter Jean, Sohn eines französischen Bergwerkdirektors. In meiner Autobiographie habe ich deshalb ein Kapitel überschrieben: »Die Liebe überwindet die Tragik der deutsch-französischen Feindschaft«. Heute, am Ende dieses Jahrtausends sind wir eine - so sagt man doch - multikulturelle Großfamilie: In vier Generationen sind rund 210 Menschen versammelt, ungefähr 130 davon sind französischer und ungefähr 70 deutscher Nationalität. Hinzukommen drei Engländer, vier Iren, eine Thailänderin und eine Laotin. Allerdings muß ich sagen, daß ich neben meiner ältesten Schwester Hedi noch einen Bruder und eine weitere Schwester habe.

In meiner Kindheit und Jugend habe ich fast alle Schul- und Semesterferien bei meiner französischen Familie verbracht. Das heißt, ich habe mit meinen Spielkameraden französisch gelernt, und deshalb spreche ich fließend französisch, aber nicht perfekt. Als ich in die Schule kam und Französischunterricht hatte, habe ich mir gesagt: »Du kannst doch schon Französisch!« Und da ich als Kind nicht übermäßig fleißig war, habe ich die Regeln und die verschiedenen Subjunctive usw. nicht so gründlich gelernt, aber ich sprach doch fließend Französisch.

I: Kommen wir auf Ihre Schulzeit zu sprechen.

M: Als meine Mutter starb, war ich 14 Jahre alt. Mein Vater konnte wirklich nicht für mich sorgen, die älteren Geschwister waren schon alle außer Haus, verheiratet oder im Studium. Er hat mich in ein Internat geschickt. Das war so hart für mich, ich hatte so großes Heimweh, daß mein Vater dann Mitleid mit mir

bekam und mich in Godesberg in einem jesuitischen Kolleg unterbrachte. Dort hatte ich auch exzellente Lehrer.

I: Können Sie dies weiter ausführen?

M: Mein intellektuelles Reservoir habe ich im wesentlichen von den Jesuitenschulen in Feldkirchen und Godesberg bekommen, wo ich das »concilium abundi« bekam. Ich mußte ja von der Unterprima in die Oberprima wechseln, und da bin ich schon nach wenigen Wochen Klassensprecher geworden. Dieses »concilium abundi« verstehe ich, aber es war eigentlich ein bißchen mittelalterlich, denn die Jesuiten haben hingenommen, daß direkt gegenüber von unserem Kolleg, wo wir schliefen und wohnten, die Ursulinen ein Mädchenpensionat einrichteten, so wie im Mittelalter neben vielen Mönchsklöstern ein Nonnenkloster gebaut wurde, um die menschlichen Kontakte zu erhalten (Gelächter). Und da ich ein guter Pfadfinder war, habe ich natürlich meine Pfadfinderqualitäten auch genutzt, um mich und meine Mitschüler an die richtigen Orte zu führen, und das führte zum »concilium abundi«.

Damals hatte ich einen wunderbaren Mentor - er ist jetzt 97 und lebt noch - Prälat Rudi Oster. Mein Vater schrieb: »Mein armer, verlorener Sohn (...)«, und er hat dann meinen Vater getröstet und mich untergebracht am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium in Trier, wo ich dann Abitur gemacht habe. (Gelächter) Ich war immer sehr aktiv, und dort habe ich dann sehr schnell den sogenannten Schülerwochengroschen organisiert, und ich habe noch den Bericht des damaligen Direktors. (Mai zitiert:) »Mai ist eine sinnige und dabei doch aktive und organisatorisch begabte Natur mit ausgesprochenen Führeigenschaften (Gelächter). Er will Volkswirtschaft studieren.«

I: Die Beschäftigung mit antiken Stoffen stand wahrscheinlich auf einem humanistischen Gymnasium im Mittelpunkt.

M: Natürlich. Ich bedaure ja sehr, daß das Gymnasium so heruntergekommen ist. (Mai zitiert fließend Griechisch). Das Griechische hat mir einmal eine hohe Neugier und Sensibilität für das Philosophische und für das Ästhetische mitgegeben. Für das Philosophische haben wir ja noch Platon gelesen und ein bißchen Aristoteles, auch Geschichte, und dann haben wir Homer gelesen. Und solche Bilder bleiben in einem jungen Menschen einfach stehen. Das heißt, wir haben eine hohe Sensibilität für Ästhetik, für Sprache und für philosophisches Denken durch das Griechische bekommen.

I: Haben Sie in der Zeit auch damit begonnen, Gedichte zu schreiben?

M: Ja, die habe ich schon als Kind geschrieben. Mein Vater war ein großer Knittelversereimer. - Das Lateinische - viele Leute sagen, meine deutsche Sprache sei sehr lateinisch, und das ist richtig - hat mir den Sensus für Organisation, Administration, Recht gegeben und die Sprache, die lateinische Sprache gibt durch ihre langen Sätze, die ich auch leider schreibe, die Möglichkeit, das Wichtige und das weniger Wichtige durch die Haupt- und Nebensätze einstufen zu können. Und insofern halte ich Latein für alle auch gesellschaftspolitischen Ordnungsfragen für eine un-

erhörte Lehrquelle. Und ich bedaure außerordentlich, daß das humanistische Gymnasium, das den jungen Menschen diese Werte und diese Denkstrukturen nahebrachte, nicht mehr existiert. Und auch die Geschichte halte ich für außerordentlich wichtig. Und dann ergeben sich auch Gesamtbilder. Die philosophischen, humanen Reflexionen werden so geboren.

I: Wie haben Sie mit diesem kanonischen Rüstzeug, das Ihnen durch das humanistische Gymnasium vermittelt wurde, die Kultur, auch Kunst und Literatur, der Moderne wahrgenommen, die kulturelle Entwicklung, die ja sehr rasant verlief?

M: Ich habe ja später auch Kunstgeschichte studiert bei Kehr und bei Wölfflin in München und bei Lützel und Clement in Bonn. Ich habe mit sieben Semestern zwar meinen Referendar gemacht, aber ich habe ein weitgehendes philosophisches Studium und ein weitgehendes kunsthistorisches Studium gemacht; das ging damals alles noch. Und das Literarische lag einfach in der Familie drin: Mein Bruder war Journalist, mein Schwager war Journalist (...)

Heute sind wir in eine technische Anonymität geraten, in eine gesellschaftszerstörende Individualität. Es ist ein fataler Weg, der ab 1968 gegangen worden ist, wobei ich Verständnis für die Frankfurter Schule habe, weil ihre jüdischen Väter natürlich auch unter dem Schock des Holocaust gestanden hatten, ob das Adorno, Marcuse oder Horkheimer waren. Aber ihre tatsächliche Effizienz war die Auflösung der gesellschaftlichen Gemeinschaft, also das Ungleichgewicht zwischen dem »zoon politikon«, also dem Menschen als Einzelwesen, und dem Menschen als Gemeinschaftswesen. Dort ist eine Bewegung in Gang gekommen, siehe die Selbstverwirklichungsutopie und alle ähnlichen geistigen Entwicklungen, die einfach die Gesellschaft zerstören, weil dem Menschen nicht mehr klar wird, daß er nicht nur ein Subjekt ist, ein Einzelindividuum, sondern eben auch eingegliedert ist in die biologische Gemeinschaft Mensch. Deshalb geht das Gemeinschaftsverständnis immer mehr unter.

(...) Und ich sagte Ihnen, wenn ich mein philosophisch-humanes Ziel bezeichnen sollte, würde ich sagen: die befriedete Vielfalt. Nicht die Vergewaltigung der Vielfalt zur Einheit, sondern die befriedete Vielfalt.

I: Könnten Sie den Begriff noch etwas erläutern?

M: Wie jeder einzelne Mensch geprägt wird durch sein Familienmilieu, durch seine soziale Umwelt, durch seine familiären Verbindungen und Beziehungen und durch seine Erfahrungen in Auseinandersetzung mit seiner Umwelt, und wie sich dadurch die Persönlichkeit bildet, die dabei herauskommt, ist auch jedes Volk, jede Ethnie so geprägt einmal durch seine geographische Umwelt, d.h. seine klimatische Umwelt, seine geographische Struktur, siehe Frankreich zwischen Mittelmeer und Atlantik, und durch seine geschichtliche Erfahrungen, wie jeder Mensch durch seine Erfahrungen. Und diese Prägungen nicht zu zerstören, sondern sie in eine befriedete Kommunikation zu bringen, weil dadurch der Reichtum der Vielfalt deutlich wird, ist für mich eigentlich die Grundlage für mein Ziel der befriedeten Vielfalt. (...)

»Und dann wurde ich zur schärfsten Disziplinarstrafe verurteilt.«

I: Wann haben Sie zum ersten Mal Militärdienst gemacht?

M: Am 1. oder 2. Mai 1940. Ich hatte ja am 27. oder 28. April mein Assessorexamen, und dann wurde ich sofort eingezogen. (...) Ich habe 1936 meinen Führerschein gemacht, und deshalb kam ich zu den Panzern und habe da Panzerfahren gelernt. Ich war dann erst nach dem Frankreichfeldzug Dolmetscher im Stralag 6. Ich habe heute noch einen Lederkoffer von einem Franzosen aus Paris zu bekommen, der sagte: »Wenn der Krieg zu Ende ist, kommen Sie bei mir vorbei. Sie bekommen den schönsten Lederkoffer, den ich in meinem Geschäft habe.« Den habe ich nur nie abgeholt (lacht). Dann kam der Rußlandfeldzug, und ich wurde dem Panzerregiment zugeteilt. Der Krieg hatte ja schon begonnen, und wir trafen auf das Panzerregiment an der Beresina. Dann gab es beim Vormarsch auf Moskau ganz schwere Verluste, besonders unter den Offizieren, und dann kam Ersatz. Und unter diesen Offizieren, die als Ersatz kamen, waren einige, die in der nationalsozialistischen Erziehungsanstalt, der sogenannten NAPOLA erzogen worden waren. Und wenn man als Soldat nicht weiß, ob man morgen noch lebt, sagt man ja, was man denkt. Und so habe ich an der Front dort nicht versteckt, daß ich antinationalsozialistisch bin, daß ich diesen Krieg für ein Verbrechen halte. Das müssen einige von diesen Leuten gehört haben über Kontakte, und die haben dann alle meine Kameraden verhört mit dem Schwur, mir nichts zu sagen, und haben dann eine Anklage gegen mich erhoben wegen Defaitismus an der Front. Und Defaitismus an der Front bedeutete entweder Erschießung oder Bataillon 666, was genausogut wie Erschießen war. Mein Regimentskommandeur, Heinrich Graf Seherr-Thoß, ein schlesischer Adelige, war Nicht-Nazi und wollte mich retten. Er ist mit meiner Anklageschrift, die er weiterreichen sollte ans Kriegsgericht, zu General Model gefahren und hat mit dem verhandelt, wie man diesen jungen Burschen, der da so dummes Zeug geredet hatte, retten könne. Und da hat der Model gesagt: »Das ist für mich ein großes Risiko, aber für Sie, lieber Graf Seherr-Thoß, will ich das eingehen«. Und dann wurde ich zur schärfsten Disziplinarstrafe verurteilt, die überhaupt zur Verfügung steht; das waren drei Wochen Gefängnis im Gefängnis von Smolensk, Strafversetzung in eine besonders gefährdete Infanteriedivision und Aberkennung selbst der Fähigkeit, wenigstens Unteroffizier zu werden. Und so haben mich die beiden vor dem Erschießen gerettet. (...)

»Immer versucht, nicht die Persönlichkeit des Angeklagten zu zerstören.«

M: Ich gehörte, glaube ich, zu den ersten vier Richtern, die die Amerikaner zuließen. Da war einer, der war lebend aus Theresienstadt zurückgekommen, Herr Maas, dann war ein emigrierter Sozialist, Herr Becker, der später dann Gerichtspräsident wurde, einer war der Graf Lankoronski, der Amtsgerichtspräsident war, der war seines Dienstes von den Nazis enthoben worden, weil er sich nicht von seiner

jüdischen Frau hatte scheiden lassen, und ich. Wir haben damals die Frankfurter Justiz aufgebaut und unglaublich schwer gearbeitet. Ich war zuerst Mietrichter, da habe ich drei Mietrechtskommentare geschrieben. Dann war ich Strafrichter. Ich habe sogar vier Dankesbriefe bekommen.

I: Wissen Sie noch, wann genau Sie als Richter angefangen haben?

M: Anfang November 1945 erhielt ich die Genehmigung der Amerikaner. Ich kann Ihnen auch mein Entnazifizierungsurteil zeigen. Mir wurde dann in Frankfurt ein Dezernat für Zivilprozeßverfahren zugeteilt. Später, im Jahre 1948 gab ich mein Zivilrechtsdezernat ab und wechselte ins Strafrecht.

I: Sie haben also zwischen 1945 und 1949 in Frankfurt gelebt? Haben Sie da etwas vom Aufbau des Hessischen Rundfunks mitbekommen oder überhaupt etwas von der alliierten, amerikanischen Medien- oder Informationspolitik?

M: Ich wohnte in der Silbermannstraße in Frankfurt, und diese mündet auf den Bertramshof. Ich habe mich damals nicht mit Medienpolitik befaßt, weil ich als Miet- und Strafrichter genug zu tun hatte. Mir war klar, daß mir der geschriebene Journalismus näherstand. Mir war klar, daß die Gründung der Rundfunkanstalten eine Sache der Alliierten war (...) Wir hatten Verständnis dafür, daß die amerikanischen Soldaten gerne die »Frouleins« sahen, und wir hatten auch Verständnis dafür, daß sie uns Zigaretten gaben. Wir sind besonders betroffen gewesen, weil sie uns aus unserem Haus herausgesetzt haben, das ganze Gebiet wurde ja eingezäunt für die Amerikaner. Durch den Begriff »Reeducation« war uns klar, daß uns hier amerikanische Weisheiten eingedrillt werden sollten, obwohl wir vielleicht schon etwas mehr Geschichtserfahrung hatten als die Amerikaner in ihrer kurzen 200jährigen Geschichte.

I: Wie war Ihr weiterer Weg, der Wechsel vom Richteramt in die Politik zu Adenauer?

M: Das will ich mal als erstes erklären: Es gab mehrere Gründe, die mich veranlaßten, meinen Richterposten aufzugeben: Für mich war es wichtig, erstinstanzlicher Richter zu sein, wo ich den jeweiligen Angeklagten vor mir hatte und versuchte, intuitiv die Persönlichkeit zu erfassen, weil ich der Meinung bin, daß unser Schuldstrafrecht problematisch ist. Ich bin im Grunde ein Anhänger des Gefährdungsstrafrechts, das z. T. sogar schärfere Strafen verhängen kann.

I: Könnten Sie das näher erläutern?

M: Ich habe immer versucht, nicht die Persönlichkeit des Angeklagten zu zerstören, sondern sie zu motivieren, sich wieder einzugliedern und ihr klarzumachen, daß die Gesetze die Spielregeln der Gesellschaft sind und daß diese Spielregeln eingehalten werden müssen, weil sonst die ganze Gesellschaft auseinanderfällt.

I: Also nicht Strafverfolgung im Sinne des Schuldrechts als Sühne?

M: Nicht als Sühne, sondern als psychologische Therapie und als Schutz der Gesellschaft vor solchen Menschen, die aus Motiven, die wir nicht ganz durch-

schaufen können, eben straffällig werden und die Gesellschaft und deren Mitglieder gefährden.

»Einen ungewöhnlichen Respekt vor Ihnen eingefloßt hat.«

I: Warum sind Sie nach Bonn gegangen?

M: Ich bin nach Bonn gegangen aus mehrerlei Gründen: Einmal, weil mein Bruder im CVA und mit Dr. Würmeling freundschaftlich verbunden war, und der Würmeling suchte nun sehr stark nach unbelasteten und qualifizierten Mitarbeitern fürs Bundeskanzleramt und überhaupt für Bonn. Würmeling hat 1949 zunächst mal das Bundeskanzleramt übernommen vor Globke und ist dann in den Bundestag gewählt worden. Und nun hat offenbar mein Bruder den Herrn Würmeling auf mich aufmerksam gemacht, und dann kam noch ein Dr. Hähnlein dazu, auch ein Bundesbruder meines Bruders - ich bin ja KV, mein Bruder ist CV, also auch da die Variationsbreite - der mich offenbar benannt hatte. Und da schon die Nichtbelastetheit unserer Familie evident war, obwohl ich beim Examen (...) den Antrag auf Parteianwärterschaft gestellt habe, war ich natürlich für sie interessant als Unbelasteter. Des weiteren war ich für sie interessant, weil ich drei Ministerien sachverständig abdecken konnte, denn ich hatte promoviert in Arbeitsrecht, so daß ich also das Arbeitsministerium abdecken konnte; ich konnte das Wohnungsbauministerium abdecken, weil ich drei Kommentare geschrieben hatte. Ich war der berühmteste Mietrichter im Süden, im Norden war mein »Gegenspieler« der Prof. Bettermann, also - abgesehen von Nordhessen vielleicht - war ganz Hessen, Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg usw. angeschlossen an meine Mietrechtsprechung, deshalb wurde ich auch gedrängt, die drei Kommentare über Mietrecht zu schreiben. Und das dritte Ministerium, das ich abdecken konnte, war das Flüchtlingsministerium. Weil mein Bruder ja aufgefangen war in der katholischen Organisation für die Auslandsdeutschen, hatte ich mich bereiterklärt, für die Flüchtlinge, für die in Frankfurt ein großes Flüchtlingslager eingerichtet war, als Justitiar zur Seite zu stehen, und damit hatte ich mich natürlich mit allen Problemen des Flüchtlingsrechts und der Flüchtlingssituation eingehend befaßt, weil ich ihnen als Rechtsberater zur Verfügung stand. (...)

I: Was waren Ihre Orientierungen in dieser Zeit um 1945, nach zwölf Jahren Nationalsozialismus, langsam einen demokratischen Staat zu bilden, was ja auch einige Jahre gedauert hat? Mit welchen Grundüberzeugungen in Hinblick auf ein demokratisches Staatsgebilde sind Sie damals an die Arbeit gegangen?

M: Da wir immer antipreußische Demokraten waren, war es für mich selbstverständlich, eine Demokratie aufzubauen (...) Wir mußten zunächst mal diesen Staat wiederaufbauen. Und die erste Aufgabe war für mich, daß ich von den Amerikanern gebeten wurde, die Justiz in Frankfurt wiederaufzubauen. Und dann kam erst 1949 das Grundgesetz und die Bundesregierung suchte Leute, und da war ich natürlich sofort bereit, in Bonn am Aufbau dieser neuen, von unserer

Familie immer ersehnten Demokratie teilzunehmen. (...)

I: Wie kam es dann zur Berufung als »Persönlicher Referent« Adenauers?

M: Mein unmittelbarer Vorgesetzter wurde Dr. Petz. Und eines Tages kam plötzlich vom Kanzler, wie Globke sagte, die Aufforderung an mich, in einem Streitfall im Bundespresseamt zu schlichten. Es war wohl die Information durchgedrungen, daß ich ein bekannter Richter in Frankfurt gewesen war. Und ich habe mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit diesen Streit so klären können, daß der damalige Bundespressechef, er hieß im übrigen Dr. Braun, abtreten mußte. Er wurde dann untergebracht als Regierungspräsident in Aachen.

Ein weiterer Vorfall kam hinzu. Aus einem Geheimdokument der alliierten Hochkommissare erschien eines Tages ein Auszug in der deutschen Presse. Und ich sollte untersuchen - weil die Hohen Kommissare behaupteten, das könnte nur bei der deutschen Seite liegen -, wo die undichte Stelle sei. Das wird wohl eben auch dazu beigetragen haben, daß Globke anrief und sagte: »Der Kanzler möchte Sie zum persönlichen Referenten haben«. Ich habe damals so den Eindruck gehabt, daß der Kanzler mich sehr schätzte, und dann, wie das mit alten Leuten manchmal so ist, greift man manchmal zu Mitarbeitern, die einem gefällig sind oder die einem die eigenen Auffassungen vortragen.

I: Später hatte Adenauer ja noch mehr mit Ihnen vor.

M: In der Tat. Eines Tages ließ mich der Kanzler rufen und sagte: »Herr Dr. Mai, ich möchte Sie zum Generalsekretär der CDU machen!« Da sagte ich: »Herr Bundeskanzler, Sie haben erst vor wenigen Wochen oder Monaten Herrn Lubbers dazu gemacht. Was wird mit dem?« - »Ja, das müssen Sie mit dem zusammen machen.« Da habe ich gesagt: »Herr Bundeskanzler, ich stehe voll zu Ihren Diensten und ich bin auch durchaus bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, aber es kann nur einen Generalsekretär geben und keine zwei!« Da wurde er sehr ungehalten, wie ich ihn eigentlich selten gesehen habe, und er sagte: »Herr Dr. Mai, Sie wissen, daß ich in acht Tagen nach Bürgenstock fahre. Und ich gebe Ihnen acht Tage Zeit, sich zu überlegen, ob Sie mir diese Bitte abschlagen. Ich werde Sie anrufen lassen und Ihre Antwort erbitten.« Zwei Stunden vor seiner Abfahrt nach Bürgenstock, um 11.00 Uhr morgens, rief er an und fragte: »Herr Dr. Mai, haben Sie sich nun entschlossen, meiner Bitte zu folgen und Generalsekretär zu werden?« Da habe ich gesagt: »Herr Bundeskanzler, ich kann Ihnen keine andere Antwort geben, als ich sie Ihnen vor acht Tagen gegeben habe. Ich bin durchaus bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, aber es kann nur einen Generalsekretär geben.« Da wurde er so böse, wie ich ihn eigentlich niemals gesehen habe, und dann habe ich ihm gesagt: »Herr Bundeskanzler, Sie fahren in zwei Stunden nach Bürgenstock. Ich darf Ihnen schriftlich mein Programm für die Partei und meine Gründe in einem Brief darlegen?« Aus diesem historischen Brief darf ich Ihnen jetzt vorlesen?

(Mai zitiert:) »Sehr verehrter Herr Bundeskanzler, (...) Ich halte es weiterhin nicht für absolut unmöglich,

daß es mir gelingen könnte, die Partei organisatorisch, ideologisch und propagandistisch auf eine bessere und schlagkräftige Grundlage zu stellen. Ich erkenne dabei nicht die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Reorganisation entgegenstellen werden. Der Versuch, diese Aufgabe zu lösen, hat aber nur Aussicht auf Erfolg, wenn folgende Voraussetzungen gegeben sind: 1.: Derjenige, der diese Aufgabe übernimmt, muß auch die Geschäftsführung der Partei übernehmen, weil er sonst keinerlei Möglichkeiten der praktischen Durchsetzung hat. 2.: Er muß der alleinige Geschäftsführer sein; jeder Dualismus würde von vornherein die Arbeit lähmen. Ich würde zwar unter Zurückstellung meiner persönlichen Ansichten und meiner Bedenken eine Zusammenarbeit mit Herrn Lubbers nicht grundsätzlich ablehnen, aber sie nur dann für tragbar halten, wenn Herr Lubbers eine fest umrissene Aufgabe hätte, beispielsweise DUD, das war der Informationsdienst, »die Geschäftsführung aber ungeteilt bleibt und das Herrn Lubbers zufallende Aufgabengebiet nicht aus der leitenden Zuständigkeit dieser Geschäftsführung ausgenommen wird, damit die Einheit der Arbeit gewahrt bleibt. 3.: Ich halte es durchaus für gut, wenn dem Geschäftsführer ein politischer Berater zugeordnet wird, der ihm dauernd in allen politischen Fragen zur Seite steht. Ich glaube auch, daß eine harmonische Zusammenarbeit mit den drei von Ihnen benannten Herren möglich ist. Es ist selbstverständlich, daß der Geschäftsführer in ständiger enger Fühlung mit Ihnen und dem Vorstand der Partei bleiben muß. 4.: Die Reorganisation der Bundesgeschäftsstelle und der Landespartei kann ich erst beurteilen, wenn ich einige Wochen ihr Funktionieren beobachtet habe. 5.: Es wird sich auch voraussichtlich als notwendig erweisen, innerhalb der Partei alle aktivistischen Kräfte organisatorischer Besonderheit zusammenzufassen, um dem Parteiapparat wirkliche Stoßkraft zu verleihen. Hierzu muß besonders die Jugend herangezogen werden. 6.: Die kirchlichen und sonstigen konfessionellen Verbände waren früher die großen Zubringer-Organisationen für die christlichen Parteien. Diese Verbände sind gegenwärtig teilweise ohne aktives Leben oder lehnen bewußt jede Politik ab. Mit dem deutschen Episkopat muß die Wiederbelebung dieser Verbände eingehend besprochen werden. Der gleiche Versuch müßte mit der Evangelischen Kirche unter Berücksichtigung ihrer Besonderheiten gemacht werden. (...) Ideologisch müßte die Partei aus ihrem restaurativen Klima in ein evolutionäres überführt werden. (...) Ich setze mich nicht zwischen Borke und Stamm. Das kann nur einen Intrigenkrieg geben, und für Intrigen bin ich nicht der geeignete Mann. (...)«

Dann kam der Kanzler zurück, und ich habe noch mit ihm den Parteitag in Karlsruhe vorbereitet, da habe ich ihn noch begleitet, aber es war nicht mehr das alte Vertrauensverhältnis, die absolute Konkordanz, die eigentlich zwischen dem Chef und seinem persönlichen Referenten bestehen mußte. Und dann habe ich ihm gesagt: »Ich wäre auch bereit, eine andere Funktion zu übernehmen.« Er fragte: »Wollen Sie in die Diplomatie oder wollen Sie ins Presseamt?« Ich habe mich für das Presseamt entschieden, weil der Journalismus immer mein eigentliches Lebensgebiet gewesen ist. Und aus dem Tagebuch von Otto Lenz ergibt sich, daß der Kanzler sehr dafür eingetreten

war, daß also der Pressesprecher entweder Herr Lummer oder später Herr von Eggert sein sollte, daß aber ich die gesamte Organisation und Gestaltung des Presseamtes übernehme. Dann habe ich also gesagt: »Ich bin bereit, ins Bundespresseamt zu gehen.« Dann habe ich mir für den Januar 1952 Urlaub genommen, weil ich für die neue Aufgabe erholt sein wollte, ich hatte wirklich sehr viel Arbeit, und in der Zeit muß einer der größten Intriganten, Werner Krüger, dafür gesorgt haben, daß er Stellvertreter von Felix von Eckardt wurde. Von Eckardt war noch nicht da, als ich in Urlaub ging, und Krüger war dann praktisch der zweite Mann. Und ich bekam also dann nur die Abteilung für Film, Funk und Fernsehen. Das war eine tiefe Enttäuschung für mich, denn Globke hatte mir, bevor ich in Urlaub fuhr, den Organisationsplan vorgelegt, da stand oben »Bundespressechef«, dann »Leiter des Amtes: Dr. Mai«, und dann kamen die Abteilungen. Ich bin auch sehr glücklich darüber, daß man Werner Krüger nicht in den Krone- und Ellwanger-Kreis hineingenommen hat, dem ich ja angehöre - das ist der Kreis der alten Mitarbeiter und Freunde Konrad Adenauers, der einmal im Jahr zusammenkommt -, denn ich halte ihn für den eigentlichen Intriganten, der das zustandegebracht hat. Ich habe mich damit zurechtgefunden, und dann hat man mir doch später, da mußte Schlösser gehen, der hatte irgendwelche Dummheiten gemacht und wurde dann über andere Positionen verschoben, und da wurde ich dann Leiter der Zentralabteilung und habe dann als solcher das Presseamt aufgebaut und die Organisation gemacht. Aber es gab doch ein gewisses Spannungsverhältnis zu von Eckardt und zu Krüger.

I: Wann war dieser Wechsel zur Zentralabteilung genau?

M: Das muß im Sommer 1952 gewesen sein. - Jetzt will ich eine der größten Stunden meines Lebens schildern: Ich war schon Intendant im Saarländischen Rundfunk, und der Finanzminister Bulle wollte in Beerhus, das ist bei Saarlouis, ein großes Denkmal für die großen Europäer errichten und hatte den Termin für den ersten Spatenstich so gelegt, etwa ein Jahr vor seinem Tod: Adenauer sollte in Metz von Monnet die erste goldene Robert-Schumann-Medaille bekommen. Ich war dazu auch eingeladen und auch zu dem ersten Spatenstich, der auf denselben Tag gelegt worden war, damit der Kanzler auf der Fahrt von Bonn nach Metz über Beerhus fahren konnte, um da den ersten Spatenstich zu tun. Und der Kanzler sieht mich, kommt auf mich zu und sagt: »Dr. Mai, ich würde Sie dringend bitten, mit mir in meinem Wagen nach Metz zu fahren. Lassen Sie Ihren Fahrer mit seinem Wagen hinterherfahren; ich möchte gerne mit Ihnen sprechen.« Ich habe mich also dann in seinen Wagen gesetzt. Wir waren vom Fahrer durch eine Scheibe getrennt. Und dann hat dieser große alte Mann zu dem damals noch relativ jungen gesagt: »Herr Dr. Mai, ich möchte Ihnen sehr herzlich danken. Was Sie getan haben in der kurzen Zeit, in der Sie bislang Intendant gewesen sind, für die Befriedung und der Zusammenführung zwischen CVP und CDU.« Es war mir nämlich als erstem gelungen, auf dem Schloß Halberg die Parteiführer der vier Parteien, der SPD, Heinrich Schneider, CVP und CDU zu einem vernünftigen Gespräch zusammenzubringen.

»Und dann möchte ich Ihnen danken für den Einsatz, den Sie persönlich, aber auch als Intendant des Saarländischen Rundfunks, für die guten Beziehungen zu Frankreich geleistet haben.« Und dann atmete er tief und sagte: »Lieber Herr Dr. Mai, ich habe Sie aber eigentlich in meinen Wagen gebeten, um Ihnen zu sagen, daß mir im nachhinein Ihre damalige Haltung einen ungewöhnlichen Respekt vor Ihnen eingeflößt hat.« Und wenn ein so alter, großer Staatsmann, seinen jungen persönlichen Referenten so dringend in seinen Wagen bittet, um ihm zu sagen, daß er damals einen grundsätzlichen Fehler gemacht hat und daß die harte Haltung im nachhinein erheblichen Respekt ausgelöst hat, so ist das für mich eine sehr große historische Stunde meines Lebens. Wir sind dann zusammen nach Metz gefahren. Daß dieser alte Mann sich entschloß, mir das zu sagen, zeigt auch die Größe seiner Persönlichkeit. Welcher Staatsmann dieser Größe gibt einen Fehler zu und bittet jemanden, zu ihm zu kommen, damit er ihm das sagen kann? Das ist heute ganz selten und zeigt die Größe der Persönlichkeit Adenauers.

I: Könnten Sie an dieser Stelle einmal beschreiben, wie Entscheidungsprozesse bei Adenauer abliefen?

M: Das lief so ab, daß der Kanzler bei einer guten Flasche Wein einige Freunde versammelte, dazu gehörten Abs und Pferdenges. Die schlugen den einen oder anderen Sachverständigen für das jeweilige Problem vor, und dann wurde das besprochen. Aus dieser Besprechung bildete sich der Kanzler eine Meinung, die dann mit den Fachministern besprochen wurde. Dann hat die Demoskopie nach der zu erwartenden Reaktion der Bürger auf eine solche mögliche Entscheidung gefragt. Nachdem wir das wußten, konnten wir in den Teegesprächen auf diese Gefühle eingehen und erläutern. Deswegen war uns die Demoskopie so wichtig.

I: Das betraf nur die Argumentationsstrategie, nicht den Inhalt der Entscheidung?

M: Nein, Adenauer hat an einer einmal gefaßten Entscheidung in der Regel festgehalten

I: Das ist aber eher autokratisch und wenig demokratisch.

M: Ich nenne das ja auch die Demokratie. Alle kamen zu Wort. Das ist die beste Form der Demokratie, weil hier die partiellen Interessen zurückgedrängt werden.

I: Entspricht das nicht eher feudalen Strukturen? Das Mandat einer demokratisch gewählten Regierung besteht doch gerade darin, den unterschiedlichen Interessen aller gesellschaftlichen Gruppen gerecht zu werden. Adenauer hat dieses Prinzip geradezu verkehrt.

M: Nein, man suchte die optimale Lösung für eine demokratisch zusammengesetzte Gesellschaft, die ja die unterschiedlichsten Informationsniveaus hat. Es ging darum, die einzelnen Gruppen auf ihren Informationsniveaus anzusprechen und so für die optimale Lösung Akzeptanz zu erzielen. Dabei konnte jeder widersprechen.

I: Der Widerspruch blieb nur wirkungslos.

M: Das ist das heutige Dilemma. Heute putscht jeder Interessenverband die Öffentlichkeit auf.

I: Bestand bei diesem Verfahren nicht auch eine Gefahr des Mißbrauchs?

M: Die Gefahr war relativ gering, weil davor intensive Sachverständigengespräche geführt wurden.

I: Ist aber nicht vor diesem Hintergrund die Rede vom mündigen Bürger pure Ideologie?

M: Es hat gar nichts mit der Mündigkeit zu tun. Der große Irrtum heute ist der der Gleichheit. Die Auffassungsgabe, die Interessenlage, das Informationsniveau des einzelnen Bürgers ist ja unerhört verschieden. Und es kommt eben darauf an, und das war unsere Demokratie, dieser Verschiedenheit zum Trotz eine vernünftige Lösung zu erreichen - wobei jeder die Freiheit hat zu widersprechen, die optimale Lösung selbst aber nicht in Frage gestellt wird.

I: Noch einmal zum Begriff des mündigen Bürgers. Handelte es sich dabei nicht doch um eine Ideologie?

M: Nein, das bedeutete, daß jeder sich äußern und seine Meinung sagen durfte. Nur ob dieses subjektive Interesse auch in der staatlichen Lösung berücksichtigt werden muß, das ist dann die Sache der politischen Demokratie. Die Frage nach der Mündigkeit ist eine Frage nach der subjektiven Information, der subjektiven Begabung und Erkenntnismöglichkeit usw. Es gibt keine Gleichheit der Begabung, sondern nur die Gleichheit vor dem Gesetz. Ich würde mir wünschen, daß die Gesellschaft wieder eine Hochachtung vor der subjektiven Begabungsqualität hätte, aber die ist verlorengegangen durch diese Gleichmacherei.

»Wir sollten ein Informationsministerium schaffen und kein Bundespresseamt«

I: Welche Aufgaben hatten Sie als Leiter der Zentralabteilung im Bundespresseamt?

M: Der gesamte Haushalt, die gesamte Organisation, Personal, dann hatte ich noch die Bundesbildstelle drin, hatte eine Zeitlang auch noch Film, Funk, Fernsehen integriert, das wurde dann später wieder abgetrennt. Also quasi der ganze Bau ist von mir gemacht worden mit der Bundesbaudirektion. Ich hatte erst schon den Presseclub, die alte Villa neben dem auswärtigen Amt, eingerichtet und als Bauherr gebaut, da haben sich auch Krüger und von Eggert nicht drum gekümmert. Ich habe auch die Finanzierung durchgezogen. Dann kam eines Tages der Rolf Vogel zu mir, der eigentlich so ein journalistischer Handlanger von Jakob Kaiser war, also mir nicht übermäßig nahestehend. Aber er wußte, daß ich der Hauptautor der Lüders-Vorlage war, daß ich mit Lenz zusammen die Abtrennung - dadurch bin ich mit Barzel so bekannt geworden, der war damals ja Persönlicher Referent von Arnold, aber die Trennung des NWDR in NDR und WDR, damit die Translimiten nicht so vollkommen Norddeutschland beherrschten rundfunkpolitisch (Gelächter) - ich war sehr eng befreundet mit Otto Lenz, was wahrscheinlich auch für Argumente gegen mich gesorgt hat - die Deutsche Welle und den Deutschlandfunk nach Köln zu legen, in die Nähe der

Bundesregierung, und nicht nach Hamburg, ins cislimitische Ausland.

Ich war jedenfalls mit Lenz der Meinung, wir sollten ein Informationsministerium schaffen und kein Bundespresseamt, und zwar aus folgendem Grunde: Alle Fehler des Bundespresseamtes wären unmittelbar auf den Kanzler zurückgekommen, solange das Bundespresseamt eine Abteilung des Bundeskanzleramtes war. Das war das eine, und das zweite war, daß die ganzen übrigen Ministerien sich eigentlich unterrepräsentiert fühlten, weil kein selbständiges Informationsministerium bestand, in dem sie praktisch gleiche Ressortrechte hatten, sondern alles beim Bundeskanzleramt war, wo sie zwar gehört wurden, aber sonst minder wichtige Pressesprecher waren. Und deswegen war ich mit Lenz der Meinung, es wäre wichtig, ein Informationsministerium zu gründen, um den Kanzler vor jeder Panne des Bundespresseamtes zu bewahren und um die Einbindung der übrigen Ressorts in die Information zu verstärken. Die Gegner waren natürlich die, die behaupteten, das würde ein Propagandaministerium à la Goebbels werden. Und dieser Meinung war Herr Krüger - ob er wirklich der Meinung war, weiß ich nicht -, und ich habe es nicht durchsetzen können. Ich nehme an, daß Krüger mit diesem Argument sehr stark gearbeitet hat bei von Eggert, der von Bremen kam und Bonn nicht kannte, vielleicht von seinen früheren Überlegungen her gegen die Idee eines Informationsministeriums war, und das also genutzt hat, um mich abzuhalftern. Aber mein Leben ist ja trotzdem interessant geblieben!

I: Wie standen Sie zu dem im Februar 1953 eingebrachten Entwurf eines Bundesrundfunkgesetzes?

M: Das war die Vorlage, die ich meinte. Daran habe ich ganz intensiv mitgearbeitet als Mitautor. Wie ich überhaupt mit Lenz an der Rundfunkpolitik der Bundesregierung beteiligt war, als juristischer und politischer Berater, bei der Deutschen Welle und beim Deutschlandfunk, aber auch bei der Teilung des NWDR in NDR und WDR, soweit die Regierung dabei mitmischte.

Also war ich neben Carl-Heinz Lüders und Fritz Schuster einer der drei Autoren des ersten Bundesrundfunkgesetzes. Wir haben das meiste mit Absicht dem Lüders überlassen, er war vielleicht auch zuständig dafür, um ein altes Spannungsverhältnis zwischen Adenauer und Dr. Lehr nicht zu verstärken. Die waren nämlich Konkurrenten gewesen: Dr. Lehr war Oberbürgermeister von Düsseldorf und Adenauer von Köln. Und da Adenauer ja mit unerhörter Aktivität Köln entwickelt hat, war da eine gewisse psychologische Problematik möglichst zu vermindern, indem wir also seinem Innenministerium alles zugaben, was möglich war. Das war das Bundesrundfunkgesetz. Zum anderen war ich Mitglied der Filmbürgerschaftsgesellschaft und hatte dadurch Einblick in die Produktion von Filmen. Durch eine Kooperation mit dem damals absolut vorherrschenden französischen und italienischen Film wollte ich etwas Gleichgewicht von unserer Seite geben. Diese Problematik hat mir bewußt gemacht, wie unterschiedlich die Geschmäcker zwischen den französischen und den deutschen Filmprodukten waren. (...)

I: Bleiben wir noch beim Entwurf des Bundesrundfunkgesetzes.

M: Ich hatte beim Bundesrundfunkgesetz mitgearbeitet, und ich hatte immer Lenz begleitet bei den Verhandlungen zur Teilung des NWDR. Ich hatte ihn begleitet zu Professor Grimme, der damals Generaldirektor des NWDR war, er war ja vorher Kultusminister in Niedersachsen. Bei der Teilung hatte ich Lenz auch zu Arnold begleitet, von daher meine Freundschaft zu Barzel, dem damaligen persönlichen Referenten von Arnold. (...) Wir hatten in dem Intendanten Hartmann einen guten Partner und auch in Grimme einen sehr vernünftigen Partner. Und so haben wir - d.h. Lenz, denn ich bin immer nur als Hilfsarbeiter mitgefahren, hatte zwar ein sehr gutes Verhältnis zu Lenz, aber keine Entscheidungskompetenz, ich habe das nur miterlebt als Mithörer und ab und zu meine Meinung mitgeteilt, überschätzen Sie meine Rolle nicht - den NWDR geteilt. Nachdem das Bundesrundfunkgesetz gescheitert war, wollten wir, nachdem die Landesfürsten alle Macht an sich gerissen hatten, doch zumindest eine Rundfunkstation für die DDR und eine als außenpolitisches Sprachrohr der Regierung haben. Deshalb wurden dann die Deutsche Welle und der Deutschlandfunk geschaffen, der Deutschlandfunk als ein Mittel der Information in die DDR hinein und die Deutsche Welle als eine Station, die der Stimme Amerikas entsprechen sollte, denn es war ja für uns ungewöhnlich wichtig, sich wieder in die Völkergemeinschaft zu integrieren. Ich hatte also von diesen Problemen profunde Kenntnis. Im übrigen können Sie im Tagebuch von Otto Lenz meinen Weg zum Bundespresseamt nachlesen.

I: Können Sie noch etwas zum Kampf um den Erhalt des NWDR als zentrale Sendeanstalt der ehemals britischen Zone bzw. zur Abspaltung des WDR sagen?

M: (...) Wir hatten ja auch das große Glück, im translimitischen Raum drei hervorragende Männer zu haben von der SPD: den Kaisen, den Kopf in Niedersachsen und den Reuter in Berlin. Hervorragende Persönlichkeiten! Wir waren uns klar darüber, daß die Mentalitätsgrenze nicht so verlaufen darf, daß die Translimiten im Westen die Cisliniten rundfunkpolitisch beherrschen, sondern daß wir dann ruhig den Dialog führen können, in dem man beides trennt. Ich war Privatassistent von Lenz, den ich aus meiner cislinitischen Vergangenheit natürlich gerne in dieser Frage unterstützt habe. So haben wir also dann mit Grimme, Schnabel und den anderen verhandelt und haben die Eitelkeit des Hartmann ein bißchen aufgeschüttet, damit er also auch mit Arnold und Barzel als Mitverteidiger seiner Interessen sich entwickeln konnte. So ist es also zu dieser Trennung in WDR und NDR gekommen. Ein Mann, der sicherlich als Mensch nicht angreifbar war, aber in seinen politischen Grundüberlegungen für mich immer einen negativen Akzent hatte, war der langjährige Generalsekretär der CDU in Nordrhein-Westfalen, Dufhues. Dieser Tor hat nun ausgerechnet einen Nachkommen Bismarcks als Intendanten und Hartmanns Nachfolger inthronisiert, obwohl wir Cisliniten sehr gerne den Herrn Jansen dort gesehen hätten - ich glaube, der war auch cislinitisch -, der als Leiter der Kulturabtei-

lung sehr vernünftig Politik gemacht hat in unserem Sinne einer transkulturellen Verständigung nach Westen hin. Vielleicht war der Jansen dem Dufhues nicht erdienenend genug, so daß Dufhues sich also für Bismarck entschieden hat, was wir sehr bedauert haben. Ich würde sagen, daß Dufhues' Einfluß darüber entschieden hat.

I: Gab es da eine besondere Loyalität?

M: Das weiß ich nicht, darüber hätte vielleicht noch der Barzel etwas gewußt. Der Bismarck, aus seiner Familiengeschichte her wie sein Urgroßvater ein extremer Machtpolitiker, war zur Schuldabbüßung seines Urgroßvaters ein extrem liberalistischer Mann, und hat gar nicht begriffen, daß dieser Liberalismus gefährliche Entwicklungen auslösen kann in einer Gesellschaft, die doch immer, sagen wir, gewisse Auflösungstendenzen zeigt.

» Ein Intendantenposten ist eigentlich gar nicht so schlecht.«

I: Wie kam es damals zum Angebot, als Gründungsin-tendant nach Saarbrücken zu gehen?

M: Ja, als das Saarland 1957 wieder zurückgekommen war und zehntes Bundesland wurde, kam Rolf Vogel, ein Journalist, zu mir, der natürlich wußte, daß ich an all dem teilgenommen hatte und sagte: »Herr Dr. Mai, können Sie keinen Namen nennen für einen Intendanten des jetzt zu gründenden Saarländischen Rundfunks, den ich dem Ministerpräsidenten Nays nennen kann?« Da sagte ich im Scherz: »Das wäre sicher was, was mich interessieren würde. Ein Intendantenposten ist eigentlich gar nicht so schlecht.« Der Vogel hat mich dann sozusagen ins Gespräch gebracht. (...) Beeinflußt von meinen Kindheitserlebnissen hatte ich immer den Gedanken: Wenn wir schon Europa entwickeln, wäre das Saarland mit Lothringen und Elsaß die wunderbare mittlere Plattform, um daraus - unter Beteiligung der Franzosen und Deutschen - ein europäisches Zentrum zu machen. Ich hätte sicherlich für das Saarstatut gestimmt. Deswegen standen mir auch die Leute um Johannes Hoffmann sehr viel näher als die CDU-Leute und als Heini Schneider von der FDP. Nach der Absetzung Nays wurde überlegt, ob sie die Stelle des Intendanten nicht ausschreiben sollten, und da gab es offenbar 72 Bewerbungen. Der ernsthafteste Gegner war der Justitiar des Südwestfunks, weil nämlich Bischoff daran dachte, den Saarländischen Rundfunk in den Südwestfunk einzugliedern. Das war gar nicht so unverständlich, denn Baden-Baden ist ja eine unnatürliche Gründung gewesen, zu der es nur gekommen war, weil es in der französischen Besatzungszone keinen einzigen Reichssender gegeben hatte. Der einzige Reichssender war Saarbrücken, und das Saarland wollten sie ja aus dem Staatsgebiet der BRD heraushalten, siehe Saarstatut. Und nun dachte Bischoff, nachdem das Saarland wieder zurückgekommen war, daß er mit dem mehr gefestigten Boden von Baden-Baden nun den Saarländischen Rundfunk, wo praktisch noch nichts existierte bis auf ein paar Büros in der Wartburg, einkassieren könnte. Aber ich habe dann doch das Rennen gemacht, ich war unter den sechs Kandidaten, die sich vorstellen

mußten. Ich habe damals schon gesagt: »Europa 1« hat nur eine Sendeberechtigung, die durch uns, den Saarländischen Rundfunk, erteilt werden muß, weil der Sender das Monopol für das Saarland besitzt. Weil ich bei meiner Vorstellung gesagt habe, die Finanzierung des Saarländischen Rundfunks müßte zunächst aus einer Gebührenabgabe von »Europa 1« an den SR als Lizenzgeber erfolgen, waren die Leute vom Rundfunkrat begeistert von dieser Idee und haben mich dann gewählt.

I: Sie haben sich also selbst nie als ein Intendant gesehen, der politisch aufgedrückt war?

M: Nein, war ich auch nicht. Ich sagte ja, daß ich gewählt wurde, nachdem ich mein Interesse bekundet hatte.

I: Bei Ihrer Wahl gab es ja auch Gegenkandidaten. Einen hatte Bischoff vorgeschlagen.

M: Ja, seinen Justitiar.

I: Wie kam es dazu?

M: Weil er die saarländische Anstalt lieber in Mainz als Landesstudio an den Südwestfunk angeschlossen hätte. Ganz verständlich, aber wegen der saarländischen Geschichte wollte ich ein bißchen gegen die Kaisersche Konzeption die Adenauersche durchsetzen: Die Saar durfte unter keinen Umständen wieder eine Erschwernis für die deutsch-französischen Beziehungen sein. Deswegen habe ich alles getan, um die Beziehungen zu Frankreich zu untermauern. Deswegen auch der Streik meiner Belegschaft zu meinen Gunsten gegen Heini Schneider, den großen Anbinder der Saar an Deutschland.

I: Noch einmal zurück zum Saarstatut. Sie haben davon gesprochen, mit dem Scheitern des Saarstatuts sei das Saarland um seine europäische Rolle gekommen. Welche Rolle spielte de Gaulle bei diesen Überlegungen? Der SPIEGEL hat sie ja einmal als »gaullistischen Rundfunkmann« bezeichnet.

M: Unser Ziel war Europa auf der Basis einer engen Beziehung zwischen Deutschland und Frankreich mit Einbeziehung der Benelux-Länder und Italiens, also das alte gallo-romanische Reich. Ich war nicht begeistert vom Beitritt Englands, ich hätte eher eine totale Konsolidierung und Strukturierung der Sechser-Gemeinschaft der römischen Verträge gewünscht. Dann wäre die Situation so gewesen, daß die anderen nur hätten beitreten können, wenn sie diese Struktur akzeptiert hätten. Dann gäbe es heute keine Diskussion über Maastricht.

I: Stichwort »de Gaulle«. 1965 hat wiederum der SPIEGEL folgenden Satz von Ihnen zitiert: »Ich werde keine Kommentare gegen de Gaulle in meinem Sender zulassen.« Das wurde in einer der folgenden Nummern von Reintgen und Diederich dementiert. War es ein falsches Zitat?

M: Es kann sein, daß ich das gesagt habe. Auf keinen Fall hätte ich einen solchen Kommentar zugelassen, weil für mich die deutsch-französische Zusammenarbeit eine solche Priorität hatte, daß man das nicht machen konnte, zumal er große Qualitäten bewiesen hat, siehe die Beendigung des Algerienkriegs.

I: Fiel in diesem Zusammenhang das Wort von der »antifranzösischen Englandfreundschaft« des seinerzeitigen Außenministers Gerhard Schröders?

M: Ja, und zwar wegen dieser verfluchten Präambel zum Vertrag von 1963, diese atlantische Präambel, das ist Schröders Werk.

I: Daraufhin haben Sie interveniert?

M: Daraufhin habe ich ihn von Peter von Zahn angreifen lassen.

I: Wie macht man das denn?

M: Die cislimitischen Gesinnungsgenossen Adenauers waren unter Schröders Vorgänger Brentano, auch ein Cislimate, diese Linie eingegangen. Es gab viel Widerstand im Auswärtigen Amt gegen diese atlantisch-amerikano-anglophile Politik von Schröder. Sein Staatssekretär Frank erklärte in einer Abteilungsleiter-Sitzung: »Und Sie haben diese Politik des Herrn Außenministers zu verteidigen bis Sie das Geschrei der Gefolterten in den Kellern hören.« (...) Da Peter von Zahn damals der bedeutendste Kommentator war, habe ich mich an ihn gewandt und ihm davon erzählt. Dann hat er einen Kommentar zu dieser Aussage der Unglaubwürdigkeit der Erklärung von Schröder zu den Bemerkungen des Staatssekretärs Frank in der Abteilungsleiter-Sitzung gemacht. Dieser Kommentar hat unerhörtes Aufsehen erregt, soviel Aufsehen, daß mich der Ministerpräsident des Saarlandes zu sich gebeten und gefragt hat, wie ich dazu käme, Peter von Zahn mit einem solchen Kommentar zu beauftragen.

I: Welche Wirkung hatte der Kommentar Peter von Zahns?

M: Er entfachte eine Diskussion und führte zu einer skeptischen Haltung der cislimitischen Fraktionsmitglieder gegenüber den Schröderschen. Die Präambel hat die Franzosen sehr verärgert, denn sie sind ja ausgetreten aus der NATO. Vielleicht wäre das alles vermieden worden, wenn die Schrödersche Politik nicht dazwischengekommen wäre.

I: War das die einzige Zusammenarbeit mit Peter von Zahn?

M: Seit der Zeit waren wir ein bißchen befreundet, ich habe ihn auch besucht, als er in Amerika war, aber es gab keine echte Zusammenarbeit. Wie gesagt, ich habe von Zahn genommen, weil er damals der bekannteste Kommentator war, und ich wollte dem Kommentar ein besonderes politisches Echo geben.

I: Wir waren vorhin bei der Wahl zum Intendanten des Saarländischen Rundfunks. Unmittelbar nach Ihrem Amtsantritt kam es dann zu Konflikten mit der Staatskanzlei und den Parteien.

M: Ich erntete zunächst die heftige Gegnerschaft Heini Schneiders und der FDP, die aber nicht FDP hieß. Schneider war Innenminister und hatte sich auf dem Halberg festgesetzt, er hatte dort seine Büroräume. Aber das Schloß Halberg war der Sitz des Reichssenders Saarbrücken gewesen und gehörte zum Reichsrundfunkvermögen. Und da ich über diese Dinge sehr genau Bescheid wußte, nämlich, daß die Alliierten das Reichsrundfunkvermögen kostenlos an

die neuen Rundfunkanstalten gegeben hatten, verlangte ich das natürlich auch für den SR. Schneider weigerte sich, und dann kam mein Betriebsratsvorsitzender von der SPD zu mir und sagte: »Herr Mai, wir möchten eigentlich streiken, damit wir auf den Halberg kommen.« Wir saßen in der Wartburg, einem halb zerstörten evangelischen Gemeindehaus. Ich habe das zur Kenntnis genommen, und so kam es zum ersten Streik in der Rundfunkgeschichte Deutschlands. Der erregte unerhörtes Aufsehen, so daß die saarländische Regierung nachgeben und der Regelung folgen mußte, die für alle galt, nämlich daß das Reichsrundfunkvermögen an die Rundfunkanstalten zurückgegeben werden müsse. Daraufhin versuchten Schneider und die Nationalen in der CDU mich abzuwählen, mit der Behauptung, daß ich den Streik veranlaßt hätte und daß ich damit gegen das Fernmeldeanlagen-gesetz verstoßen hätte. Es kam zur Abstimmung, und nur mit einer Stimme Mehrheit bin ich damals Intendant geblieben. Schneider mußte also vom Halberg abziehen, und wir konnten dort einziehen. Ich habe dann sehr viel getan, um CDU und CVP wieder zusammenzubringen. Im Grunde stand ich der CVP näher als der CDU saarländischer Prägung, ich hatte ein gutes Verhältnis zu Johannes Hoffmann. So bin ich also dieser Absetzung entgangen und habe den SR aufgebaut.

I: Welche Personalvorstellungen hatten Sie bei der Besetzung der leitenden Positionen?

M: Eigentlich wollte ich dem Saarländischen Rundfunk eine einmalige Besetzung geben: Chefredakteur sollte Theo M. Loch werden, Chef des Hörfunks sollte mein jetziger Nachfolger werden, Dr. Buchwald (SPD), und Reintgen sollte Chefredakteur des Fernsehens werden. Das haben meine nationalen »Freunde« im Verwaltungsrat aus FDP und Landesregierung nicht zugelassen. Damit zwangen sie mich, Reintgen zum alleinigen Chefredakteur zu machen. Er hat alles gut durchgeführt und war ein guter Befehlsempfänger, aber niemand, der politische Konzeptionen redaktioneller Art kreativ entwickeln konnte. Da hätte ich gerne einen gehabt wie Theo M. Loch, den Herausgeber der Zeitschrift »Europa« und Vorsitzenden der Europa-Union Deutschlands, schon als europäisches Symbol. Die Trias hätte dann so ausgesehen: Buchwald (SPD), Reintgen (national) und Loch (europäisch). Und so ist es dann Reintgen geworden.

I: Sehr viel hängt also von der Auswahl der Mitarbeiter ab?

M: Ja, sehr viel hängt von der Auswahl der Mitarbeiter ab und von dem Verhältnis, das man zu ihnen hat. Das Zuhörenkönnen und das Entscheidungskönnen und der Versuch, mit gesundem Menschenverstand demjenigen zu erklären, wieso beispielsweise diese Investition den Kostenrahmen übersteigt.

I: Wie war denn das Verhältnis zu den Mitarbeitern?

M: Beim Technischen Direktor war das leicht, weil da keine politischen Programminteressen dahinterstanden. Beim Verwaltungsdirektor war es schon etwas schwieriger, denn der mußte ja die verschiedenen steuerrechtlichen Einstufungen und solche Fragen, Zulagen usw. entscheiden. Aber da hatte ich einen guten Griff getan, den jetzigen Intendanten des Süd-

deutschen Rundfunks, Herrn Fünfgeld. Schwieriger war das mit den Programmgeschichten (...). Und ich muß sagen: Den meisten Ärger hatte ich eigentlich auf diesem Gebiet, wobei ich das zum Teil dadurch kompensieren konnte, daß ich inhaltlich sehr intensiv mit den einzelnen darunterstehenden Mitarbeitern kommunizieren konnte. Es ist kein Fernsehspiel in Produktion gegangen, ohne daß ich das gesehen und beurteilt hatte. Der Leiter der Kulturabteilung, der immer ein völliger Individualist war, mit dem habe ich mir immer viel Zeit zum Diskutieren genommen. Ich habe viel diskutiert, ungeachtet der mir aufgedrückten Direktorenschicht. Das ist nicht angenehm, ist aber die einzige Möglichkeit, politisch aufgedrückte Direktoren von unten her zu unterminieren und zu einem ausgewogenen Programm zu kommen.

I: Nochmal zurück zum Halberg.

M: Ich hatte einen Bauwettbewerb gemacht, um einen Erweiterungsbau ordnungsgemäß und künstlerisch ästhetisch eingegliedert zu machen. Und da ich wegen des Finanzausgleichs keine finanziellen Rücklagen machen konnte, habe ich unsere ganze Kreativität darauf verwandt, Rückstellungen zu machen für irgendwelche Risiken, und dafür hatte ich rund 20 Millionen zurückgestellt, obwohl ich wußte, daß die Risiken höchstens bei 7 Millionen lagen. Und 20 Millionen hätten für den Neubau zu Verfügung gestanden. Ich habe den Saarländischen Rundfunk schuldenlos abgegeben trotz dieses enormen Bauvolumens. Ich kann schon sagen: Ich bin von der saarländischen Regierung schamlos ausgebeutet worden. Die Architektin Thea Ernst hat mit mir zusammen seinerzeit die Innenarchitektur im Bauhaus-Stil übernommen, von der Lampe bis zum Glas war das ein einheitlicher Stil. Sie hatte Gropius noch gekannt.

I: Wie kam es zu dieser Zusammenarbeit?

M: Ich hatte schon in Bonn eine Künstlergruppe zusammengeführt und sie »Rotz am Ärmel« genannt. Ich hatte eine Sekretärin, die sehr etepetete war, und wenn wir uns treffen wollten, mußte sie die einzelnen Künstler anrufen und sagen: »Wir treffen uns im Presseclub.« Und dann hatten meine Freunde die Aufgabe, zu sagen: »Ja, was ist denn... zu was für einem Treffen«, bis ich sagen mußte: »Zum Rotz am Ärmel«, und dann wurde sie puterrot, das hat mich sehr amüsiert (Gelächter). Ich wollte sie künstlerisch abhärten. In diesem hochseriösen Ghetto der Beamten auf dem Venusberg war ich so ein bißchen der Clown.

»Ich kannte die politische Szene, ich kannte die schauspielerische Szene, ich kannte die kulturelle Szene...«

I: Wie sah die programmpolitische Konzeption des Saarländischen Rundfunks in den ersten Jahren aus? Gab es bereits Innovationen oder wurde an bewährten Regeln - soweit man das damals von der Fernsehentwicklung der anderen ARD-Anstalten sagen konnte - festgehalten?

M: Mein Prinzip war: Da in Lothringen und Luxemburg viele deutsch- bzw. zweisprachige Menschen lebten, sagte ich mir, daß Radio Luxemburg, weil es

Geld verdienen mußte, die kulturellen, geistigen und politischen Interessen dieser Region nicht wahrnehmen konnte. Ich wollte besonders der älteren Generation noch einen deutsch-europäischen Kontakt geben, und so habe ich die Luxemburger gebeten, eine Programmkommission zu bilden, die dann bei mir tagte, um ihre Programmwünsche anzumelden. Darüber hinaus gab es enge Kontakte mit Radio Straßburg und Nancy, um jeden Verdacht zu vermeiden, ich könnte die ursprüngliche Konzeption des Reichssenders Saarbrücken fortsetzen wollen. Es sollten ausschließlich Probleme behandelt werden, die zur beiderseitigen Verständigung beitragen konnten. Die französischen Freunde wurden immer nach ihren Wünschen gefragt, wie wir zur Verständigung beitragen könnten. Das habe ich auch meinen Mitarbeitern auferlegt. (...)

I: Wie lange dauerte der Aufbau der Hörfunk- und Fernsehprogramme?

M: 1963 habe ich die »Europawelle« eingeführt.

I: Wo hat sich das Konzept der deutsch-französischen Verständigung am nachhaltigsten niedergeschlagen, bevor es die »Europawelle« gab?

M: In unserem Hörfunkprogramm, wir hatten ja nur ein Hörfunkprogramm. Und dann in ersten Ansätzen eines regionalen Fernsehprogramms.

I: Welchen Stellenwert hatte die Unterhaltung dabei?

M: Ich hatte einen guten Unterhaltungsmann, habe selbst aber nie eine Präponderanz für Unterhaltung gehabt. Bei der heutigen Unterhaltungsschwemme kann man nur noch abschalten. Ich habe mich in dieser Zeit bemüht, die Bevölkerung an den Saarländischen Rundfunk heranzuführen, indem ich sie auf den Halberg eingeladen habe. Ich habe mit Eltern- und Frauenverbänden gesprochen, auch mit Lehrern.

I: Hörfunk ohne Musik ist ja nicht vorstellbar. Welche Musik wurde damals gespielt?

M: Wir hatten damals drei Orchester, das Tanzorchester, das Kammerorchester und das Sinfonieorchester. Das Kammerorchester unter Ristenpart war die musikalische Visitenkarte des Saarländischen Rundfunks. Unsere Unterhaltungsmusik ist von den anderen Anstalten übernommen worden. Wobei für mich aber das Musikprogramm von Radio Luxemburg mehr abschreckend als nachahmenswert war. Ich habe persönlich nie ein Verhältnis zur Musik gehabt. Nach Ristenparts Tod hat sich dann das Kammerorchester langsam aufgelöst, existierte praktisch nicht mehr.

I: Wie hoch war der Anteil französischer Musik, von Chansons beispielsweise?

M: Es gab stundenlange Austauschprogramme mit der Musik von Radio France. Es gab eine Kooperationskommission. Es gab auch gemeinsame Geschichtssendungen in deutscher und französischer Sprache.

I: Hat es in der Anfangszeit regelmäßige Literaturvermittlung gegeben?

M: Ja, ich war ja auch nicht ganz unbeleckt in solchen Dingen, und da habe ich schon darauf geachtet,

daß Literaturkenntnisse und historische Kenntnisse verbreitet wurden und Sendungen, die zur Verständigung der Menschen beitrugen. Autoren, Gespräche mit Autoren, die Sendung gibt es heute noch sonntags morgens.

I: Haben Sie die Autoren vorgeschlagen?

M: Nein, nur wenn mir welche wichtig erschienen. Das hat der Redakteur gemacht.

I: Gab es Präferenzen für bestimmte Autoren?

M: Ich habe immer versucht, nachdenkliche Autoren und keine Konsumautoren zu entdecken.

I: Wurden auch Philosophen vorgestellt?

M: Nein, das hätte das Verständnis der Hörer überfordert. Ich habe eher geschichtliche Themen aufgegriffen als philosophische.

I: Wie war das Echo auf Ihr Musikprogramm, das ja doch mit einem ernsten Kulturanpruch auftrat, in Frankreich?

M: Außerordentlich positiv. Wir haben mit Ristenpart in fast allen bedeutenden Städten Frankreichs Konzerte gegeben, im Rahmen des Musikaustauschs. Der Saarländische Rundfunk war damals eigentlich die internationale deutsche Rundfunkanstalt. Ich war der einzige Intendant, der einigermaßen fließend französisch - die damalige Diplomatsensprache - sprach, auch in französisch Interviews geben konnte, und der aus seiner Bonner Zeit durch die Empfänge und die Arbeit im Presseamt alle Botschafter kannte. Ich hatte von allen die stärksten internationalen Beziehungen.

I: Sie galten ja auch als der »Außenminister unter den Intendanten«. Kommen wir zurück zur Einrichtung der »Europawelle«.

M: Das war meine ureigene Leistung. Ich kann heute das Programm nicht mehr im Detail beschreiben. (Mai blättert in Programmheften.) Ich kann Ihnen aber meine Ziele nennen, wegen denen ich in der ARD so viel Ärger bekam: Werbung ist bis dahin in Blöcken gesendet worden - also fünf Minuten Werbung, was bedeutete, daß viele Hörer umschalteten. Da ich aber meine Hörer um mich gesammelt lassen wollte, habe ich in der »Europawelle« diese gestreute Werbung gemacht, d.h. eine bis zwei Werbedurchsagen zwischen zwei Musikbeiträgen, so daß die Unterbrechungen fast zu kurz waren, um umzuschalten. Das hat meine Kollegen fürchterlich empört, weil sie mir in ihrer kulturellen Eigenart vorwarfen, Werbung müsse geblockt sein, und ich würde die Grenze zwischen Werbung und Sendung verwischen. Ich habe nur psychologisch gehandelt.

I: Sie waren also quasi der Vorreiter der Unterbrecherwerbung.

M: Genau. Aber ohne daß das in die Sendung kam. Wenn ein Musikstück zu Ende war, kam Werbung, und dann das neue Musikstück. Also nicht so wie heute bei Filmen, wo, bevor da jemand totgeschossen wird, noch die Werbung kommt und dann der Schuß. Damals hatte Radio Luxemburg 1 400 kW, und dann zog ich meinen auch hoch auf 1 400 kW, und damit waren wir der stärkste Mittelwellensender.

Und in den Abendstunden konnte die »Europawelle Saar« bis in die Botschaften der nordafrikanischen Länder gehört werden. Und da hatte der RIAS, glaube ich, ein Mittagsmagazin eingeführt. Das fand ich sehr gut, und da habe ich den Mann bei mir engagiert und habe das als Abendmagazin gemacht, weil in der Abendzeit die Reichweiten der Mittelwelle viel größer sind durch eine physikalische Gegebenheit. So stellten die Botschaften die »Europawelle« ein, um in diesen Abendstunden die aktuellsten Informationen über Deutschland zu erhalten. Bevor das Auswärtige Amt das verlauten ließ, hatten sie alles schon. Das konnte man ihnen vermitteln durch Informationen und Magazine, so daß sie besser und schneller informiert waren als durch die Briefe des Auswärtigen Amtes. Dadurch haben wir uns natürlich bei den deutschen Botschaften von Libyen bis Marokko sehr beliebt gemacht. Und dadurch kamen auch solche humanen Beziehungen zustande. Als die Militärjunta in Griechenland regierte, hatten die anderen ARD-Anstalten alle versucht, Teams da hinzuschicken, und sie wurden alle abgelehnt. Ich habe da auch eines hingeschickt und kannte da einen, und der sagte: »Ach, das ist der Dr. Mai. Ja, den kenne ich. Wenn das Team kommt, dann weiß ich, daß objektiv berichtet wird.« So konnten wir dort eine Reportage machen. Wissen Sie, die Unart damals war, daß die Reportage-Teams in die Länder geschickt wurden, um die profunde Unkenntnis und damit ideologische Fixierung ihrer Chefredakteure zu untermauern. Ich habe dagegen meinen Reportage-Teams immer zur Auflage gemacht: »Ihr müßt mit der Botschaft sprechen und ihr müßt mit Regierungsmitgliedern sprechen, dann könnt ihr auch mit der Opposition sprechen. Aber ich will Aussagen von allen drei Kräften haben!« Dadurch gewannen unsere Reportagen ein unerhörtes Ansehen, auch international, wegen ihrer Ausgewogenheit.

I: Also die Vertreter einer Diktatur, z.B. die Repräsentanten einer Junta-Regierung zu befragen, wäre dann mehr gewesen als eine bloße Strategie, um in das Land hereinzukommen und von dort berichten zu können, sondern tatsächlich, aus Ihrer Sicht, um der »Objektivität« willen?

M: Wissen Sie, auch solche Diktaturen haben ja Ursprünge. Deswegen muß man vorsichtig sein. Etwa in Afrika: Entweder haben die Stämme sich gestritten, und man kann sie nur durch eine gewisse diktatorische Zusammenfassung in einer Ordnung halten, ohne daß sie sich gegenseitig in Banden auflösen und die Menschen verhungern. Man muß die Dinge immer etwas entideologisieren. Es gibt Augenblicke, in denen nur eine disziplinierte militärische Organisation die Ordnung in einer Gesellschaft aufrechterhalten kann. Dann muß man in objektiver Weise sagen: Das war die Situation, aus den Gründen ist es zu dieser Militärdiktatur gekommen. Das sind die bestehenden Probleme, das die Unterdrückungen, die dabei vorkommen. Das ist Objektivität. Wichtig ist die Entideologisierung und die Erklärung der psychologischen Prozesse, die bei solchen Dingen sich abspielen. Wobei ich nicht verleugnen will, daß viele Entwicklungen auch vom Machtwillen und Bereicherungswillen getragen sind. Das ist in der menschlichen Natur leider so gegeben.

I: Wenn Sie es als Aufgabe des Journalisten begreifen, zu entideologisieren, dann richtet sich dies gegen ideologische Strukturen. Diese zu entideologisieren bedeutet aber sie zu kritisieren. Würden Sie diesen Schritt noch mitvollziehen?

M: Ja, aber nur, wenn dem Hörfunk- und Fernsehpublikum die Subjektivität jeder Darstellung bewußt gemacht würde. Da ist beispielsweise ein Korrespondent in Indien, der berichtet vom Tempel in Bombay. Vielleicht gibt es da ein Ereignis, das viel wichtiger ist. Oder er müßte die Geschichte nachlesen für diesen Geschichtsabriß und sagen, daß da früher ein Hindutempel stand, der im 12. Jahrhundert unter ungeheuren Massakern zerstört wurde, als die Muslims dort vordrangen. Die einzige Zeitung, die über diese historischen Rückblicke berichtet hat, war die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Das verlange ich, um dem Hörer und dem Zuschauer verständlich zu machen, wo die Ursprünge dieser Emotion sind. Wenn ich das nicht tue, dann versäume ich, das Verständnis mit Informationen über diese Dinge zu vermitteln. Und das zweite ist: Der Auslandskorrespondent sagt, welches Ereignis da wichtig ist, und das ist schon eine subjektive Selektion. Und dann fährt das Team da hin, und der Kameramann sagt vielleicht: »Die Frau da, die schreit, die nehme ich auf!« Auch ganz subjektiv. Und der Zuschauer daheim am Bildschirm sagt: »Die arme Frau, die habe ich da jammern gesehen!« Und dabei haben vielleicht daneben 20 Frauen gesessen, die ganz ruhig waren, und nur die eine ist hysterisch geworden. Dann kommt das in eine Agentur, die da auch subjektiv auswählt, dann in eine Redaktion, die ebenfalls subjektiv auswählt, und die schneiden vielleicht auch noch subjektiv. Ich bin da vielleicht etwas zu streng gewesen. Wir hatten da dieses schreckliche Grubenunglück bei Saarbrücken, 1961, da gab es 400 Tote. Da bin ich von meinem mir zugewiesenen Ehrenplatz weggegangen, bin in die Übertragungswagen gegangen und habe dafür gesorgt, habe meinen Mitarbeitern gesagt: »Keine Aufnahme auf die Gesichter der Angehörigen. Der Schmerz der Angehörigen ist Privatsache!« Da habe ich selbst die Auswahl der Bilder bestimmt. Später, 1968, wußten wir bei den Studentenunruhen, daß die Reporter und Kameralente ansprachen: »Wollt ihr mal richtiges Theater machen, damit wir das aufnehmen können?« Wenn doch endlich der Glaube an die Objektivität des Bildes einmal gebrochen würde! Es ist nicht objektiv, es ist oft vom Kameramann gestellt. Man kann das nicht verhindern, aber man kann dem Publikum das Bewußtsein geben, daß das alles subjektiv ist, und einzelne Journalisten dazu bringen, solche Dinge einmal in ihrem historischen Ursprung und Verständnis zu erläutern. Ich habe das ja ein bißchen in meinem Artikel »Der Einfluß der Massenmedien« abgehandelt.

I: Welches Konzept lag der »Europawelle« zugrunde?

M: Die »Europawelle« sollte ein Massenprogramm nicht im heutigen, sondern im damaligen Sinne, ein breites Informationsprogramm werden. Deswegen die Einführung der Abendmagazine, weil ich die Nachrichteninformation nicht für ausreichend hielt. In den Magazinen wurden die Nachrichteninformationen ausführlich ergänzt um die nötigen Hintergrundinfor-

mationen. Diese Sendung habe ich mit Absicht in eine Stunde gelegt, in der der ermüdete Arbeitsmensch lieber Unterhaltung hat. Insofern war das kein Massenprogramm. Diese Sendung war bestimmt für die Mediatoren, die selber also Vermittler von Nachrichten sind. Das leichtere Programm habe ich dagegen mehr in die Stunden der Hausfrau gelegt, damit sie bei ihrer hausfraulichen Arbeit ein bißchen Entspannung hat. Auch die für die Hausfrau interessante Werbung habe ich in diese Zeit gelegt. Natürlich wurden trotzdem laufend Informationen gebracht, um die Aktualität des Tages verfolgen zu können.

Mein Konzept hieß: abends Weltpolitik, und zwar in der längeren erklärenden Form einschließlich Hintergrundinformationen; tagsüber Kurzinformationen; morgens leichtere Musik und Unterhaltung für die Hausfrauen, und dann je nach Hörerstruktur auf die Tageszeit verteilt Kulturelles und sonstige Dinge.

I: Der Titel »Europawelle« legt ja den Gedanken nahe, daß die Auslandsberichterstattung einen hohen Stellenwert hatte.

M: Ja, das hatte sie.

I: Erinnern Sie sich an die damaligen Korrespondenten?

M: Ja, ich habe sie alle besucht - in Tokio, Südafrika, Afrika - war eigentlich immer mit ihnen zusammen und habe lange mit ihnen diskutiert, auch um mir selbst Kenntnisse über die politische und gesellschaftliche Struktur des einzelnen Landes machen zu können. Außer in Australien und Südamerika war ich in fast allen Ländern.

I: Auch in den USA?

M: Da war ich auch. Da habe ich Peter von Zahn wiedergetroffen. Er hatte ein herrliches Haus mit einem großen Garten und einem Swimmingpool, und darin sind wir geschwommen. Wir haben damals über die politische Lage in den USA und über die weltpolitische Lage gesprochen. Von Zahn ist ein sehr intelligenter Mann, mit dem man auch analytische Gespräche führen konnte. Ich schätzte ihn sehr.

I: Wann war das? In den 60er Jahren?

M: Ja, noch vor der Ermordung Kennedys.

»Es waren im Deutschen Fernsehen von Beginn an Strukturen festgelegt, die mir nicht paßten.«

I: Vielleicht blicken wir einmal auf Ihr medienpolitisches Engagement. Als Stichworte seien genannt: Parteieneinfluß auf die öffentlichen-rechtlichen Anstalten und Entwicklung und Einführung eines privaten Rundfunks.

M: (...) Es waren im Deutschen Fernsehen von Beginn an Strukturen festgelegt, die mir nicht paßten. Zwar habe ich im Saarländischen Rundfunk alle Parteien ohne große Konflikte einbinden können, aber es gab doch Sender - z.B. den NDR -, die parteipolitisch zu festgelegt waren. (...) Da schien mir die privatrechtliche Organisationsform eine gewisse Möglichkeit zu sein, aus der immer wieder gelegneten Pressure durch die Parteien herauszukommen. Das Gerede vom staatsfreien Rundfunk in Deutschland ist

verlogen, während in Frankreich allen klar ist, daß, wenn die Sozialisten an die Macht kommen, die leitenden Posten im Rundfunk an Sozialisten vergeben werden und daß dann sozialistische Politik verkauft wird. Und entsprechend bei den Gaullisten. Jeder Franzose weiß, welche politische Farbe die Information hat. In Deutschland tun wir so, als hätten wir ein objektives Fernsehen, aber wie das parteipolitisch alles gedreht und gedrechselt ist, das kommt nicht zur Sprache. Die Deutschen sind ein gläubiges Volk und glauben daher auch an die Objektivität der Berichterstattung.

I: Ich gebe mal das Stichwort »Innere Rundfunkfreiheit« vor.

M: Bei von Bismarck ist das erste Redakteursstatut entstanden, wogegen wir uns heftig gewehrt haben, weil wir die Konsequenzen sahen: die Entmachtung der Rundfunkräte und der Intendanten. Der Paragraph in allen Rundfunkgesetzen und Staatsverträgen, nach dem der Intendant die Programmverantwortung hat, ist praktisch null und nichtig geworden durch die sogenannte »Innere Rundfunkfreiheit«. Es handelt sich für mich dabei um eine geradezu unproportionale Privilegierung des einzelnen Redakteurs, der nun über Mikrophon und Kamera verfügt, während dies die Masse der Bevölkerung nicht tut. Das ist eine Entdemokratisierung des deutschen Rundfunks gewesen, meiner Meinung nach. Der Intendant kann sich nicht mehr gegen seine Redakteure wehren. Ich war zu der Zeit Mitglied des Unterausschusses »Rundfunk« in der CDU in den 70er Jahren. Ich hatte die Mitglieder meines Ausschusses durch Sachargumente überzeugt, daß wir gegen die »Innere Rundfunkfreiheit« sind. Wir trugen unsere Auffassung dem Gesamtausschuß vor, dessen Vorsitzender Zimmermann war. Der befürchtete, daß wir uns die Journalisten zum Feind machen würden, während man doch gute Beziehungen brauche. Dadurch wurden wir im Hauptausschuß niedergestimmt.

I: Aber de facto gibt es doch kaum Redakteursstatute.

M: Ich bin einmal zu 2 000.- DM Geldstrafe verurteilt worden im Fall Schwan, der mehr auf der Schröderschen Linie lag - da ging es um die deutsch-französischen Beziehungen. Er hatte in seinem Film die ersten Tage nach dem Krieg, wo die Franzosen die Saar besetzten, hereingebracht - die Paraden gaben natürlich schöne Bilder. Ich hielt es für richtig alles zu tun, um diese ressentimentgeladene Zeit nun nicht so stark zu betonen, sondern mehr die spätere kooperative Zeit. Er war in Köln. Ich habe ihn angerufen, konnte mir aber erst am Montagabend den Film ansehen, der am Dienstag gesendet wurde.

I: Welchen Kriterien folgten solche Entscheidungen?

M: Ich habe alles selbst abgehört oder abhören lassen. Wenn die Zeit es noch zuließ, habe ich die Sendung aus dem Programm genommen. Das Herausnehmen war noch drin, das Verändern aber nicht.

I: Aber es fällt auf, daß sogar im Jahr 1968 in der Funkpostille Gedichte von Mao, Hoh Chi Minh und Chansons von Degenhardt zu finden sind und auf der anderen Seite bestimmte Sendungen, Fernsehspiele etc. gekippt wurden.

M: Bei den Fernsehspielen kam es mir auf die Qualität an, und da ich eine gewisse literarische Begabung habe, glaube ich in diesem Bereich über eine gewisse Urteilsfähigkeit zu verfügen. Bei den Gedichten von Mao usw. war es einfach interessant zu zeigen, daß Diktatoren auch eine poetische Ader haben können. Das gehört schon zur Informationspflicht und zur Förderung der Urteilsfähigkeit, das gesamte breite Spektrum zu zeigen. Das ist doch hochinteressant. Und mit der anderen Seite haben wir uns politisch auseinandergesetzt.

I: In einem Heft der Funkpostille aus dieser Zeit ist auch eine Rede des FDP-Innenministers Maihofer abgedruckt, der ja für Verständnis für die rebellierende Jugend warb. Haben Sie den Text auch vorher gelesen, denn Maihofer war ja umstritten damals?

M: Ich habe nicht nur den Text gelesen, ich kannte auch Maihofer sehr gut. Wir trafen uns manchmal und haben bis in die Nacht äußerst heftig kontrovers diskutiert. Warum sollte ich nicht auch jemanden zu Wort kommen lassen, der völlig anderer Meinung war?

I: Daß die Rede gesendet wurde, war also nur dem Umstand zu verdanken, daß Sie Maihofer kannten?

M: Ja, von Baum und Hirsch, beide auch FDP, habe ich nie etwas gesendet (lacht). Die waren für mich weit entfernt, aber mit dem Maihofer habe ich ja stundenlang diskutiert. Für mich ist der persönliche Kontakt immer sehr wichtig gewesen. Auf der anderen Seite muß man auch auf Torheiten hinweisen, so habe ich auch ein Telefongespräch mit Grass führen lassen, den ich auch für einen Toren halte.

I: Sie haben sich Anfang der 70er Jahre sehr negativ über die Kritik linker Journalisten geäußert und Kritik polemisch definiert als »arrogante intellektuelle Profilneurose« und als ein »Zeichen pubertärer Geisteshaltung«. War das Ihr generelles Verständnis von Kritik?

M: Nein, das bezog sich auf diese Extremfälle ideologischer Fixiertheit. Das geht nicht. Wir müssen uns klar machen, daß Glauben und Wissen in ihrem semantischen Inhalt völlig verschieden sind.

I: Hatten Sie jemals daran gedacht, sich als Intendant selbst an der Programmgestaltung zu beteiligen?

M: Ich hatte einen Traum gehabt. Ich hatte gedacht, als Intendant könnte ich meine schriftstellerische Tätigkeit fortführen. 1956 hatte ich für den Sender Freies Berlin mein Hörspiel »Josef Görres« geschrieben, das dann 1957 vom SFB und von mehreren ARD-Anstalten ausgestrahlt und ein Jahr später auch vom Saarländischen Rundfunk übernommen wurde. Doch ich habe sehr schnell gelernt, daß die Intendantentätigkeit keine literarische, sondern eine organisatorisch-programmatische Tätigkeit ist, und habe dann das Bücherschreiben bis zur Pensionierung zurückgestellt (lacht).

I: Jetzt haben Sie aber nicht das Drehbuch »Die Reise nach Brasilien« erwähnt.

M: Das war 1973. Das Drehbuch schrieb ich nach Motiven des gleichnamigen Theaterstückes des

Franzosen Guy Foissy. Es wurde im Sommer 1973 vom Saarländischen Rundfunk gesendet.

I: Im Jahre 1965 haben Sie die »Studiowelle« eingerichtet, die Sie als »Minoritätenprogramm« bezeichnet haben.

M: Ich habe Ihnen ja gesagt, wie die »Europawelle« konzipiert war. Und mit der »Studiowelle« wollte ich jene erreichen, die als Kulturschaffende, als Lehrer beispielsweise das geistige Niveau des Volkes beeinflussen, die Multiplikatoren. Es ging um ein Multiplikatorenprogramm der Information, die auf diesem Umweg auch das Bildzeitungspublikum erreichen sollte, um das allgemeine Niveau zu erhöhen. Charakteristische Sendungen finden Sie in der Funkpostille.

I: Welche Rolle spielte Ihrer Meinung nach das Fernsehen für die Bevölkerung? Welche Bedeutung hatte es?

M: Für mich als ein Mensch internationaler Erfahrung war wichtig, daß z.B. das Fernsehspiel fast nur deutsche Problematik brachte. So lag mir daran, nicht-deutsche Autoren wie Ionesco einzubringen. Deshalb bin ich auch nach Italien gefahren, um dem deutschen Publikum mal die historische Komponente des italienischen Fernsehens und Fernsehpublikums zu zeigen. Wie ich schon als Mitglied der Filmbürgerschaftskommission versucht hatte, eine deutsch-französische Kooperation zu schaffen - und dabei die Unterschiede zwischen dem »Förster im Silberwald« und »L'enfant le Roi« und die unterschiedlichen Reaktionen des Publikums kennenlernte -, sollte auch mein Programm dem deutschen Publikum eine Öffnung zur Vielfalt der europäischen, internationalen Variation ermöglichen. Darum habe ich mich sehr bemüht.

I: Also war die europäische Komponente das Entscheidende?

M: Ja. Ich hatte zwar auch ein ausgesprochenes Interesse an China und hätte da auch gerne etwas begonnen, aber da konnte ich nicht hin.

I: Wie sah die Programmbeteiligung am Gemeinschaftsprogramm in Ihrer Zeit beim Saarländischen Rundfunk aus?

M: Wir durften eigentlich nur mit drei Prozent am Gemeinschaftsprogramm teilnehmen. Ich habe aber durch die Güte und Qualität der Produktionen in manchen Jahren bis zu 4,7 Prozent erreicht.

I: Wo lagen denn da nach Absprache die Schwerpunkte beim Saarländischen Rundfunk?

M: Das war einmal das Fernsehspiel und zum anderen die Auslandsreportage.

I: Auslandsreportagen für die aktuellen Sendungen?

M: Nein, das weniger, eher Länderdarstellungen. Natürlich war das immer ein bißchen mit politischer Einfärbung verbunden, siehe die Junta in Griechenland.

I: Hatten Sie dafür einen besonderen Mann?

M: Ich habe immer mit den Teams gesprochen, die ich hinschickte. Damit wollte ich mich gegen dieses

merkwürdige Phänomen, das in der ARD herrschte, wenden, daß nämlich der Chefredakteur immer darauf drang, daß seine Meinung im Bild dargestellt werden sollte. Dann kam hinzu, daß ich die Deutschen und die ausländischen Botschafter kannte und ich dadurch relativ leicht Einreiseerlaubnisse für meine Reporter bekam. Wir haben ja auch ausgebildet den Hofkammermann des Schahs, der als Flüchtling bei uns gelandet ist und noch bei uns tätig ist. Wir haben auch sonst Flüchtlinge bei uns aufgenommen, damit sie irgendwo unterkamen.

I: Gab es dann nicht auch so ein ständiges Spannungsverhältnis zu dem Chefredakteur?

M: Nein. Der Herr Feldwebel hielt sich an die Aufträge des Oberbefehlshabers (lacht).

I: Waren denn von der ARD Schwerpunkte für die Auslandsberichterstattung des Saarländischen Rundfunks festgelegt?

M: Nein. Das wurde alles flexibel gehandhabt. Wir hatten keine Auslandskorrespondenten, sondern die Teams wurden zur Berichterstattung ins jeweilige Land geschickt. Man kann das nicht in so ein System zwingen. Das war durch Gelegenheit, Möglichkeit, finanzielle Tragbarkeit bedingt. Da waren natürlich die »Hauptfeldwebel« gut, um meine Aufträge durchzuführen.

I: Kommen wir noch einmal auf die Fernsehspiele im Saarländischen Rundfunk zurück.

M: Wir hatten keine Filmproduktionsstätte im Saarland. Die Fernsehspiele haben wir selbst produziert. (...) Ich habe mit Absicht die Künstler im Schloß, wo ein Gästehaus war, untergebracht. Dann konnte man abends noch zusammensitzen, solange es die Kräfte nach einem schweren Drehtag noch zuließen. Dadurch bekam man ein persönliches Verhältnis zu allen wichtigen Schauspielern und Schauspielerinnen, die im Fernsehen auftraten, und das war für den Saarländischen Rundfunk auch sehr gut. Und es hatte eine finanzielle Möglichkeit: Anstatt daß wir die Hotelkosten hatten, floß das über die Schloß Halberg Restaurant GmbH wieder in den Saarländischen Rundfunk hinein. So lagen wir auch in der Kostenseite sehr günstig - wir hatten die wohl geringsten Produktionskosten aller Rundfunkanstalten. Und bei der Auswahl der Künstler hatten wir dann eben diese schönen menschlichen Beziehungen. Die Telefilm habe ich dann gegründet, weil bis dahin nur Programme ausgetauscht wurden, ich wollte aber verkaufen können. Das hatte Vorteile: So konnten meine Programmleute nicht willkürlich Studiozeiten besetzen usw., weil ich über die Telefilm die Abrechnung über die Produktionskosten vorgelegt bekam und so ich immer einen vollständigen Überblick hatte und gegebenenfalls eingreifen konnte. So sind wir nicht nur zu den niedrigsten Produktionskosten gekommen, sondern auch zu Verkaufsmöglichkeiten.

I: Wann war das?

M: Seitdem wir Fernsehproduktionen machten, 1963 oder 1964. Genau weiß ich das nicht mehr.

I: Wem gehörte die Telefilm?

M: Dem Saarländischen Rundfunk, und ich war Konzernherr, auch von der Werbefunk GmbH und vom Restaurant Schloß Halberg GmbH zu je 100 Prozent.

I: Gab es Vorbilder bei der Produktion von Fernsehspielen?

M: Nein, das waren so meine Ideen, einfach wirtschaftlich gedacht. Die Telefilm war ja ein privates Unternehmen und ist dann übergegangen in Telepool, deren Geschäftsführer, der Herr Vetter, bei mir angefangen hat. Telepool umfaßte dann ja später auch Österreich und die Schweiz.

I: Daß die Telefilm eine private Gesellschaft war, war doch damals etwas Ungewöhnliches. Da gab es doch Auseinandersetzungen.

M: Ja, das war damals innerhalb der ARD die einzige privatwirtschaftlich organisierte Produktionsgesellschaft. Da gab es viele Auseinandersetzungen. Wegen »Europa 1« wäre ich beinahe aus der ARD herausgefliegen, und hinterher haben die mir alles nachgemacht. Die damalige Ethik meiner Kollegen bestand darin, nur Programme auszutauschen, aber keine Geschäfte zu machen. Da ich in der Filmbürgerschaftsgesellschaft war, wußte ich wie die Amerikaner und die anderen ihre Geschäfte machen. Warum sollten wir das nicht auch können. So konnte ich einen Film nach Amerika verkaufen. An einen Programmaustausch dachten Herr Hess und die anderen nicht, aber ich konnte verkaufen. Deswegen war ich auch bei der MIP in Cannes einer der wichtigsten Mitspieler.

I: Ihr Blick auf die Medien ist also schon einer nach Wirtschaftlichkeit.

M: Natürlich. Außer von der Technik verstand ich eben von allem was. Ich kannte die politische Szene, ich kannte die schauspielerische Szene, ich kannte die kulturelle Szene, ich kannte die internationale Szene, nur in der Technik mußte ich mich auf den gesunden Menschenverstand verlassen und auf meine körperlichen Kräfte. Und auch von der wirtschaftlichen Seite hatte ich ja etwas Ahnung.

»Ich habe sicher den kulturellen Faktor zu stärken versucht.«

I: Hatte das denn auch damit zu tun, daß das Fernsehen doch eine kulturelle Funktion für Sie hatte?

M: Auch da bin ich ein bißchen gespalten, denn ich hatte ja eine finanzschwache Anstalt zu vertreten. Ich habe sicher den kulturellen Faktor zu stärken versucht, aber wir mußten ja auch Geld verdienen, und so haben wir die »Goldene Europa« geschaffen für das Chanson, den Schlager - das war für die wirtschaftliche Seite. Die wurde vom Werbefunk bezahlt. Übrigens habe ich damals auch den Dieter Thomas Heck von Radio Luxemburg abgeworben und für die Moderation von Schlagern und Unterhaltung beim Saarländischen Rundfunk eingestellt. Ich war so etwas wie eine Ausbildungsstätte für Talente. Ich hatte immer Probleme mit den Direktoren und war sehr beliebt bei den Mitarbeitern, die nicht in leitenden Stellungen waren, weil ich sie immer gegen die Ideologieverfestigungen ihrer Vorgesetzten in Schutz nahm.

I: Ihre Rede bei der Verabschiedung als Intendant hatte seinerzeit einige Aufregung hervorgerufen.

M: Meine Abschlusßrede ist ganz wichtig und ist auch immer wieder abgedruckt worden. Meine Rundfunkratsmitglieder saßen etwas betroffen dabei, und der Beifall war spärlich (lacht), weil mich die CDU-Leute vergeblich gebeten hatten, einen Vortrag über die Medienpolitik der CDU zu halten. Man kann mich nicht als CDU-Intendanten bezeichnen, weder vom Programm, noch vom Personal her. Nach der Einstellung der SPD-Zeitung hier in Saarbrücken habe ich auch SPD-Leute bei mir »gerettet«, und als die Landeszeitung, also die katholische Zeitung, einging, habe ich auch einige bei mir untergebracht. Ich habe sehr viel diskutiert mit meinen Mitarbeitern. Meine Vorzimmertür stand immer offen, jeder konnte kommen.

I: Hat es viele Auseinandersetzungen gegeben? Sie waren offenbar ein guter Taktiker.

M: Ja, aber ich habe keine Auseinandersetzung gescheut, die notwendig war. Ich war immer in einem humanen Spannungsfeld zum Ministerpräsidenten Röder. Meine Neujahrsansprachen haben im Gegensatz zu den Weihnachtsansprachen Röders wirkliche Analysen enthalten. Die Leute verließen den Silvesterball um meine Neujahrsansprache zu hören. (...) Ich wollte das Saarland immer wieder an diese große Zeit des europäischen Raumes heranzuführen. Deshalb habe ich dann auch Ärger gehabt beim Umbau des Schlosses etc. Daß ich dabei von der CVP und der SPD gefördert wurde, hat bei der CDU und Heini Schneider gewisse Aversionen geweckt. Deswegen bin ich auch nach dem Streik nur mit einer Stimme Mehrheit Intendant geblieben. Daher hatte ich immer eine gewisse Überparteilichkeit und habe fast mehr Ärger mit meiner eigenen Partei und mit der Landesregierung gehabt als mit der SPD. Ich habe mich immer dem Humanismus zugehörig gefühlt, wobei ich mir aller Relativität des biologischen Wesens und seiner Determination bewußt war.

I: Haben Sie jemals mit dem Gedanken gespielt, in die Politik zu gehen?

M: Ich bin mal gefragt worden, ob ich mich für die Stadt Saarbrücken als Bundestagskandidat aufstellen lassen würde. Nun war ich mitten im Aufbau des Saarländischen Rundfunks, und ich habe gesagt: Ich verlasse meine Aufgabe nicht, die ich hier sehe. Da müssen Sie einen anderen suchen. Und so gehen sicherlich viele, sagen wir der kreativen Schicht, dem Parlament verloren, weil sie entweder ihre Aufgabe nicht aufgeben wollen oder weil sie sagen: Da geht mein Unternehmen zugrunde. Das ist eine Problematik, die kaum gesehen wird und kaum in der Diskussion ist.

»Ich empfand Hörfunk schon vor meiner Intendantenzeit als Lärmfunk.«

I: Wir haben bisher sehr wenig über den Hörfunk gesprochen. Wie war Ihre persönliche Beziehung zum Radio?

M: Ich empfand Hörfunk schon vor meiner Intendantenzeit als Lärmfunk (lacht), und es hat mich große

Opferbereitschaft gekostet, den Lärm zu ertragen (lacht). So muß man sich in gewissen Funktionen auch dem Unangenehmen unterziehen.

I: Wurde in Ihrer Familie überhaupt Hörfunk gehört?

M: Ich hatte die psychologische Einstellung einer Verkäuferin im Schokoladenladen: Die muß zwar, wenn eine neue Lieferung kommt, schon mal die neuen Pralinen probieren, um dem Konsumenten die Qualität klarzumachen, aber einen ausgesprochenen Hunger auf Schokolade hat sie eben nicht (lacht). So habe ich mich durchaus der Pflicht unterzogen. Da ich diesen Lärm nur in beschränktem Maße ertragen konnte, mich aber über das, was gesendet wurde, mit dem Programmausschuß auseinandersetzen mußte, hatte ich einen vernünftigen, mein Vertrauen besitzenden Mann, der Zeit hatte und der Lärm ertrug. Den bezahlte ich aus meinem Dispositionsfonds, damit er die Sendungen mit bestimmten Inhalten prüfte und die Sendungen, bei denen ich den Eindruck hatte, die könnten problematisch werden, abhörte. Dann waren alle erstaunt, wie gut ich informiert war, bis sie herausbekamen, daß ich den bezahlt hatte. Das gab einen großen Krach, aber ich habe dann gesagt: »Was soll's? Ich kann doch nicht alles machen!« Und die, die im Programmbeirat saßen, die haben per Zufall vielleicht von der Tante gehört, daß das und das war, und dann haben die im Programmbeirat Stunk gemacht. Und das war meinen Mitarbeitern auch nicht so angenehm, daß ich so gut informiert war. Sie kannten aber meinen »Abhörer« nicht, sonst hätten sie ihn vielleicht beeinflussen können, aber das habe ich streng geheimgehalten, wer das war.

I: Also hatten Sie auch von zu Hause aus keinen Bezug zum Radio? Gerade die 50er und auch noch die 60er Jahre waren ja Jahrzehnte des Leitmediums Hörfunk. Für meine Generation zum Beispiel hatte das Radio einen sehr hohen Informations- und Unterhaltungswert.

M: Ja, aber da haben Sie natürlich diese Überfütterung mit dem Volksrundfunk im Dritten Reich nicht mitbekommen. Da habe ich schon immer abgeschaltet. Und wer sich einmal ans Abschalten gewöhnt hat, gibt diese Gewohnheit so schlecht auf. Zumal ich auch genügend Arbeit hatte nach dem Krieg. Da würden selbst die Arbeitgeberverbände sagen, daß das zu viel war.

I: Wenn Sie schon keine Beziehung zum Hörfunk hatten, wie war es denn dann mit dem Kino? Sind Sie in den 50er Jahren häufiger ins Kino gegangen?

M: Nein, ich war Pflichtbesucher, und der Pflichtkonsum reichte mir völlig.

I: Hatten Sie da auch jemanden, der die Filme für Sie gesehen hat?

M: Nein, da ich selber Mitglied der Filmbürgerschaftsgesellschaft (...) war, mußte ich die selber ansehen. Wir standen damals vor der Situation, daß in den frühen 50er Jahren zwei Länder in Europa einen Primat hatten. Das waren der englische und der italienische Film. Wir wollten auch aus der Tradition von Bavaria und Ufa wieder eine deutsche Komponente schaffen, und ich, der ich quasi zwei Vaterländer hatte, wollte

zusätzlich noch eine deutsch-französische Kooperation herbeiführen, was auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten wegen dieser großen Unterschiede stieß.

I: Eine Erneuerung des deutschen Films innerhalb der Ufa-Tradition hätte aber doch gerade ein Festhalten am Ufa-Stil bedeutet.

M: Das bedeutete nur, daß uns noch bewußt war, welche hohe Bedeutung Ufa und Bavaria für die Repräsentanz des deutschen Films in der Welt hatten. Wir wollten das wieder aufbauen, das war der eigentliche Sinn der Filmbürgerschaft. Wir wollten zeigen, daß das künstlerische Potential durchaus auch noch in Deutschland vorhanden war. Mein Ziel war es, an nichtideologischen und künstlerisch so wertvollen Filmen wie »Der Kongreß tanzt« oder »Der Postmeister« anzuknüpfen.

I: Der eigentliche Konkurrent war doch der amerikanische Film, der ja in den Kinos dominierte.

M: Im europäischen Raum waren der englische und der italienische Film die Vorreiter. Und da wollte ich wieder ein Gleichgewicht schaffen.

I: Sie selbst haben keine Vorliebe fürs amerikanische Kino gehabt?

M: Nein, nicht besonders.

I: Sie waren auch kein großer Kinogänger?

M: Nein, ich bin in den 50er Jahren aus Pflicht ins Kino gegangen. Mein Ziel war eher eine vernünftige Konkurrenz gegenüber dem amerikanischen Film. Ich habe entschieden gegen die Auflösung der Filmbürgerschaft gestimmt, ich glaube als einziger.

I: Aber der deutsche Film hätte sich ja ästhetisch und inhaltlich verändern müssen, um konkurrenzfähig zu sein. Wie haben Sie sich den Film der Zukunft vorgestellt?

M: Ich kannte natürlich meine deutschen Landsleute zu gut und wußte, daß ihnen nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs eine gewisse Heimatverwurzelung seelisch nahestand. Ich habe mich zwar bemüht, ihnen auch andere Mentalitäten nahezubringen, aber damit bin ich gescheitert. Ich wollte einen deutsch-französischen Film-Pool schaffen.

I: Wenn wir schon wieder in den 50er Jahren und Ihrer Tätigkeit im Bundespresseamt sind: Wie liefen denn die Sitzungen bei der Filmbürgerschaft ab?

M: Uns wurde das Drehbuch zugeschickt, und dann diskutierten wir über das Thema. Nicht alle hatten das Drehbuch gelesen. Ich hatte es immer gelesen und war deshalb der Schrecken dieser Gremien. Dann überlegten wir, welcher Produzent für das jeweilige Thema in Frage käme. Die Produzenten hatten ja auch Drehbücher eingereicht. In den Zeiten vor Beate Uhse waren wir natürlich weit vorsichtiger als heute. Filme wie »Die goldene Pest« und »Die Sünderin« haben wir eben noch toleriert. Und dann wollten wir auch einen Beitrag zum geistigen Wiederaufbau leisten, z.B. durch einen Film wie »Briand/Stresemann«, der zeigte, daß es damals zwei Staatsmänner gab, die - wenn auch vergeblich - versucht haben, die schrecklichen Folgen des Versailler Vertrags im

Rahmen des Völkerbundes aufzufangen. Das ließ sich alles gut in ein Drehbuch einarbeiten.

I: Solche Produktionen bildeten aber doch eher die Ausnahme gegenüber einer Schwemme von Heimat- und Försterfilmen, die dann auch die Massen erreichten. Hatten Sie damit Probleme?

M: Nein, das hatte ja auch noch einen anderen Hintergrund. Wir hatten ja zwölf Millionen Flüchtlinge zu verkraften und dann kam das, was wir heute als Rassismus verurteilen - die Fremdeindringung - und dann konnten wir das Heimatgefühl so ein bißchen wieder stabilisieren trotz der vielen Flüchtlinge.

»Dank meiner sokratischen Erziehung hatte ich keine Vorurteile gegenüber Amerika.«

I: Wir hatten gerade den amerikanischen Film angesprochen. Sie wissen, daß wir die Zeitzeugen der deutschen Mediengeschichte auch unter dem Stichwort »Westorientierung« befragen. Welche Beziehung hatten Sie zu Amerika?

M: (...) Meine Generation hat zwei Erlebnisse gehabt: Der Erste Weltkrieg wäre ohne Amerika nicht von Frankreich, England und Rußland gewonnen worden, und im Zweiten Weltkrieg hätte Rußland wahrscheinlich nicht widerstehen können, und wir wären nach Moskau gegangen, wenn Amerika nicht erheblich eingegriffen hätte. So war uns, den alt gewordenen, weisen Cislimiten klar, daß Amerika nicht nur von der Produktivität, vom Sozialprodukt und von der Masse der Bevölkerung her, sondern auch von seiner militärischen Potenz her von entscheidender Bedeutung war. Es wäre völlig sinnlos gewesen angesichts Stalins und seiner Sowjetarmee, ohne Amerika auch nur die Hoffnung zu haben, daß wir uns hätten verteidigen können, wenn ein weiterer stalinistischer Angriff gekommen wäre. Die entscheidende Weltmacht, die uns Schutz gewährt, ist Amerika. Und deshalb der Besuch Adenauers auf dem Friedhof von Arlington und sein Besuch in den USA usw. Wir alten Cislimiten haben ja ein ausgeprägtes Gespür für die französischen Gefühle. Und für uns war das eine delikate Politik, denn zumindest der Zweite Weltkrieg mit der vernichtenden Niederlage Frankreichs hat die stolzen Nationalgefühle der Franzosen, die sich bis dahin als Weltmacht gefühlt hatten auch nach dem Ersten Weltkrieg, erheblich reduziert. Wie ich in meinem Vortrag »Deutschland - Frankreich - Partnerschaft«, den ich für ungeheuer wichtig halte, um diese Politik zu verstehen, beschrieben habe, hat ja Frankreich, weil es Jahrhundertlang umzingelt war vom Römischen Reich Deutscher Nation im Westen, im Osten, im Süden und teils im Norden und außerdem noch bedroht war durch die Engländer, nur überleben können unter dem Begriff der Nation. Dabei sind die zentrifugalen Kräfte in Frankreich ja viel größer als in Deutschland, da es eine Nation mit verschiedenen Sprachen ist. Leute wie Adenauer und vielleicht auch meine Familie haben dafür ein großes Gefühl gehabt, und deswegen haben wir immer versucht, diese französischen Souveränitätsgefühle zu respektieren und zu verstehen und sie nicht von törichten Preußen stören zu lassen. Auf der anderen Seite waren wir natürlich völlig überzeugt, daß ohne Amerika - was uns

schon nach dem Ersten Weltkrieg bewußt geworden war - es keine Sicherheit für Westeuropa gab angesichts des bolschewistischen Stalinismus.

I: Welche Kontakte gab es bei Ihrer Amerikareise Anfang der 60er Jahre (...)? Haben Sie auch mit amerikanischen Politikern gesprochen?

M: Das waren eigentlich Gespräche, die mehr über die amerikanischen Programmstrukturen gingen und über amerikanische Produktionsweisen. Politische Gespräche gab es nicht, anders als bei meiner Türkei-Reise. Es war eher eine Reise, bei der es um Fachinformationen ging. Daneben ging es darum, mir noch einmal die intellektuelle Welt der Emigranten vor Augen zu führen. Es war keine politische Reise, sondern eine Fachreise einerseits und andererseits eine Gesprächsreise, um die Welt der Emigranten des Dritten Reiches kennenzulernen.

I: War das Ihre erste Reise in die USA?

M: Ja, und auch die einzige.

I: Was war der Grund Ihrer Reise?

M: Der Grund der Reise war eine Einladung, und der Aufenthalt war zum Lernen bestimmt. Ich besuchte die Studios und informierte mich über das bei uns damals schon zur Diskussion stehende private System, dessen Priorität für Kommerzialisierung für mich bedrückend war. Ich bin mit einem sehr negativen Gefühl gegenüber den Privaten zurückgekehrt. Ich erfuhr auch, daß es Anstalten gab, die von Universitäten betrieben wurden und den Akzent auf Kultur und Bildung setzten - Programme, die von der großen Masse nicht gesehen wurden. Das löst bei mir Überlegungen aus, wo ich den von Gebühren bezahlten Anstalten zumute, sich nicht nur an den Einschaltquoten zu orientieren, sondern neben der Unterhaltung auch Minderheitsprogramme auszustrahlen, weil es ja doch eine Schicht gibt von gebildeten Leuten, von Mediatoren, die auch die breite Masse erreichen. Ich halte es für falsch, daß wir wegen der Einschaltquoten im öffentlich-rechtlichen System in die reine Unterhaltung gehen. Über diese Problematik - Kommerzialisierung einerseits, minimale Bildungsprogramme andererseits - habe ich in Gesprächen mit amerikanischen Kollegen viel erfahren.

I: Was bedeuteten für Sie die Gespräche mit den Emigranten?

M: Es ist viel über die Ursachen des Nationalsozialismus' gesprochen worden. Ich habe bei diesen Gesprächen aber nicht immer die Holocaust-Anklage gehört, sondern eher die Reflexion darüber, was man falsch gemacht habe, um die Entwicklung nicht in diese gefährliche Richtung zu bringen. Da sie wußten, daß ich vom Dritten Reich nicht betroffen, das heißt schon betroffen, aber nicht daran beteiligt war, waren diese Gespräche sehr offen. Wir haben also gemeinsam dann unsere Fehler besprochen, die wir gemacht haben in dieser Zeit.

I: Haben diese Gespräche mit Emigranten Ihr Amerika-Bild beeinflusst?

M: Ja, aber es gibt nicht ein Amerika, sondern viele Amerikas, ein plurales Amerika. Ich habe mich einmal über die Einwanderungswellen informiert. Da gibt es

erstens die religiöse Einwanderung, dann die kriminelle Einwanderung, wo die Väter ihre Söhne nach Amerika geschickt haben, weil sie sonst in Deutschland im Gefängnis gelandet wären. Und dann gab es die Emigrationseinwanderungen, die ethnischen Einwanderungen. Ich warne deshalb, von Amerika als einer Einheit zu sprechen. Es ist zwar richtig, daß alle nach Amerika gekommen sind, um sich zu retten, sei es vor'm Gefängnis, sei es vor'm Hunger und zwar aus allen Weltgegenden. San Francisco ist eine Stadt mit ganz anderen emotionalen Hintergründen als z. B. Boston oder New York. Deshalb muß man auch bei einem Amerikaner fragen: Wo kommt er her? Und aus welchem Grunde sind seine Vorfahren nach Amerika gekommen? Die sentimentale Basis bei allen Amerikanern ist die Auffassung, daß ihnen das Land eine neue Lebensbasis gegeben hat, aber sonst ist es ein sehr unterschiedliches Land. Einheit besteht dort nur in dem Gefühl, Amerikaner zu sein, aber die inneren Strukturen sind außerordentlich vielfältig.

I: Trifft das nicht mehr oder weniger auf jedes Land zu?

M: In Deutschland gibt es eben Cislimiten und Translimiten.

I: Hatten Sie vor Ihrer Reise ein festes Amerikabild, vielleicht mit tradierten Vorurteilen?

M: Nein, dank meiner sokratischen Erziehung hatte ich keine Vorurteile gegen Amerika. Unser Wahrnehmungsvermögen ist doch so begrenzt, daß ich mich immer gehütet habe zu verurteilen, weil man nicht das Panorama der gesamten Situation durchschauen kann.

I: Das hindert aber auch daran, bestimmte Vorbilder zu haben, denn das relativiert sich ja auch.

M: Ja, wenn man mich fragen würde: »Was sind Sie im Grunde?« Dann würde ich mich als Humanist bezeichnen, der sich der Fragwürdigkeit der menschlichen Erkenntnis bewußt ist, bereit zur Korrektur ist und fern von jeder ideologischen Festlegung. Das ist meine Grundeinstellung. Wobei ich mir durchaus bewußt bin, daß Ideologien Menschen formen. Die eigene Persönlichkeit und die Bereitschaft, die eigenen subjektiven Fähigkeiten zu entwickeln zum Nutzen der Gemeinschaft, das ist für mich das moralische Ziel.

I: Für die Nachkriegsgeneration war Amerika in vielem ja doch Vorbild. Wir haben die Orientierung auf Coca Cola, Jeans, Hollywood und Rockmusik ja sehr nah erlebt.

M: Aber doch mehr aus materiellen als geistigen Konsumwünschen heraus. Nicht als ein geistig-kulturelles Leitbild.

»Damals bin ich zum ersten Mal nach Oggersheim gefahren, zu Herrn Kohl.«

I: Kommen wir noch einmal auf Ihr rundfunkpolitisches Engagement in Ihrer Intendantenzeit zu sprechen. Ihre Beziehung zum Südwestfunk.

M: Bischoff war ja Intendant beim Südwestfunk; der Vorsitzende des Rundfunkverwaltungsrats war mein

Freund Dr. Knecht. Ihn kannte ich von seiner Tätigkeit als Leiter des Verlags der Rhein-Main-Zeitung her, die ja christlich-zentrumsnah war. Und ich hatte hier angefangen und war mitten im Aufbau, und Bischoff war alt geworden und in seinem Verhalten gealtert. Da wandte sich Dr. Knecht an mich und fragte: »Wollen Sie nicht Intendant des Südwestfunks werden?« Der Dr. Knecht war damals Generaldirektor des Herder-Verlags in Frankfurt und Vorsitzender des Rundfunkrats.

I: Wann kam das Angebot?

M: Ich nehme an 1962/63. Da habe ich dem Dr. Knecht gesagt, mit dem ich - wie gesagt - sehr befreundet war: »Herr Dr. Knecht, ich kann doch jetzt den Saarländischen Rundfunk nicht verlassen, mitten im Aufbau. Können wir nicht eine Personalunion für den Südwestfunk und den Saarländischen Rundfunk machen? Ich bin bereit, hin- und herzufahren, auch jeden Tag, wenn es notwendig ist, es ist ja nicht so weit nach Baden-Baden.« Da sagte der Dr. Knecht zu mir: »Herr Dr. Mai, das schaffe ich nicht, das bekomme ich nicht durch in meinen Gremien.« So gerne ich damals angenommen hätte, es wäre sicherlich für mich viel schöner in Baden-Baden gewesen als hier in Saarbrücken in dieser merkwürdigen Provinz bei den Flüchtlingen der Völkerwanderung, aber ich wollte mein Aufbauwerk nicht einfach im Stich lassen, das habe ich nicht übers Herz gebracht. Dann habe ich zum Herrn Dr. Knecht gesagt: »Nein, dann verzichte ich.«

I: Haben Sie in Ihrer Intendantenzeit häufig mit Bischoff diskutiert?

M: Das Verhältnis zu Bischoff unterlag ganz natürlichen Schwankungen. Wir sind sehr gut miteinander ausgekommen, weil wir eine ähnliche Grundlinie über Journalismus usw. hatten. Er kam aus der Literatur, und ich kam auch aus dem Literarischen. Er hatte sich mit den Franzosen arrangiert, und für mich war Frankreich eine zweite Heimat gewesen und ist es noch heute. (...)

I: Änderte sich das Verhältnis zum Südwestfunk, als Hammerschmidt Intendant wurde?

M: Ja. Mit Hammerschmidt hatte ich keine Probleme, (...) aber er war eine ganz andere Persönlichkeit. Hammerschmidt war kein musischer Mensch, es war etwas Hämmerndes in ihm. Ob er damit viel geschmiedet hat, weiß ich nicht. Es war keine Natur, die eine Psychoallianz entwickeln konnte. Er gehörte auch zur CDU. Aber Gespräche, wie ich sie gerne führe, also mit solchen Reflexionen durchsetzt, die gab es bei ihm nicht so. (...)

I: Da wir gerade bei den Intendanten sind: Könnten Sie uns vielleicht noch etwas zu Ihrem Verhältnis zu Hans Bausch erzählen?

M: Das ist schwierig zu formulieren. Bausch hatte sicherlich bei der Debatte über den Südwestfunk gehofft, auch Baden-Baden unter seine Herrschaft zu bekommen. Im übrigen war er ein Tagesjournalist, kein Reflexionsjournalist. Ich hatte den Eindruck, daß, wenn er von der Freiheit oder Meinungsfreiheit des Journalismus redete, daß das eine journalistische Ideologie war, deren psychologische Problema-

tik er nicht hinterfragte. Und er schrieb die Geschichte des Rundfunks, ohne die psychologischen Hintergründe wirklich aufzudecken. Er war ein Historiker wie viele andere auch, der an Dokumente glaubt und nicht fragt, wie Dokumente zustande kommen - einer der großen Irrtümer in der Geschichtsschreibung. Ich habe persönlich erlebt, wie man Dokumente macht, um ein Ziel zu erreichen. Das hat gar nichts mit der objektiven Realität zu tun. Und für ihn war ein Dokument ein Dokument, ohne zu fragen, was die psychologischen Tiefen, was die Umstände waren, die zu diesem Dokument geführt haben. Er war von Philosophie völlig unberührt, er war auch von der Ästhetik völlig unberührt. Er war reiner Journalist und hat dann eine Glaubwürdigkeit des Journalismus gepredigt, die der Realität nicht entsprach.

I: Was hat er da in seiner Darstellung vernachlässigt, vom allgemeinen psychologischen Blick mal abgesehen?

M: Er hat die Meinungsfreiheit des Journalismus verabsolutiert, ohne den Leser oder den Hörer auch damit zu konfrontieren, wie subjektiv jede Meinung ist. Ich habe in allen meinen Schriften immer versucht, darauf hinzuweisen, daß jede Äußerung eine subjektive Äußerung ist und keine objektive Realitätsdarstellung. Auf den erkenntnistheoretischen Hintergrund hinzuweisen, lag ihm völlig fern. Für ihn war die Aussage eine objektive Tatsache. Insofern waren wir in unserem Denkprozeß meilenweit verschieden. Ich will mir kein moralisches Urteil über ihn bilden, aber wir waren grundverschieden. Und da ich als Cislimate immer mit Leidenschaft gegen die Gläubigkeit der Deutschen kämpfte - es reicht eben nicht, etwas schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, man muß auch wissen, wie es entstanden ist, wer es geschrieben hat usw. Aber diese Deutschen sind von einer Gläubigkeit, die mich immer entsetzt, während die Franzosen, die alten Cislimate, schon im Gallo-Römischen die Relativität der Gläubigkeit als Mentalitätsinhalt haben. Da liegt der Unterschied zwischen Bausch und mir.

I: Und mit von Bismarck hatten Sie gar keine Gemeinsamkeit?

M: Nein. Weil er die Befreiungsempotionalität von der preußisch-Bismarckschen Fesselung eigentlich hätte erkennen müssen. Das nehme ich dem Bismarck nicht übel, aber hier nach Köln hätte eben ein Mensch kommen müssen, der diese Mentalitätserfassung der westeuropäischen Nachbarn wirklich beherrscht hätte.

I: Haben Sie Kontakt zu Holzamer gehabt?

M: Mit Holzamer habe ich immer einen vernünftigen Kontakt gehabt. Ich sollte ihm einen potentiellen qualifizierten persönlichen Referenten geben, und ich habe ihm ja Stolte empfohlen. Stolte, Holzamer und ich haben in Rheinland-Pfalz einen ganzen Tag zusammengesessen, um die Kooperation mit dem ZDF auf eine vernünftige Basis zu stellen. Wir haben nicht das geringste Spannungsverhältnis, sondern sind uns im Gegenteil eigentlich ganz freundschaftlich verbunden. Er hat mir auch sein Buch geschickt, ein philosophisches Buch, und das ist natürlich ein reines

Fachbuch für Philosophiestudenten, es ist keine Weltbildentwicklung, sondern ein reines Lehrbuch.

I: Er ist ja auch Pädagoge.

M: Ja, und ich bin kein Pädagoge.

I: Wie ist Stolte zu Ihnen gekommen.

M: Ich bin entweder auf ihn aufmerksam gemacht worden, oder er hat sich beworben nach Ende seines Studiums. Ich habe mich ein bißchen erkundigt, und da ist er mir empfohlen worden, und ich habe ihn eingestellt. Er war ja ein junger Mann, und er hat seine Aufgabe gut erfüllt. Ich weiß gar nicht mehr, in welchem Ressort er bei mir tätig war.

I: In der Wissenschaftsabteilung.

M: Ja. Und da hat er auch wirklich gute Arbeit geleistet, und ich hatte auch volles Verständnis dafür, daß er zu Holzamer ging, und ich habe mich darüber gefreut und habe auch versucht, dadurch eine gute Kooperation mit dem Saarländischen Rundfunk zustandezubringen. Und ich habe mich auch gefreut, daß er dann Intendant (...) wurde. Also, da ist überhaupt keine Problematik.

I: Ein anderer Name, der in den SPIEGEL-Artikeln über Sie regelmäßig auftaucht, ist Werner Hess.

M: Sie wissen ja, daß Werner Hess ein protestantischer Pfarrer war (lacht). Und Sie wissen ja, die Problematik, die sich jedem Protestanten stellt: die Selbstrechtfertigung. Und dann kommt beim Pfarrer die Pflicht hinzu wegen der Selbstrechtfertigungsnotwendigkeit. Und insofern war er sicherlich ein sehr netter Mann, aber er hatte natürlich die Selbstrechtfertigungsnotwendigkeit und die seelsorgerische Fürsorge gegenüber den ihm anvertrauten Hörern und Sehern. Vor ihm war ja auch Beckmann. Mit dem habe ich mich auch gut verstanden.

I: Hans Abich?

M: Abich habe ich damals unterstützt, als er noch gar nicht beim Rundfunk war, den habe ich nämlich als Mitglied der Filmbürgerschaftsgesellschaft unterstützt bei seiner Filmproduktion in Göttingen. Als er dann Intendant in Bremen wurde, da habe ich ihn auch erlebt. Aber ich kannte ihn schon als Produzent in Göttingen. Ich habe eine sehr positive Meinung von ihm, und zwar aus zwei Gründen: Nicht nur, weil er einen sehr sachlichen und das Maß immer einhaltenden Verstand hat, sondern auch, weil er, ähnlich wie mein Professor der Kunstgeschichte, durch seine körperliche Verkrüppelung. Abich gehört zu den Persönlichkeiten, die ich von ihrer menschlichen Seite und auch von ihrer Sachlichkeit her sehr hoch eingeschätzt habe.

I: Zurück zu Ihrem medienpolitischen Engagement als Intendant. Was hat Sie - ich glaube es war 1968 - bewogen, den anderen Intendanten dieses berühmte Manuskript zu schicken, in dem Sie eine föderative Regelung zwischen SWF und SR vorgeschlagen haben?

M: Da ich ja durch meine Beschäftigung mit dem Rundfunk auch Rundfunkgeschichte studiert hatte, wußte ich, daß zum Gebühreneinzugsgebiet des Reichssenders Saarbrücken praktisch ganz Rhein-

land-Pfalz gehörte. Und das Studio Mainz des Südwestfunks war nur in Rudimenten vorhanden. Damals habe ich vorgeschlagen Herrn Röder, Herrn Kohl und Herrn - es kann sein, daß es schon Kiesinger war, eine Kommission einzusetzen zu der Frage, ob es nicht vernünftig sei, dem Saarländischen Rundfunk sein altes Gebühreneinzugsgebiet Rheinland-Pfalz zu geben mit Landesstudio Mainz und damit aus dem Finanzausgleich auszuschneiden und den Südwestfunk und den Süddeutschen Rundfunk - »ein Land, eine Rundfunkanstalt« - zusammenzufassen. Auf diese Anregung hin wurde von den drei Ministerpräsidenten 1968 die sogenannte Michel-Kommission gegründet. Michel war der Generaldirektor der Salamander-Werke, glaube ich. Und nachdem diese Michel-Kommission alles geprüft hatte, kam sie zu folgendem Abschlußergebnis für beide Fassungen, Saarländischer Rundfunk mit Landesstudio Mainz und Südwestfunk mit Süddeutschem Rundfunk zusammengefaßt: vier von den sieben Stimmen für meinen Vorschlag, eine Stimmenthaltung und zwei Stimmen für die Fassung, wie sie dann geblieben ist. Damals bin ich zum ersten Mal nach Oggersheim gefahren zu Herrn Kohl. Nun hatte ich hier den Eindruck, daß der an einer schweren Berufskrankheit leidende Studienrat und Ministerpräsident Röder seinen saarländischen Kleingarten, den ich hier aufgebaut hatte, nicht mit seinem Kollegen in Mainz, dem Herrn Kohl, teilen wollte, was aber die einzig vernünftige Lösung gewesen wäre. Nun muß ich die Berufskrankheit des Herrn Röder schildern, die auch zum Untergang der CDU an der Saar geführt hat: Er war Studienrat, Lehrer - ich habe sehr gute Lehrer gehabt, aber einige werden von dieser Berufskrankheit erfaßt - und Lehrer, die den ganzen Tag mit Menschen zu tun haben, denen sie an Alter, Erfahrung und Wissen haushoch überlegen sind. An dieser Berufskrankheit war Röder sehr intensiv erkrankt. Ich hatte immer ein sehr gespanntes Verhältnis zu Röder, er liebte mich überhaupt nicht, er hat mich schamlos ausgenutzt, aber das wäre eine lange Geschichte. Das hat dazu geführt, daß man ihn dann fast gewaltsam abgesetzt hat, und dann kam Zeyer als Barlachsche Holzfigur, die also überhaupt kein Gefühl für Politik hatte, und so ist die SPD ans Ruder gekommen, mit Rotlicht und Rentenzusätzen.

I: Welches Motiv lag Ihrem Vorschlag eigentlich zugrunde? War das die geringe Quote von Fernseh- und Hörfunkteilnehmern?

M: Der alte Reichssender Saarbrücken (...) hatte als Gebühreneinzugsgebiet praktisch das ganze Rheinland-Pfalz dazu. Ich wollte diesen alten Zustand wiederherstellen, weil dann der Saarländische Rundfunk frei gewesen wäre von der Notwendigkeit des Finanzausgleichs. Meinen Sie, das wäre einfach gewesen, immer mit meinen Kollegen zu kämpfen, um da eine Million oder auch nur eine Mark herauszubekommen? Ich sehe das jetzt ja auch am Solidarpakt. Und es wäre der Widersinn der Nachkriegsentwicklung: amerikanische Zone Stuttgart, französische Zone Baden-Baden, im selben Land Baden-Württemberg. Dann hätten wir den vernünftigen Zustand gehabt: ein Land - eine Rundfunkanstalt. Saarländischer Rundfunk in Rheinland-Pfalz und Saar, wieder mit dem alten Reichssender und damit raus aus dem

Finanzausgleich. Dann wären wir eine mittlere Anstalt gewesen, die sich selbst hätte ernähren können. Und deswegen hatte ich auch vier Stimmen von sieben, also vier gegen zwei bei einer Enthaltung für meinen Vorschlag. Ich hätte damit damals auch die wirtschaftlichen Beziehungen und die politischen und die anderen mit Rheinland-Pfalz zusammenfassen können.

I: Wie hoch wäre der Programmanteil in der ARD gewesen, wenn das zustandegekommen wäre?

M: Er hätte vielleicht bei sechs Prozent gelegen.

I: Er hätte sich also verdoppelt?

M: Ja.

I: Wie lassen sich Ihre vielen verschiedenen Wirkungsgebiete zusammenbringen? Ist das noch der gleiche Franz Mai? Der Jurist, der Intendant, der Autor eines philosophischen Buches...

M: Das ist noch der gleiche Franz Mai. Aber ich hoffe, das habe ich Ihnen schon ein bißchen erklärt...

Miszellen

Helmut Hammerschmidt (1920 - 1998)

Am 4. März 1998 starb der profilierte Journalist und langjährige Intendant des Südwestfunks (SWF) Baden-Baden Helmut Hammerschmidt, knapp zwei Monate vor seinem 78. Geburtstag. Seine Amtszeit als Funkhauschef von 1965 bis 1977 fiel wie diejenige seiner im vergangenen Jahr verstorbenen Intendantenkollegen Klaus von Bismarck und Reinhold Vöth in die politisch turbulenten Jahre nach dem ersten »Machtwechsel« 1969 in der Bundesrepublik Deutschland.

Hammerschmidts Wahl zum Intendanten war ein Abschied vom musisch-kulturellen Image des SWF, das bis 1965 durch den Gründungsintendanten Friedrich Bischoff geprägt worden war. Für die absehbare dritte Neuordnungsdebatte in Südwestdeutschland brauchte der SWF nach Ansicht der Mehrheit in Rundfunk- und Verwaltungsrat einen politisch offensiven Repräsentanten, der den Übernahmewünschen der Nachbarintendanten des Süddeutschen Rundfunks (SDR) sowie des Saarländischen Rundfunks (SR) zu begegnen mußte. Die parallele Wahl von Günter Gaus zum Programmdirektor signalisierte, daß auch programmpolitisch andere Akzente gewünscht waren.

Ein ausgeprägtes programmpolitisches Profil bot auch Helmut Hammerschmidt: Nach Aufbau des CSU-Verlages wechselte er 1949 zum Bayerischen Rundfunk (BR), wo er von 1953 bis 1957 die Aktuelle Abteilung des Hörfunks leitete und anschließend zum stellvertretenden Chefredakteur im Fernsehen avancierte. 1961 wurde er Fernseh-Chefredakteur beim SDR. 1964 bis zu seiner Amtsübernahme als SWF-Intendant 1965 leitete er das Studio Bonn der ARD und koordinierte die politischen Sendungen des Deutschen Fernsehens. In seiner journalistisch aktiven Zeit baute Helmut Hammerschmidt unter anderem das politische Fernsehmagazin »Anno« beim BR auf, die organisatorische Keimzelle der späteren »Report«-Magazine des BR und SWF. 1964 führte er den täglichen politischen Kommentar in das Fernsehprogramm ein, der zunächst nur nach der Spätausgabe der »Tagesschau« ausgestrahlt werden durfte.

Seine insgesamt drei Wahlperioden als Intendant des SWF gestaltete Hammerschmidt nach innen wie der Manager eines expandierenden Unternehmens der Informations-, Bildungs- und Unterhaltungsindustrie, nach außen wie ein konservativer Repräsentant des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Zu Beginn seiner Amtszeit

produzierte der SWF zwei eng aufeinander bezogene Hörfunkprogramme, die durch kurze, an kleinen Zielgruppen orientierte Sendungen charakterisiert waren; zum zeitlich noch eingeschränkten Ersten Fernsehprogramm steuerte der SWF acht Prozent des Sendevolumens bei. Am Ende der Amtszeit 1977 strahlte der SWF drei Hörfunkprogramme mit großflächigen Magazinen aus - eines der Programme, SWF 3, wurde zum Markenzeichen der Rundfunkanstalt. Mit dem größeren Sendevolumen des Ersten Fernsehprogramms wuchs auch der Produktionsanteil des SWF, der seit 1969 außerdem Hauptproduzent des neuen Dritten Fernsehprogramms S 3 wurde, das gemeinsam mit dem SDR und SR aufgebaut worden war.

Rundfunkpolitischen Einflußversuchen beugte Helmut Hammerschmidt offensiv vor. In der Neuordnungsdebatte von 1967 bis 1970, die im zweiten Michelgutachten mündete, folgten die Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und des Saarlandes seinen Vorstellungen einer Kooperation als erster Stufe einer möglichen Fusion von SWF, SDR und SR. In der Auseinandersetzung um die zweite Gebührenerhöhung von 1972 bis 1974 setzte Hammerschmidt als ARD-Vorsitzender die mittelfristige Finanzplanung als Instrument im Sinne der Rundfunkanstalten ein; »seinem« Sender und der ARD verordnete er darüber hinaus schmerzhaftes Sparkonzepte. In seiner Personalpolitik begegnete er äußeren Ansprüchen freiwilliger Konsultation politischer und gesellschaftlicher Kräfte vor wichtigen Entscheidungen. Die Auswahlkriterien Kompetenz und publizistische Qualität verteidigte er dabei auch gegenüber den personalpolitischen Ansprüchen seiner eigenen Partei, der CDU. Einen eigenen Statutenentwurf stellte Hammerschmidt den Forderungen nach größerer Mitbestimmung entgegen. Sein Entwurf prägt die noch heute gültigen »Grundsätze für die Zusammenarbeit mit den Personalvertretungen und allgemeine innerbetriebliche Arbeitsregeln« des SWF, die gleichzeitig als äußerster Grad von Mitwirkung galten, den die CDU 1974 in Hörfunk und Fernsehen zu dulden bereit war.

Wie keine andere Maßnahme haben seine »Richtlinien für die politische Programmarbeit« von 1970, das sogenannte »Hammerschmidt-Papier«, die Wahrnehmung seiner Amtszeit in zeitgenössischer Öffentlichkeit und rundfunkhistorischer Literatur geprägt. Hammerschmidts Forderungen nach Ausgewogenheit in jeder einzelnen Sendung und nach einem Verbot, über die Veränderung bestimmter Grundgesetzartikel überhaupt im Rundfunk diskutieren zu dürfen,

stellten nach Ansicht der Frankfurter Rundschau in komprimierter Form alle Angstbilder dar, »die sich in einem Machtausübenden in den Jahren der Studentenbewegung ansammeln konnten«. In den für die ARD-interne Diskussion gedachten Richtlinienentwurf waren zahlreiche Argumente eingeflossen, mit denen Helmut Hammerschmidt die Absetzung des Fernsehspiels »Bambule« von Ulrike Meinhof im Mai 1970 gerechtfertigt hatte. Studentenbewegung und aufkommender Terrorismus waren für Hammerschmidt Merkmale von rotem Faschismus. Mag diese Einschätzung aus heutiger Perspektive übertrieben erscheinen, so wird sie vor dem Hintergrund von Hammerschmidts Erfahrungen im Dritten Reich vielleicht eher nachvollziehbar. Nach den Nürnberger Gesetzen als religionsloser »Mischling ersten Grades« eingestuft, entging er nur knapp dem Tode. 23 Familienangehörige kamen dagegen ums Leben, darunter sein Vater und dessen vier Geschwister. Politische Ansprüche, die in lauten Demonstrationen oder mit Gewaltandrohung erhoben wurden, weckten in Hammerschmidt nach dieser Erfahrung tiefes Mißtrauen. Die in seinem Richtlinienpapier zum Schutz des öffentlich-rechtlichen Rundfunks geforderten Regeln flossen 1971 in die milderen »Grundsätze für die Zusammenarbeit im ARD-Gemeinschaftsprogramm Deutsches Fernsehen« ein.

Nach skandalträchtigen Berichten über sein Privatleben verlor Helmut Hammerschmidt die bürgerlich-konservative Mehrheit in den Gremien des SWF. Mit dem Verwaltungsratsvorsitzenden und Mainzer Staatssekretär Willibald Hilf bot sich zu diesem Zeitpunkt ein Nachfolger an. Nach dem Ende seiner Intendanz wurde Helmut Hammerschmidt Geschäftsführer der »Teleskopie, Gesellschaft für Zuschauerforschung« in Bonn-Bad Godesberg. Ferner nahm er Lehraufträge an den Universitäten München und Mainz wahr. Peter Voß, letzter Intendant des SWF und erster Intendant des Südwestrundfunks, würdigte Helmut Hammerschmidt in seinem Nachruf als Vollblutjournalisten, der die grundlegende Modernisierung des SWF vollzogen und Baden-Baden zu einem herausragenden Faktor des Fernsehens in Deutschland gemacht habe.

Stephan Rechlin, Vlotho

Clemens Münster (1906-1998)

Clemens Münster, der erste Fernsehdirektor des Bayerischen Rundfunks (BR) starb am 27. April 1998. Geboren wurde er am 15. Januar 1906 in Cochem an der Mosel. Von 1924 bis 1928 studierte er in Münster und München Physik, Mathematik und Chemie. Nach seiner Promotion

(über optische Meßmethoden) arbeitete er zwei Jahre lang als Assistent am Institut für angewandte Optik der Universität Jena und später am Physikalischen Institut der Universität in Bonn. 1934 ging Münster als Physiker und Optiker zur Firma Carl Zeiss in Jena, wo er bis 1945 als Leiter der Entwicklungsabteilung arbeitete und gelegentlich mit kleinen Erfindungen hervortrat.

Nach dem Krieg wollte Münster neu anfangen und verwirklichte einen alten Plan: Er wurde Publizist. Gemeinsam mit Walter Dirks, den er aus seiner Jugendzeit kannte, und Eugen Kogon, dem Autor des Buches »Der SS-Staat«, gab er von 1946 bis 1949 die »Frankfurter Hefte«, heraus. Bereits während des Krieges hatten der Sozialist Dirks und der Katholik und Physiker Münster über die Grundlagen einer Publikation debattiert, die Brücken zwischen Politik und Kultur schlagen sollte. Die erste Ausgabe erschien am 1. April 1946. Ein Blick ins Register zeigt, daß Münster selbst von 1946 bis 1949 zahlreiche Aufsätze zu politischen, sozialen, künstlerischen und Bildungsfragen verfaßte und die Hefte aktuelle (Zeit)Themen aufgriffen. Nach der Währungsreform aber ging die Auflage der renommierten Monatszeitschrift zurück und die Aktualität ließ nach. Wie Münster 1987 in einer Nachtstudio-Sendung des Bayerischen Rundfunks Leonhard Reinisch erzählte¹, habe ihm vor allem die neue Linie nicht mehr gepaßt und er sei 1949 gegangen, um sich neuen Aufgaben zu widmen.

Zunächst wollte er nach Brasilien auswandern, habe aber von den Amerikanern keine Ausreisegenehmigung bekommen. Neben der Absage der Amerikaner aber lag ein Brief des damaligen BR-Intendanten Rudolf von Scholtz, der ihn fragte, ob er bereit wäre, sich um den Posten eines Chefredakteurs Kultur und Erziehung beim BR zu bewerben. Münster sagte zu und übernahm im Juli 1949 die Leitung der neu geschaffenen Hauptabteilung Kultur und Erziehung. Damit war er, der das Handwerk des Rundfunks erst erlernen mußte, zuständig für Sendungen der Kulturabteilung, des Hörbilds sowie des Kirchen-, Frauen-, Jugend-, Schul- und Kinderfunks. Sein Credo lautete damals: »Ich versuche, die Pflege der positiven Kräfte auf allen Gebieten - ohne erhobenen Zeigefinger. Ich möchte echte Bildung vermitteln: in Natur- und Geisteswissenschaften, Wirtschaft, Kunst und Politik.«² Dieser hohe intellektuelle Anspruch verschaffte ihm im Funkhaus den Spitznamen »Kultusminister«. Da der BR erst einige Monate zuvor (am 25. Januar 1949) in deutsche Verantwortung übergeben worden war, hatten die amerikanischen Besatzungsoffiziere noch Einfluß auf das Programm. Münster erinnerte sich im Nachtstudio-Interview daran, daß

die Einschränkung größer war als bei den »Frankfurter Heften«. In der ersten Zeit habe er einen Teil der politischen Kommentare sprechen dürfen und seine politische Meinung deutlich zum Ausdruck gebracht. Aber bald darauf erhielt er Kommenterverbot.

Im Mai 1953 kam es dann zu einem erneuten beruflichen Wechsel. Intendant Rudolf von Scholtz beauftragte ihn mit dem Fernsehversuchsbetrieb, der sich - ein Kuriosum der Rundfunkgeschichte - in einem Blindenheim in der Münchner Lothstraße befand. Hier konnten sich Regisseure, Darsteller und Kameralente in Ruhe auf ihre künftigen Aufgaben vorbereiten und Sendungen erproben. Der Fernsehbeauftragte Münster hatte freie Hand und durfte sich seine Mitarbeiter selbst aussuchen. »Da niemand etwas von Fernsehen versteht, nehmen wir die Leute, die uns geeignet erscheinen«, hatte er damals in einem Zeitungsinterview geäußert und zum Beispiel den Hörspiel- und Unterhaltungsregisseur Kurt Wilhelm als Leiter der Abteilung Unterhaltung und Musik zum Fernsehen geholt. Er unternahm Studienreisen durch Europa und in die USA, um sich mit dem neuen Medium Fernsehen vertraut zu machen und ein eigenes Konzept zu entwickeln. Nach einem Jahr Probebetrieb bezog das Bayerische Fernsehen im Frühjahr 1954 die neugebauten Studios in Freimann, aus denen am 6. November die erste Münchner Eigenproduktion ausgestrahlt wurde. Clemens Münster gab seine Funktion als Chefredakteur Kultur und Erziehung auf und übernahm zum 1. April 1954 die Leitung der ersten Fernsehredaktion, später noch die Leitung der Abteilung Fernsehspiele. Warum er zum Fernsehen gewechselt sei, fragte ihn damals die Zeitschrift »Der Rundfunkhörer«. Münster nannte drei Faktoren, die eine Rolle gespielt hätten: Interesse für das Bildmedium, Kenntnis der Bildästhetik - sein erstes Buch trägt den Titel »Die Macht der Bilder« - und die technisch-physikalische Vorbildung als Publizist.

Die »wahren« Hintergründe seines Wechsels vom Hörfunk zum Fernsehen erzählte Münster 1987 im Nachtstudio-Interview. Er sei zunehmend in Konflikt zum Intendanten Rudolf von Scholtz und zum mächtigen Chefkommentator Walter von Cube geraten: »Man wollte mich einfach loswerden. Ich sollte im Funk nichts mehr - im wörtlichen und übertragenen Sinne - zu sagen haben.« Da Scholtz und Cube das Fernsehen für eine »törichte Angelegenheit« hielten, der kein Erfolg vergönnt sein werde, wechselte Münster zum Fernsehen. Das im Aufbau befindliche Fernsehen bot die ideale Lösung: Münster konnte sein technisches Wissen über Optik einsetzen, schied aus dem Hörfunk aus und landete bei einem Medium, dem keine

große Zukunft vorhergesagt wurde und das vor allem wenig Publikum hatte. Der Rundfunkrat stimmte also dem Wechsel zu, gegen das »Brummen« des damaligen bayerischen Kultusministers Alois Hundhammer, dem Münsters politische Richtung und sein Preußentum grundsätzlich mißfielen.

Münster hatte die Möglichkeiten des neuen »Fensters zur Welt« sofort erkannt. »Da der Mensch besonders empfänglich ist für alles, was er sieht, wird das Fernsehen zu einem Mittel von unabsehbarer Wirksamkeit, das nur mit großer Sorgfalt gehandhabt werden kann (...). Was uns aus dieser großen Möglichkeit erwächst, Heil oder Unheil, im Großen und Ganzen und im Einzelnen, hängt ab von dem Verantwortungsbewußtsein derer, die die Gesetze und derer, die die Programme machen, und von dem Maße, mit dem die Zuschauer von heute und morgen sich dieser Programme bedienen«, lautete 1959 seine Warnung in einer Hörfunksendung.³ Kern und Ziel des Fernsehprogramms sei Teilnahme und Unterhaltung, die Kenntnis vom Menschen, das Teilhaben am Schicksal der Mitmenschen, vermittelt durch das Medium Fernsehen. Clemens Münster gehörte wie Helmut Jedele und Horst Jaedicke zur ersten Generation der bundesdeutschen Fernsehredaktoren, einer Riege von einfallsreichen und unternehmungsfreudigen Intellektuellen, welche die Möglichkeiten und Gefahren dieses neuen Mediums in Vorträgen, Zeitungen, Sendungen reflektierten.

17 Jahre lang prägte Clemens Münster die bayerische Fernsehlandschaft, bis er am 1. Februar 1971 sein Amt an Helmut Oeller abgab. In seine Ära fallen wichtige Marksteine der Fernsehentwicklung, wie 1956 die Einführung des Werbefernsehens, 1961 die Gründung des Zweiten Deutschen Fernsehens, 1964 die Gründung des Studienprogramms als erstes Drittes Fernsehprogramm in der Bundesrepublik oder der Beginn des Farbfernsehens im Jahr 1967. Nebenamtlich war er in den Jahren 1957, 1959 und 1960 Vorsitzender der Ständigen Fernsehprogrammkonferenz der ARD. Von 1969 bis 1974 fungierte Clemens Münster - seine Ernennung zum Honorarprofessor erfolgte 1972 - zudem als Präsident und Dozent an der Hochschule für Fernsehen und Film in München, die er 1967 als Mitinitiator ins Leben gerufen hatte. Zum Ausgleich schrieb er in seiner Freizeit mehrere Publikationen, zum Beispiel 1964 den (autobiografischen) Roman »Scherben - die Aufzeichnungen des Georg C.«.

Münster stand in der Tradition der Vertreter eines freien, unabhängigen föderativen Rundfunks. »Nur wer unabhängig ist, findet die Wahrheit. Nur wer unabhängig ist, ist vertrauenswürdig«, formulierte er 1959. Dazu gehörte für ihn

auch die Freiheit der Programmgestaltung. Deshalb verteidigte er zum Beispiel gegenüber Angriffen aus dem Rundfunkrat mit viel Energie die Fernsehsendungen der Münchner »Lach- und Schießgesellschaft«, welche er nach anfänglichem Mißtrauen zu seinem Lieblingskind erkorren hatte.⁴ Fernsehen verstand Münster als Medium und Faktor der Kultur, als Instrument gesellschaftlicher Bildung. Seine Neigung und sein Engagement galt besonders dem Fernsehspiel, das er mit eigenen Vorstellungen von künstlerischer Produktion mit Hilfe moderner Technik umsetzen ließ - und selber dreimal umsetzte. Allerdings spielte er die Rolle des Publizisten besser als die des Fernsehspielautors, folgt man dem Urteil der Presse. Wurden bei den ersten Fernsehspielen »Bericht von den Inseln« (1964) und »Rette sich wer kann - oder Dummheit siegt überall« (1966), die Münster unter dem Pseudonym »Markus Schröder« verfaßt hatte, vor allem die Modalitäten der Honorierung kritisiert, bekam sein drittes Fernsehspiel »Der Zeuge« (1971) - nach der Pensionierung unter seinem eigenen Namen veröffentlicht - Verrisse, wie sie selten formuliert wurden.⁵

Der »Unruhestifter« Münster, wie ihn der langjährige Chefredakteur des Bayerischen Fernsehens, Hans Heigert, einmal genannt hatte, sorgte während seiner Amtszeit als Fernsehdirektor mehrfach für Schlagzeilen. Gerade seine ablehnende Haltung zur Atombewaffnung der Bundesrepublik 1958 in einem langen Artikel der »Süddeutschen Zeitung« und seine Forderung bei einer Tagung der Katholischen Akademie in Würzburg 1959, auf atomare Rüstung in Europa zu verzichten, entzündeten öffentliche Kritik, die bis vor den Richtlinienausschuß des Rundfunkrats ging. Doch dieser stellte sich ebenso wie der damalige Intendant Franz Stadelmayer hinter seinen Fernsehdirektor mit der Begründung, auch leitende Rundfunkangestellte hätten das Recht, ihre Meinung in der Öffentlichkeit frei zu äußern.

Als Katholik konservativer Prägung erwies sich Münster in Diskussionen und in seiner Programmphilosophie. 1961 verhinderte er die Ausstrahlung des Fernsehspiels »Lysistrata« von Fritz Kortner im BR aus »sittlichen Gründen«. Als andere Rundfunkanstalten Kritik äußerten, berief er sich auf die laut Fernsehvertrag gesetzlich verankerte Möglichkeit einzelner Sender, sich aus dem ARD-Gemeinschaftsprogramm ausblenden zu können. 1969 untersagte er gegen den Widerstand katholischer Kreise eine ungewöhnliche »Wort zum Sonntag«-Sendung, in der Udo Jürgens als Gesprächspartner eines Jesuitenpaters mitwirken sollte. Aber nicht immer konnte er seine - mitunter sehr eigenwilligen - Meinungen durchsetzen. Seine These,

Kinder unter zehn Jahren hätten nichts vor dem Fernsehschirm verloren, lähmte eine ganze Generation von Kinderprogramm-Machern. Dennoch rief der BR 1964 den Prix Jeunesse International ins Leben. Münster nahm ihn konsequenterweise nicht zur Kenntnis.⁶ Auch die Entwicklung des Werbe- und des Farbfernsehens konnte er nicht aufhalten, so sehr er sich anfangs auch dagegen aussprach.

In offiziellen Geburtstagsreden, von engen Mitarbeitern und in Nachrufen werden Münster Attribute wie »geistig souverän, ein Intellektueller, kämpferisch, resolut, unbestechlich, lebenswürdig, rastlos« zugeschrieben. Zu seiner Verabschiedung resümierte Kurt Wagenführ 1971 in den »Fernseh-Informationen«: »Münster stößt die Menschen an und stößt sie ab. Er beherrscht die Auseinandersetzung, das Spiel, bevorzugt aber den Kampf. Er ist ironisch, schneidend, kalt, spöttisch, egozentrisch, ein Menschenverächter, - der jedem half, der gefährdet oder in Not geraten war. Er konnte ebenso grob verletzen, wie mit großartiger Analyse ordnend helfen.«⁷ Unbequem für Intendanten, Rundfunkrat und Kollegen, polarisierte Münster die Meinungen und provozierte immer wieder mit sarkastischen Sprüchen wie folgendem: »Genau wie bei Psychotherapeuten, Chirurgen und Beichtvätern tritt auch bei den Fernsehprogrammgestaltern eine progressive Gemütsverrohung ein.«

Auch nach seiner Pensionierung 1971 hielt sich Münster mit politischer Meinungsäußerung nicht zurück. 1972 verurteilte er im SPIEGEL die Rundfunkgesetzänderung der CSU als »böses Spiel in miserablen Stil«, das die Unabhängigkeit des Rundfunks bedrohe. Dennoch blieb der Kontakt zum BR bis zu seinem Tod bestehen. Immer wieder verfaßte er Vortragsmanuskripte mit philosophisch-physikalischen Themen. Seine letzte Sendung im April 1994 im Nachtstudio zum Thema »Physiognomie. Über Gesichter und Porträts« sprach er allerdings nicht mehr selbst. In den letzten Jahren hatte er zurückgezogen und krank in Freilassing bei Salzburg gelebt.

Mit Clemens Münster starb am 27. April 1998 ein kritischer, scharfsinniger Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts und »einer der eigenwilligsten Publizisten der Nachkriegsjahre«.⁸

Bettina Hasselbring, München

¹ Hörfunksendung 87/22807-08, »Europäische Lebensläufe«, Leonhard Reinisch im Gespräch mit Clemens Münster v. 10.7.1987.

² Personenmappe Clemens Münster, Historisches Archiv des BR.

³ HF-Sendung 59/9577. Clemens Münster, Probleme des Rundfunks. Voraussetzungen und Absichten eines Fernsehprogramms, Sonderprogramm 1959.

- 4 Vgl. Rolf Didczuhn: »Was ich auch je begann, ich hab' es gern getan«. Autobiografisches. Hrsg. von der Historischen Kommission des Bayerischen Rundfunks. München 1992, S. 128.
- 5 Personenmappe Clemens Münster, Zeitungsarchiv des BR.
- 6 Andrea Brunnen: Clemens Münster gestorben. In: Fernseh-Informationen 1998, H. 9, S. 287f.
- 7 Ebd.
- 8 Hans Heigert: Porträt zum 80. Geburtstag von Clemens Münster. SZ v. 15.1.1986.

»Wir können vielleicht die
Schlafräume besichtigen«
Originalton einer Reportage
aus dem KZ Oranienburg (1933)¹

Am 21. März 1933 wurde in der wenige S-Bahn-Stationen nördlich von Berlin entfernten Kleinstadt Oranienburg eines der ersten Konzentrationslager (KZ) im Deutschen Reich und das erste in Preußen errichtet. Während das nationalsozialistische Regime in der Potsdamer Garnisonkirche anlässlich der Eröffnung des neu gewählten Reichstags die Versöhnung zwischen der »revolutionären« NS-Bewegung und den Traditionen des alten Preußen inszenierte, verhafteten im Kreis Niederbarnim SA-Leute 40 politische Gegner und sperrten sie in eine leerstehende frühere Brauerei.²

Das Gelände in der Berliner Straße 20 gehörte der Berliner Kindl-Brauerei, die es im Februar 1933 der SA-Standarte 208, der regionalen SA-Formation für den Kreis Niederbarnim, für deren Ausbildung kostenlos zur Verfügung gestellt hatte. Von dieser SA-Standarte kamen sowohl der Lagerkommandant, SA-Sturmtruppführer Werner Schäfer³, als auch das Wachpersonal, das bis zu 150 SA-Männer, in der Mehrzahl Arbeiter und Handwerker im Alter von 20 bis 35 Jahren, umfaßte. Die Gebäude, einschließlich der Arrestzellen, mußten von den Gefangenen selbst instandgesetzt werden. Mehrmals prahlte Schäfer damit, er habe das Lager ohne staatliche Zuschüsse aufgebaut. In Wirklichkeit aber wurde Oranienburg im Mai 1933 als »Regierungslager« anerkannt und der Aufsicht durch den Regierungspräsidenten in Potsdam unterstellt.

Befanden sich zu Anfang vor allem einfache KPD- und SPD-Mitglieder sowie lokale und regionale Funktionäre im Lager, so kamen mit der Etablierung auf staatlicher Ebene auch etliche Landtags- und Reichstagsabgeordnete hinzu.

Das Lager wurde am 4. Juli 1934, unmittelbar nach dem »Röhm-Putsch«, von SS-Einheiten

übernommen und einige Tage später in ein »Reservelager« umgewandelt, nachdem die Häftlinge in das KZ Lichtenburg transportiert worden waren.⁴

Vor 1933 hatte die NSDAP kein Geheimnis daraus gemacht, was aus ihren politischen Gegnern würde, sobald sie an die Macht käme. Nach der Machtübernahme wurde die Errichtung der ersten Lager in der nationalsozialistischen bzw. gleichgeschalteten Presse mit der allgemeinen Bedrohung von Sicherheit und Ordnung begründet. Sehr schnell und mehr als die anderen stand das Oranienburger KZ im Licht der Öffentlichkeit.

Die Lagerleitung ergriff als erste die Initiative: Von April bis August 1933 führte sie mehrere Journalisten und Photographen durch das Lager, das als »Erziehungsanstalt« vorgestellt wurde. Die Häftlinge galten als Opfer der »Verführung« durch Marxismus und Kommunismus, denen durch Disziplin, Arbeit und einfaches Leben der Rückweg in die »Volksgemeinschaft« geebnet werden sollte. Die anschließenden erschienenen Artikel gingen ausführlich und beschönigend auf den Tagesablauf und die Lebensbedingungen ein; Bildaufnahmen zeigen Gefangene, die im Lagerhof strammstehen, Gymnastik treiben, handwerklich arbeiten und Zeitungen lesen.⁵ Auf Schäfers Anregung hin machte sogar Mitte April 1933 eine Filmgesellschaft Aufnahmen für eine Wochenschau, die danach in 5 000 Kinos in Deutschland zu sehen waren.⁶

In der Auslands- bzw. Exilpresse hingegen überwogen kritische Berichte über Oranienburg.⁷ Im Juli 1933 veröffentlichte der aus dem Lager entlassene holländische Schriftsteller Nico Rost in Amsterdam eine Broschüre, »Een Concentratiekamp in het Derde Rijk. De Brouwerij van Oranienburg«, in der er seine eigenen Haft-erlebnisse schilderte. In gleicher Weise berichtete der SPD-Reichstagsabgeordnete Gerhart Seger, dem im Dezember 1933, nach sechsmonatiger Haft, die Flucht aus einem Außenkommando gelungen war, in dem im Februar 1934 in der Tschechoslowakei veröffentlichten Buch »Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten« über die damaligen Ereignisse.⁸

Diese Berichte sowie das im August 1933 in Basel erschienene »Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror«, das das erste grundlegende Informationswerk über das KZ-System bildete, veranlaßten das Regime, die »Öffentlichkeitsarbeit« um Oranienburg zu intensivieren. Das Auswärtige Amt bemühte sich, über gedungene ausländische Journalisten Gegenartikel zu lancieren.⁹ Die Gestapo führte im Herbst 1933 eine britische Sympathisantin durch

das Lager, die um den Jahreswechsel in Großbritannien entsprechende Vorträge hielt. Im März 1934 erschien schließlich unter dem Namen Schäfers die Broschüre »Konzentrationslager Oranienburg. Das Anti-Braunbuch über das erste deutsche Konzentrationslager«. ¹⁰ Vom Propagandaministerium gefördert, richtete die Publikation sich gegen das »Braunbuch« bzw. die vom Ausland betriebene »Greuelpropaganda« und gab vor, die Wirklichkeit des KZ getreu zu schildern, enthielt aber durchweg beschönigende Behauptungen. Mit dem Ausscheiden Schäfers Ende März 1934 verlor dann das Lager spürbar an Bedeutung.

Auch der Rundfunk nahm sich des Themas KZ Oranienburg an. Nachdem im August 1933 leitende Mitarbeiter des Weimarer Rundfunks in das KZ eingeliefert worden waren, erschien in einer nationalsozialistischen Programmzeitschrift Fotos von den Inhaftierten unter der ironisch gemeinten Schlagzeile »Verdienstvolle Männer«. ¹¹ Am 30. September veranstaltete Lagerkommandant Schäfer eine Führung durch das KZ, die auf neun Schallplatten mitgeschnitten wurde. ¹² Diese Schallplatten sind im Archiv des Tschechischen Rundfunks überliefert und wurden 1995 für das Deutsche Rundfunkarchiv umgeschnitten. ¹³

Einzigartig ist die Aufnahme in mehrerer Hinsicht: Es ist wahrscheinlich die einzige überlieferte Reportage über ein Konzentrationslager aus der nationalsozialistischen Zeit. In zeitgenössischen Rundfunkaufnahmen werden KZs, wenn überhaupt, nur kurz erwähnt. Eigentlich hätte sie im Katalog »Schallaufnahmen der Reichs-Rundfunk-GmbH von Ende 1929 bis Anfang 1936« dokumentiert sein müssen, sie ist aber erst im Nachfolgebund für die Zeit von Anfang 1936 bis Anfang 1939 zu finden. Außerdem gibt es keinen Hinweis auf Inhalt, Reporter, Befragte und die Dauer, und sie ist mit dem Vermerk »gesperrt« versehen ¹⁴ - als wäre die Aufnahme für die damaligen Archivare zu brisant gewesen, um zugänglich gemacht zu werden; sie hielten sie aber offenbar für so wichtig, daß sie sie nicht löschten.

In der deutschen Tages- und Fachpresse findet sich kein Sendenachweis. Daß darüber hinaus die Aufnahme als Plattenaufnahme des Kurzwellensenders in den RRG-Katalog eingetragen wurde, der nur im Ausland gehört werden konnte, läßt – trotz der Ansage – annehmen, daß der Bericht, wenn überhaupt, nur für das Ausland gesendet wurde. Ziel war vermutlich, die von den Meldungen der ausländischen Presse verunsicherten Auslandsdeutschen zu beruhigen und von der reinen »Erziehungsfunktion« der KZs zu überzeugen. So hatten auch die schon erwähnten propagandistischen Zeitungs-

berichte und Filmaufnahmen auf die Bevölkerung innerhalb des Reiches wirken sollen. Welche Wirkung die Reportage auf die damaligen Hörer gehabt hat, läßt sich nicht feststellen. Für den heutigen Hörer bzw. Leser ist sie hingegen ein beeindruckendes, wenn auch makabres Dokument über das nationalsozialistische KZ-System. ¹⁵

Muriel Favre, Frankfurt am Main / Paris

Dokument

(Sprecher) ¹⁶ »Hier ist der Deutschlandsender, hier sind alle deutschen Sender und der Deutsche Kurzwellensender! Rundfunkhörerinnen und Rundfunkhörer Deutschlands und jenseits der Grenzen!

Das junge nationalsozialistische Deutschland wehrt sich gegen Lügen- und Greuelmeldungen, die ein Teil der Auslandspresse verbreitet hat. Wahrhaftigkeit ist die Wegrichtung für ehrsam arbeitende Menschen. Lüge und Betrug vernichten den Menschen und vernichten das Schicksal eines Volkes, wenn es ein Scheindasein in Lug und Trug führt. Das nationalsozialistische Deutschland baut den Staat, erzieht das Volk in unbegrenzter Wahrheitsliebe. Die Gegner dieses Deutschlands aber lärmten mit Lüge und schamlosen Greuelmeldungen. Man verbreitet Berichte, die jeglicher Wahrheit entbehren. So hat Ende Juli dieses Jahres die »Freie Presse« in Amsterdam eine Lügenmeldung gebracht, nach der der Reichstagsabgeordnete Alfred Faust der SPD in dem Konzentrationslager in Bremen zu Tode geprügelt worden sei. Daraufhin hat der Reichstagsabgeordnete Alfred Faust aus dem Konzentrationslager Bremen einen Brief an die Presse in Amsterdam gerichtet, worin er frei erklärt, daß er lebt, daß er in jeder Weise frei und unbehelligt - soweit es im Konzentrationslager möglich ist - umhergeht, in keiner Weise jemals schlecht behandelt worden sei. Eine Lüge jagte die andere Lüge. So bringen wir heute einen wahrheitsgemäßen Ausschnitt aus dem Konzentrationslager Groß-Berlins. Wir sind mit dem Mikrophon nach Oranienburg hinausgewandert und wollen nun versuchen, Ihnen und der Welt die Wahrheit, ein Spiegelbild des Lebens, aller Vorgänge im dortigen Konzentrationslager der in Schutzhaft genommenen, verirrten, verhetzten und schuldig gewordenen Volksgegnossen zu Gehör zu bringen. In diesem Konzentrationslager in Oranienburg befinden sich prominente Führer der SPD und KPD-Funktionäre, befinden sich Menschen, die sich schuldig gemacht haben durch Raub am deutschen Volksvermögen, die sich vergangen haben gegen Sitte und Moral, Staat und Volk, gegen die Weltanschauung des deutschen Menschen.

(Reporter) Wir befinden uns in der Essenausgabe. Die Häftlinge stehen auf dem Hof, in Reihen geordnet, und warten, daß einer mit dem anderen eintreten darf. Wir haben hier einen großen Kessel, in dem Kessel ... viele, viele Liter Essen. Gerade rüber ist ein Tisch, mit großen Broten, davor ein großer Topf mit Marmelade, die Brote werden mit Marmelade beschmiert und nach der Größe zu urteilen kann jeder

schon allein an dem Brot satt werden. Der Lagerkommandant steht neben mir und wir wollen ihn nun bitten, einen Häftling heranzuholen, damit er Ihnen, Hörerinnen und Hörer der Welt, erklären kann, wie er hier verpflegt wird. Können wir mal einen der Häftlinge haben?

(Schäfer) Ja, ja da gehen wir doch mal rüber

(Rep.) Ja, wo sie das Essen in Empfang nehmen. Was gibt es? So, wollen wir mal gleich hören, wie der Mann das denn empfängt. Er steht in militärischer Haltung, diszipliniert, vor dem Kommandanten, nimmt jetzt sein Essen in Empfang. Kommen Sie mal her! Wie heißen Sie?

(Häftling 1) Schulte.

(Rep.) Sind Sie Kommunist gewesen?

Jawohl.

Hier (...) was haben Sie jetzt für eine Essenssuppe hier?

Erbsensuppe.

Erbsensuppe.

Jawohl.

Ist es ohne oder mit Einlage?

Mit Speck.

Mit Speck. Werden Sie davon satt?

Jawohl.

Was haben Sie gestern gegessen?

Graupen.

Graupen. Sie schmecken wohl nicht?

Jawohl, sie haben ganz gut geschmeckt gestern.

Nicht wahr...

Jawohl...

Nein, wie meinen Sie wohl, was wir Nationalsozialisten zu essen gekriegt hätten, wenn Ihr Kommunisten am Ruder gewesen wärt? Ich glaube, Ihr hättet uns hier nicht so anständig behandelt wie Ihr hier behandelt werdet ... Wir wollen versuchen, mit dem Mikrophon in das Verwaltungsgebäude zu gehen, und auf dem Wege dahin den Speisesaal zu besichtigen ... Die Räume befinden sich in einer Brauerei, die ausgeräumt wurde und für das Lager jetzt eingerichtet steht.

(Schäfer) Darf ich Ihnen vielleicht bei der Gelegenheit sagen, daß diese Brauerei sieben Jahre leer stand, als wir sie übernahmen. Wir kommen jetzt ... in den Eßsaal, wo 300 Mann zur gleicher Zeit verpflegt werden können. Sie sehen, der Eßsaal ist sehr sauber hergerichtet. Ich möchte das bitte von Ihnen noch mal bestätigt finden.

(Rep.) Sie haben ganz recht (...) Wir können, soweit unser Auge schweift, nichts entdecken als Ordnung und Sauberkeit. Tische und Bänke bieten bequem Platz und ich glaube, es ist wohl keiner hier unzufrieden, dem diese Erbsensuppe nicht schmecken sollte, mit Speckbeilage.

(Schäfer) Wir können vielleicht bei dieser Gelegenheit gleich mal die Schlafräume besichtigen. Herr Geböse, wir werden uns zu diesem Zweck nochmal über den Hof bemühen, um in den Raum zu kommen, wo die Häftlinge alle kompanieweise untergebracht sind. Ich werde dort die nötigen Erklärungen noch abgeben (...)

Wir haben auffallend viel junge Leute hier. Sind das nun alles Soldaten der KPD gewesen? (...)

Zum größten Teil wohl. Wir haben jetzt gerade in letzter Zeit sehr viel junge Kommunisten aus Berlin

bekommen, die es immer noch für notwendig hielten, auf Geheiß ihrer Führer aus dem Dunkel heraus Strafpropaganda zu betreiben, indem sie die illegale »Rote Fahne« vertrieben usw. Wir gehen gerade über den Hof. Ich möchte Ihnen auch dabei sagen, als wir das Lager seinerzeit vor ungefähr 18 Wochen aufbauten, dieser Hof einen sehr trüben Eindruck machte. Er war von Gras überwuchert und Sie werden sich davon überzeugen können, daß heute alles in bester Ordnung sich befindet.

Und das alles haben Sie jetzt hier aus Räumen der Brauerei hergerichtet?

Alles aus Räumen der Brauerei hergerichtet.

Hat das nicht viel Geld gekostet?

Wir haben seinerzeit keinen roten Pfennig zur Verfügung gehabt, um dieses Lager aufzuziehen, sind aber mit dem nötigen nationalsozialistischen Elan an die Arbeit herangegangen und das, was Sie heute sehen, ist nicht etwa durch irgendwelche Regierungshilfe aufgebaut worden, sondern ist mit unserer eigenen Energie in absoluter Sparsamkeit hergerichtet worden.

Das ist erstaunlich! Wir befinden uns hier z. B. in einem gewölbten, großen Raum. Längs sehen wir bretterverschlagartige Bettzellen und man muß sagen, aus der Primitivität der Herstellung kann man auch die Bequemlichkeit der Leute feststellen. Wo befindet sich denn nun hier z. B., wurde mir gesagt, wir befinden uns hier in den Räumen, wo der sonst so allbekannte Rundfunkgewaltige Braun wohnt. Wo befindet sich denn hier die Wohnung von Braun?

Da müssen wir in eine andere Kompanie gehen, Braun befindet sich in der 7. Kompanie. Wir werden diesen Raum auch nochmal besichtigen, dort haben wir noch verschiedene jener Systemgrößen der verflorenen 14 Jahre untergebracht. Ich darf bei dieser Gelegenheit Ihnen vielleicht ganz schnell erklären, wie ein solche Kompanie aufgebaut ist. Eine Interniertenkompanie besteht aus zwei Zügen, die Leute sind hier in Zellen neben ...

(Hintergrund) Dritte Kompanie Saal vier bestehen und belegt mit 117 Mann.

So, Sie haben hier also immer einen sogenannten Vorgesetzten der Häftlinge, der selbst Häftling ist?

Jawohl.

Und er meldet, wenn hier ein Besucher kommt, die Stärke und Belegschaft des Saales?

Jawohl. Da sind angebracht der Name des betreffenden Inhaftierten, die Nummer, unter der er hier verbucht ist oben in der Aufnahmeabteilung, an seinem Bett auch wieder numeriert, das Eßgeschirr, der Trinkbecher, alles in vorbildlicher militärischer Ordnung.

Und von hier aus müssen nun die Häftlinge morgens in den Waschraum, den wir soeben gesehen haben.

Jawohl.

Duschen sind vorhanden, um diesen Häftlingen die Möglichkeit der vollkommenen Körperreinigung zu geben. Danach müssen sie dann zum Kaffeeempfang ...

Oder eher zur Frühgymnastik.

Zur Frühgymnastik.

Zur Frühgymnastik, dann Kaffeeempfang, dann kommt die Einteilung für die Arbeitskommandos. Ei-

nen großen Teil der Leute verwenden wir selber im Lager, wir haben unsere eigene Schneider- und Handwerkstube, in der Schuster untergebracht sind, Sattler untergebracht sind usw.

Wir erzählten vorhin, der Vorgang der Einlieferung hat auch seine Ordnung. Könnten Sie unseren Hörern vielleicht in dieser Weise etwas bekannt geben?

Das werde ich gerne tun. Wir werden uns zu diesem Zweck in das Verwaltungsgebäude begeben und ich werde Ihnen dann von Anfang an zeigen, wie der Häftling hier im Lager aufgenommen wird.

Die Disziplin unter dieser zusammengeführten Masse, zusammengefügt aus allen Teilen Deutschlands, der Arbeiter, der Geistesarbeiter vorhin, dann vor uns, jemand, als wir fragten, wer grüßt dort, hieß es ein Amtsgerichtsrat der SPD, der sich gegen Volk und Staat vergangen hatte. Der Arbeiter, der kleine Mann, der große Mann bekleidet hier nichts als die Gemeinschaft der Schutzhaft.

Ich habe hier eine Karteikarte gefunden und darf Ihnen vielleicht mal kurz erklären, was es für eine Bewandnis mit dieser Karte hat. Wir sehen hier links oben die Photographie des betreffenden Inhaftierten, auf der Brust die Nummer 1272, recht genaue Angaben über seine Person, der wird bei uns gewogen bei der Einlieferung, um den Gerüchten entgegenzutreten zu können, die da immer behaupten, daß in den Konzentrationslagern die Leute verhungern würden. Wir haben bei dieser Gelegenheit auch dafür Sorge getragen, immer wieder nachweisen zu können, wie der Mann hier im Lager gepflegt worden ist. Also Gewichtabnahme bei der Einlieferung, bei der Entlassung. Die Strafen sind ebenfalls untergeteilt und zwar in kriminelle und politische Strafen. Die bisherige Parteizugehörigkeit ist festgehalten, sie erleichtert uns die Vernehmungsarbeit hier innerhalb des Lagers. Ich darf bei dieser Gelegenheit auch wieder feststellen, daß mindestens 52 Prozent der hier Inhaftierten kriminell vorbestraft sind, also Einbrecher, Diebe, Leute, die irgendwie mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten sind, und das nicht einmal, sondern wir haben hier Leute, die 17, zum Teil sogar 20 mal vorbestraft sind. In einer anderen Abteilung, der daktyloskopischen Abteilung, die wir selber hier aufgezogen haben, werden Fingerabdrücke gemacht und zur gleichen Zeit auch die Photographien der Inhaftierten hergestellt. Ich darf Ihnen sagen, daß wir in den vorigen Wochen annähernd tausend Fingerabdrücke nach Berlin an den Erkennungsdienst abgeliefert haben.

Haben Sie heute einen besonderen Eingang gehabt? Sind heute Kommunisten, oder verhetzte Arbeiter, irregeleitete Volksgenossen hierhergekommen?

Ja, wir hatten heute wieder neue Aufnahmen zu verzeichnen und zwar handelt es sich hier um Kommunisten aus Berlin. Ich darf Ihnen vielleicht bei dieser Gelegenheit mal einen dieser Leute vors Mikrophon rufen und (...)

(...) Ich bitte darum. Wir haben ja die Pflicht und die Aufgabe, unseren Hörerinnen und Hörern und der ganzen Welt zu beweisen, daß die Nationalsozialisten nichts verheimlichen und nichts vertuschen und beschönigen.

(Schäfer) Kommen Sie mal her. Sie wurden heute hier eingeliefert?

(Häftling 2) Jawohl.

(Schäfer) Sie gehören der KPD an?

Jawohl.

Wie ist Ihr Name?

Lützow.

Lützow. Sie sind doch dabei getroffen worden, wie Sie illegales Material vertrieben haben?

Ja.

So. Also es ist Ihnen ja auch ganz klar, daß eine derartige Tätigkeit nicht nur böses Blut bringen muß, draußen, sondern daß Sie dafür exemplarisch bestraft werden müssen.

Ja.

Auch bei dieser Gelegenheit darf ich Ihnen vielleicht, Herr Geböse, wenn ich Sie hier durch mein Konzentrationslager führe, (...) darf ich Sie vielleicht bitten, den Arbeiter, der hier eingeliefert worden ist, zu fragen, wie die Behandlung hier im Lager ist. Er ist nur kurze Zeit hier, aber trotzdem dürfte er auch schon ein Bild Ihnen entwerfen können.

(Rep.) Ja, wir wollen voraus sagen, daß wir hier im Raume, in dem wir stehen, eine Menge Menschen um uns haben, die nicht in das Konzentrationslager gehören, die in einer halben Stunde wieder nach Berlin zurückkehren, darunter auch solche, die nicht Nationalsozialisten, eingeschriebene Mitglieder der Partei sind. Ich muß dies erwähnen, damit keine Schmutzfinken irgendeiner Auslandspresse daher kommen und behaupten, daß man nun im Rundfunk gestellte Aussagen usw., konstruierte Begriffe gibt. Der vor mir stehende, verhetzte Volksgenosse, dieser Kommunist, kennt mich nicht, ich kenne ihn nicht, und er ist auch in keiner Weise vorher instruiert worden, sondern eben herbeigerufen worden. Daher wollen wir ihn jetzt fragen, wie er sich hier fühlt, ob er mit dem Essen zufrieden ist. Ich will ihm von vornherein gleich klar machen: Sie brauchen sich hier nicht beengt zu fühlen, Sie bekommen keine Strafe, wenn Sie auch so sagen, daß Sie unzufrieden sind, Sie haben nichts weiter als jetzt die Wahrheit zu sagen.

(Häftling 2) Jawohl.

(Rep.) Erzählen Sie, wie Ihnen das Essen bekommt.

Das Essen ist gut und reichlich hier.

Sind Sie irgendwie hier mißhandelt worden? (...) Ist Ihnen sonst irgendwie hier etwas zugestoßen?

Mir ist hier nichts zugestoßen. (...)

Sie sind hier richtig behandelt worden?!

(...)

So, nun erzählen Sie Ihren Genossen in Moskau und in Holland und allen jüdischen Verhetzern, die dieser letzten Endes, was Sie noch denken von der KPD, respektive, ob Sie heute noch die Überzeugung haben, wenn Sie wieder entlassen werden, illegale Schriften zu verteilen?

Ich habe ehrlich den Eindruck, daß ich, wenn ich hier wieder freikommen werde, keine (...) Material gegen die (...) bestehende Regierung, gegen den Nationalsozialismus nicht mehr verteilen werde und es ist zu empfehlen allen Volksgenossen, daß sie diese Propaganda, die bisher getrieben worden ist, nicht mehr mit der Wahrheit betrachten. Denn ich habe den Eindruck hier, daß die Menschen hier als Menschen behandelt werden. Und nicht irgendwie (...) für etwas bestraft worden ist.

(Rep.) Und nun, Kommandant, wie ist es jetzt hier mit den Beschäftigten, die hier herumsitzen ? Sind hier auch Häftlinge bei in der Poststelle ?

(Schäfer) Wir haben auch hier wieder Häftlinge bei.

(Rep.) Warum sitzen die nur hier und arbeiten sie nicht unten ?

Es handelt sich hier um ältere Häftlinge, denen wir die Arbeit, wie wir sie unten im Lager haben, nicht mehr so ohne weiteres zumuten wollten. Es sind hier zum Teil Leute (...) Kaufleute, die in ihrem ganzen Leben nichts anderes getan haben, als wie den Federhalter geführt. Wir haben auf ihr Alter weitgehend Rücksicht genommen, sie sind zum Teil krank. Ich möchte Sie jetzt bitten, mit mir in die Verwaltungsstelle zu kommen. Das dürfte für Sie auch ganz interessant sein, mal zu sehen, wie hier im Lager gewirtschaftet wird.

Auf dem Wege dahin interessiert mich noch eine andere Frage: Einer der Kameraden sagte, daß die Häftlinge nach der Tagesarbeit sogar eine eigene Musikkapelle eingerichtet haben. Wäre es möglich, daß wir im Laufe der Zeit noch Proben dieser Musikkapelle erhalten können?

Ja, das werde ich versuchen. Ich kann Ihnen das versprechen, aber nicht 100-prozentig eben, da ich nicht weiß, ob die sogenannten ausübenden Künstler sich alle im Lager befinden. Ich erzählte Ihnen ja vorhin schon, daß ein großer Teil der Leute mit zusätzlichen Arbeiten draußen beschäftigt ist. Es besteht also die Möglichkeit, daß einige dieser Leute sich auch draußen befinden, die sonst hier ihre alte berühmte kommunistische Klampfe spielen. Wir gehen auf dem Wege dorthin, wo ich auch noch eine Vernehmung machen muß, zur Sanitätsstelle, um zu zeigen, daß auch in sanitärer sowie in hygienischer Hinsicht alles geschehen ist, um einen Eindruck zu vermeiden, wie man im allgemeinen in der Greuelpropaganda der Marxisten immer wieder antrifft.

Wir befinden uns hier in einem hellgestrichenen, von Sonne durchfluteten Raum, alles sauber, weiß, die Möbel weiß lackiert, vor uns ein großer Sanitätschrank mit Medikamenten - Ein Arzt?

(Schäfer) Ja!

(Arzt) Ja, ich bin hier stationiert.

(Schäfer) Guten Tag !

(Rep.) Wir sehen Betten für das Revier, für die Revierkranken, für die leichten Fälle und man kann wohl mit ehrlicher Überzeugung sagen, daß wir, die wir ehemals als Soldaten unser ein oder zwei Jahre abdienten, es bei weitem nicht besser hatten als die Schutzhäftlinge hier in dem Internierungslager. Bei dieser Gelegenheit gibt mir hier der Kamerad einen Brief, der in der Postvertriebszelle eingegangen ist. Ich glaube, wir können uns diesen Brief hier nicht vorenthalten, den verhetzten Volksgenossen in unserem Vaterlande zur Kenntnis zu geben. Sie wissen ja alle, daß hier in diesem Prominentenlager auch jener Volksverhetzer und Volksverführer, der SPD-Mann Künstler, und die Groß-Berliner kennen ihn ja, aus seiner Wirksamkeit während der Systemzeit. Damals verteilte, wie uns erinnerlich ist, die SPD in Berlin Propagandaseife. Man schickte und schenkte Seife mit dem Text: »Du wurdest gepeinigt, Du wurdest gequält, Du hast jüngst die falsche Partei gewählt. Drum

sei jetzt vernünftig und wähle im Mai allein nur die SPD-Partei.«¹⁷ Nun meine lieben Hörerinnen und Hörer, da kam unter dem Datum vom 10. August 33 aus Berlin folgender Brief, dessen Original ich in der Hand halte:

»An Herrn Künstler.

Herr Künstler !

Beiliegendes Stück Seife verehere ich Ihnen, dasselbe stammt noch aus Ihrer Glanzzeit - Sie werden sich noch erinnern -, wo Sie mit derartigen Mittelchen uns Arbeiter eingeseift, wo sie uns verraten und verkauft haben. Sie und Ihre Kumpanei, die Sie schuldig sind an dem Elend, in das wir deutschen Arbeiter geraten sind, heute ist Ihnen Gelegenheit gegeben, über Ihren schändlichen Arbeiterverrat nachzudenken. Wir Arbeiter kennen keinen Haß und kein Rachegefühl, aber eine besondere Freude wird es Ihnen sein, zu wissen, daß dieses Stück Künstler-Seife, mit der wir Arbeiter eingeseift wurden, heute seinen wirklichen Zweck erfüllen wird, indem Sie, Herr Künstler, und Ihre Kumpane, Heilmann und Ebert, sich Ihre vom Arbeiterverrat dreckigen Hände waschen werden.

Mit der Ihnen gebührenden Mißachtung zeichne ich Wilhelm Meyer, Berlin, Im (...)«

Herr Kommandant, ich glaube, wir dürfen die Bitte aussprechen, den Originalbrief und die Seife Herrn Künstler auszuhändigen. Falls Sie keine Bedenken dagegen haben.

Selbstverständlich. Die nehme ich gerne zurück. Und sollten irgendwelche Zweifel wegen der Echtheit dieses Briefes bestehen, dann bin ich gerne bereit, diesen Brief abphotographieren zu lassen sowie die beiliegende Seife.

Ich glaube, unsere Einsichtsnahme in das Original dürfte genügen. Welcher Punkt geht Ihnen jetzt in Erfüllung von den vielen?

Ich möchte Sie vielleicht auch noch einmal durch die Bereitschaftsräume der SA führen (...)

Wir durchstreifen hier den geräumigen Hof und können immer nur feststellen, daß alles, was sich hier abspielt, das (...) der sogenannten Disziplin und Ordnung, oder wie die Liberalisten immer so gut betonen, der Menschlichkeit erfüllt wird (...) Die SA, wie stark ist das Wachkommando ?

Das Wachkommando besteht aus 125 SA-Männern.

Es ist erstaunlich, wie wenig die Bewachung in Erscheinung tritt. All das ist noch sicher dem Moment zuzuschreiben, daß diese hier in Haft befindlichen Volksgenossen letzten Endes genau wissen, daß sie keine Ursache haben, auszurücken oder sich vor irgendeiner Gewalttat usw. zu schützen.

Was Sie sagten, trifft hier folgendermaßen zu. Mit was für Leuten wir zum Teil hier zu tun haben, darf ich Ihnen vielleicht auf dem Wege zu den Bereitschaftsräumen gleich beweisen. Ich werde Ihnen jetzt ganz kurz einmal einen Mann an das Mikrophon rufen, der Ihnen erzählen wird, ohne daß ich ihn vorher gesprochen habe, wie er seinerzeit - es ist jetzt vielleicht ein Jahr her - einen kleinen Berliner Hitlerjungen im Alter von 16 Jahren mit irgendeinem Spießgesellen nachts aus dem Zelt, in dem er schlief, herausgeholt hat, um diesen Hitlerjungen totzuschlagen. Diese schändliche Tat konnte seinerzeit nicht gänzlich durchgeführt werden - der Hitlerjunge ist aller-

dings derart schwer verletzt worden, daß er auch heute noch (...). Ich werde Ihnen jetzt kurz den Mann vors Mikrophon rufen und bitte Sie, ihn danach zu fragen. Er soll das so erzählen, wie es sich seinerzeit zugetragen hat, denn er ist heute davon überzeugt, daß er eben hundsgemein gehandelt hat. (...) Wo ist der Mann?

Wir hoffen, daß er gefunden wird, und wenn der Kommandant, Ihnen, Hörerinnen und Hörer, diesen Volksgenossen vor das Mikrophon bringt, so tun wir Nationalsozialisten das nicht aus Sensation, sondern um immer wieder in (...) zu beweisen, daß wir nichts wollen als die Gerechtigkeit. Auch Gerechtigkeit denen gegenüber, die eben als verhetzte Arbeiter in Instinkt der (...), in Haß und Blinderwut, sich gegen die Volksgenossen vergangen haben, daß diese Menschen erkennen, daß sie irregeleitet und fehlgegangen sind (...) Wie heißen Sie?

(Schäfer) Kommen Sie mal etwas näher ran!

(Häftling 3) Siegfried Hamann.

(Rep.) Hamann. Sie haben vor einem Jahr sich an Kindern vergriffen, ja? Sie sind sich dessen heute noch bewußt?

(Häftling 3) Ja.

(Rep.) Haben Sie Angst Mann, daß Sie so zittern? Es wird nichts passieren, aber wir möchten unseren deutschen Hörern und Hörerinnen gerne aus Ihrem Munde, ohne daß Sie irgendwie beeinflusst werden, kundgeben, ob Sie die Tat bereuen.

Ich bereue.

Und sagen Sie nur, wer hat Sie zu der Tat veranlaßt?

Der Schuhmacher des Bezirks (...)

Wer?

Der Schuhmacher, der hat mich dazu verführt (...)

Wer ist der Schuhmacher?

Aus (...)

Wer ist der Schuhmacher, mein Lieber?!

Der ist auch hier.

Er ist auch hier?!

Jawohl.

So! Der Verführer ist auch hier!

(Schäfer) Darf ich bei dieser Gelegenheit, der ich seinerzeit die Untersuchung leitete, folgendes sagen: Bei diesem Schuhmacher handelt es sich um einen 52jährigen Handarbeiter, der in Friedrichsthal wohnt und dem Reichsbanner angehört. Dieser Mann hat auf meine Frage, ob er verheiratet sei, mir geantwortet: Nein. Ich habe ihn seinerzeit sagen hören: (...) das Gefühl eines Vaters nicht unterdrücken könnte, der sein Kind, einen 16jährigen Jungen, fast zu Tode getrampelt, nach Hause gebracht bekommt. Dieser Mann hat eine derartige Gefühlsroheit an den Tag gelegt in der ganzen Geschichte, daß ich es vermeiden möchte, darüber zu sprechen. Sie dürfen sich sicher sein, daß ich das immer wieder aus den gefühlsobjektiven angelegten Erwägungen (...)

(Rep.) Ja, uns interessiert ja nur immer der Verhetzte und als solcher stehen sie ja vor uns. Wie stehen Sie denn nun, nachdem sie das Lager hier kennengelernt haben, zum Nationalsozialismus? Sie brauchen sich nicht zu genieren, mein Lieber, Ihnen passiert nichts, sprechen Sie ehrlich: Gefällt Ihnen der Nationalsozialismus nicht, so sagen Sie es.

(Häftling 3) (...)

(Schäfer) So!

(Häftling 3) Ja, ich habe alles durchgemacht (...)

(Schäfer) Aber wir wußten nichts von seiner Herkunft, das war das Schöne. Und als wir seinerzeit dann aufgrund langjähriger Ermittlung darauf stießen, wurde der Mann natürlich sofort ausgemerzt und wurde dem Konzentrationslager zugeführt. Ich möchte Sie bitten, vielleicht Ihnen mal den ganzen Vorgang kurz erzählen zu lassen, Herr Geböse. Ganz wie Sie wollen.

(Rep.) Schildern Sie mal, was Sie noch wissen.

(Häftling 3) Der Schuhmacher kam ins Restaurant »Zum (...)« und forderte uns auf mitzukommen nach ins Zelt und natürlich, wir, die nichts weiter dabei dachten, gingen mit. Und dann ist der Emil Dietrich rangegangen ans Zelt und hat reingefast und hat den Jungen dabei wohl in die Haare gefast. Dann kommt der Junge raus, aus dem Zelt, aber er ließ nicht nach und holte den Jungen wieder ein. Er haute ihn ins Gesicht, hielt ihn fest, dann kam der Schumacher (...) herbeigelaufen und haute den Jungen weiter. Und ließ dann von dem Jungen ab. Und hat ihm nichts mehr getan.

(Schäfer) Was geschah mit dem Jungen? Er blieb liegen! Er war ohnmächtig! Und der 52jährige Mann hielt es noch für notwendig, dem Jungen mit dem bemerkten Ton »bleib liegen und verrecke« mit dem Absatz ins Gesicht zu treten. Das war das Fazit der ganzen Geschichte. Sie können gehen.

(Rep.) Hörerinnen und Hörer, Sie haben jetzt einen kleinen Einblick bekommen in die Tiefe der menschlichen Seele, die politische Verhetzung, die Lüge und die Greueltat all derer, die jenseits der Grenze unseres Vaterlandes heute uns Nationalsozialisten bekämpfen. Wir verfolgen mit diesem Rundgang durch das Konzentrationslager nichts anderes als die nackte Wahrheit, auch wenn sie grausam und roh ist, der Welt kundzugeben. Wir sind jetzt in den Gemeinschaftsräumen der SA. Eine Ordnung, eine Sauberkeit, eine wahre Freude für den SA-Mann, der seinen schweren Dienst hier tun muß. Und wir müssen immer wieder zurückblicken in jene Zeit, wo diese SA-Kameraden bereit waren, ihr Leben einzusetzen zum Schutz von Frau und Kind, Volk und Staat, Familie, gegen die, die sie jetzt bewachen müssen. Wir, die wir jetzt hier mit dem Mikrophon durch das Lager gehen, wir können Ihnen ehrlich erklären: Es ist eine bewundernswürdige Disziplin, es ist eine bewundernswürdige Gesinnung, daß keiner dieser SA-Kameraden auch nur ein kleines Gefühl von Rache in sich trägt gegen die, die jetzt daher kommen und nicht mal mehr Mucks sagen. Sie, lieber Kommandant, die Sie uns jetzt hier geführt haben, Ihnen gebührt der Dank für die Offenheit und ihren Kameraden für die Bereitwilligkeit, uns alles zu öffnen, damit auch nicht das Kleinste verborgen bleibt.

Und Sie, liebe Hörerinnen und Hörer, wenn Sie jetzt durch diesen kleinen Hörbericht ein Bild bekommen haben, so gehen Sie daher mit uns ehrlich arbeitenden, ehrlich redenden Nationalsozialisten, und wo Sie eine Lüge treffen, und wo Sie eine Verhetzung treffen, so erzählen Sie offen das, was Sie gehört haben. Somit bauen Sie wie wir alle an dem großen nationalsozialistischen Staat Europas.«

- 1 Bedanken möchte ich mich bei meinen Kollegen des Deutschen Rundfunkarchivs Frankfurt am Main, insbesondere Walter Roller, sowie bei allen, die mich mit Anregungen unterstützt haben.
- 2 Vgl. hierzu und zum folgenden Hans Biereigel: Mit der S-Bahn in die Hölle. Wahrheiten und Lügen über das erste Nazi-KZ. Berlin 1994; sowie Günter Morsch (Hrsg.): Konzentrationslager Oranienburg. O.O. 1994.
- 3 Werner Schäfer (1904-?): Aufgewachsen in Berlin trat er 1926 in den Polizeidienst, wurde nach zwei Jahren entlassen und fand eine Stelle bei der Kreissparkasse Niederbarnim, bei der er bis Oktober 1932 arbeitete. Von 1921 bis 1925 gehörte er dem nationalen Wehrverband »Olympia« an, 1928 schloß er sich der NSDAP an, 1932 wurde er Mitglied der SA, ab 1933 führte er den Sturmbann III der SA-Standarte 208. Das Oranienburger Lager errichtete er im März 1933 und blieb dessen Kommandant bis Ende März 1934. Im April 1934 übernahm er die Strafgefangenenlager im Emsland als Kommandant und avancierte zum Oberregierungsrat und SA-Standartenführer, später zum SA-Oberführer. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Im September 1945 wurde er von der britischen Militärregierung festgenommen und in Oldenburg inhaftiert, 1945/46 im Nürnberger Prozeß als Zeuge vernommen, wurde er 1950 in Osnabrück zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, 1953 vom Vorwurf des »Verbrechens gegen die Menschlichkeit« aber freigesprochen.
- 4 Oranienburg ist nicht identisch mit dem KZ Sachsenhausen, das im Juli 1936 von der SS am Rande der Stadt Oranienburg eingerichtet wurde.
- 5 Vgl. u.a. »Oranienburger Generalanzeiger«, 28.3.1933, »Der Angriff«, 29.3.1933, »Berliner Illustrierte Zeitung«, 6.4.1933 und »Deutsche Postzeitung«, 17.8.1933.
- 6 Die im Bundesarchiv - Filmarchiv - Berlin unter dem Titel »Hitlers erste Regierungszeit« aufbewahrten Filmaufnahmen dürften diese Aufnahmen sein. Die aufeinanderfolgenden Einstellungen wurden alle inszeniert. Sie zeigen eine Gruppe von Lagerinsassen beim Ausheben einer Grube, bei der Erholung auf dem Hof, beim Musizieren, beim Appell, bei der Gymnastik, bei der Essensausgabe usw.
- 7 Vgl. u.a. »Der Gegen-Angriff«, Paris, 15.5.1933, »Das neue Tagebuch«, Paris/Amsterdam, 9.9.1933 und »The Times«, London, 19.9.1933.
- 8 Der Bericht ist abgedruckt in Biereigel (wie Anm. 2), S. 25-114.
- 9 Vgl. »The Globe«, Toronto, 5.9.1933.
- 10 Vgl. den unvollständigen Nachdruck ohne Kennzeichnung der weggelassenen Passagen in Biereigel (wie Anm. 2), S.115-203.
- 11 Der Deutsche Sender Jg. 3 (1933), H. 34, S. 3.
- 12 Vgl. Schallaufnahme der Reichs-Rundfunk GmbH von Anfang 1936 bis Anfang 1939, o.O. o.J. [Berlin 1939], S. 229.
- 13 Vgl. Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main 2955807/2.
- 14 Vgl. Schallaufnahme (wie Anm. 12).
- 15 In seinem Buch erwähnt Gerhart Seger eine Rundfunkreportage, die ein- und dieselbe sein dürfte: »Zur Roheit fügte der Lagerkommandant den blutigen Hohn, als zur »Wiederlegung« der »Greuelnachrichten« über das Lager Oranienburg eine Rundfunkreportage aus dem Lager gemacht wurde. Unter den Gefangenen waren auf Veranlassung der Lagerleitung diejenigen ausgesucht worden, die Musikinstrumente zu spielen verstanden, und man hatte die Gefangenen veranlaßt, ihre Instrumente kommen zu lassen. [...] Als nun die erwähnte Rundfunkübertragung aus dem Lager stattfand, wurde das Mikrophon durch einige Räume des Lagers getragen, wobei der Lagerkommandant einen - höflich ausgedrückt - sehr schönfärbenden Bericht gab, und am Schlusse der Übertragung mußte die Gefangenenskapelle spielen und der Chor singen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, was bei dieser Übertragung weggelassen wurde: das Stöhnen mißhandelter Gefangener, die Schilderung der Arrestzellen, kurzum, die Wahrheit über die Hölle Oranienburg. Stattdessen schloß der Lagerkommandant die Rundfunkreportage mit einem Satze, den die dabeistehenden Gefangenen wie einen Peitschenhieb ins Gesicht empfanden: »Damit ist unsere Übertragung beendet. Sie hatten einen Einblick in das singende und spielende Konzentrationslager Oranienburg.« In: Biereigel (wie Anm. 2), S. 52f.
- 16 Die Sprachfehler der Gesprächspartner wurden nicht korrigiert, die unverständlichen Wörter bzw. Sätze mit dem Zeichen (...) vermerkt.
- 17 Bei ihren Umzügen zu den Reichstagswahlen im Mai 1928 verteilte die Berliner SPD Seifenstücke. Der in diese eingeprägte oder aufgedruckte Wahlkampflogan bezieht sich auf die bis zur Wahl regierenden »Rechtsparteien« und die damalige soziale Lage.

Das Historische Archiv des Südwestfunks Baden-Baden

Geschichte

Im September 1966 erteilte der Intendant des Südwestfunks (SWF) dem Referat Historische Kommission den Auftrag, einen Historiker zu suchen, der im Rahmen eines Jahresvertrages das seit 1945 beim SWF entstandene Aktenmaterial sichten und daraus eine Dokumentation der Geschichte des Hauses erstellen sollte. Den Auftrag des SWF erhielt 1967 Wolfgang Hempel, der spätere Hauptabteilungsleiter des Bereichs

Dokumentation und Archive. Er kam zum SWF und mußte feststellen, daß es zwar Produktionsarchive beim Hörfunk und beim Fernsehen gab, aber keine archivierte schriftliche Überlieferung des Hauses, die die Voraussetzung für die Erfüllung des Auftrages gewesen wäre. Hempel konsultierte deshalb als erstes Wirtschafts- und Staatsarchive, wo er sich bei Kollegen über den Aufbau von Aktenarchiven informierte.

Zunächst war es das Wichtigste, eine Vorstellung von der genauen Aktenmenge zu bekommen. Alle Bereiche wurden durch Anweisung des Intendanten aufgefordert, eine genaue Zählung ihrer Akten durchzuführen. Sie ergab im Februar 1967 einen Aktenbestand von ca. 48 000 Stehordnern. Darauf aufbauend konnten eine Analyse der Akten-Situation durchgeführt sowie ein Plan für die Neuordnung des Registraturwesens, die Aufarbeitung der vorhandenen Aktenbestände und eine historische Erschließung entworfen werden. Auf Grundlage dieser Lösungsvorschläge ging man Ende der 60er Jahre und Anfang der 70er Jahre systematisch an den Aufbau eines Aktenarchivs, bestehend aus Zentralem Aktenmagazin und Historischem Archiv. Es wurde ein provisorisches Aktenmagazin für die Aufnahme von ca. 20 000 Ordnern eingerichtet und ein System der Aktenabgabe eingeführt, nach dem noch heute verfahren wird. Es gewährleistet, daß jeder Aktenordner, bevor er ins Archiv gelangt, eine eindeutige Archivsignatur erhält und für jeden Aktenordner eine Aktenübergabekarte mit den wichtigsten Angaben zu Herkunft und Inhalt der Akte ausgefüllt wird.

Personell war das spätere Historische Archiv zu dieser Zeit aus einer zeitlich befristeten Stelle sowie einigen Projektkräften. Organisatorisch war es dem Organisationsreferat angegliedert und unterstand damit unmittelbar dem Intendanten, was für die Entwicklung des Bereichs Dokumentation und Archive sehr vorteilhaft war. Anfang der 70er Jahre wurden das Historische Archiv und das Zentrale Aktenmagazin mit dem Historischen Bildarchiv und der Historisch-Technischen Sammlung im Referat Rundfunkgeschichte, einem Teil des Fachbereichs Dokumentation und Archive, zusammengefaßt. 1989 übernahm die kommissarische Leitung der Leiter des Referats Mediendokumentation in der Hauptabteilung Dokumentation und Archive. Im April 1996 fand eine Umstrukturierung statt: das Historische Archiv wurde gemeinsam mit der Mediendokumentation der Abteilung Unternehmensplanung/Medienforschung in der Hauptabteilung Intendanz des SWF unterstellt.

Im Rahmen der Fusion von SWF und SDR zum Südwestrundfunk (SWR) ändert sich die organisatorische Zuordnung noch einmal. Künftig

werden die Historischen Archive von SDR und SWF mit den drei Standorten Baden-Baden, Mainz und Stuttgart zu einem Bereich zusammengefaßt und gehören zur Hauptabteilung Dokumentation und Archive des neuen Senders.

Aufgaben

Das Historische Archiv besteht aus zwei Bereichen, dem Historischen Archiv und dem Zentralen Aktenmagazin. Nach der Fusion von SDR und SWF soll auch das Historische Bildarchiv entsprechend der Organisation beim SDR wieder zum Historischen Archiv gehören, weshalb auch seine Aufgaben an dieser Stelle beschrieben werden.

Grundlage für die Arbeit des Historischen Archivs des SWF ist die Dienstanweisung des Intendanten vom 4. Mai 1998 über die Übergabe, Aufbewahrung, Benutzung und Vernichtung von Schriftgut. Seine Aufgaben setzen sich folgendermaßen zusammen:

- Übernahme von Akten aus den Abteilungen und Redaktionen, einschließlich der Intendanz, des Justitiariats und der Direktionen in das Zentrale Aktenmagazin sowie Aufbewahrung, Verwaltung und Ausleihe dieser Akten als Verwaltungsarchiv mit Dienstleistungsfunktionen für das Haus.
- Betreuung und Unterstützung der Abteilungen bei der Aktenführung, z.B. durch Erstellen von Aktenplänen.
- Archivische Bewertung und Aussonderung der nicht mehr benötigten Unterlagen gemäß der in der Dienstanweisung geregelten Aufbewahrungsfristen.
- Erschließung und sachgerechte Lagerung des archivwürdigen Schriftgutes.
- Erstellen von Findhilfsmitteln.
- Betreuung und Beratung von Benutzern.
- Erledigung schriftlicher Recherchen.
- Mitarbeit an der Durchführung und Vorbereitung von Ausstellungen und Publikationen.
- Sammeln von SWF-eigenen Publikationen und Druckschriften.
- Sammeln von Plakaten, Aufklebern und Postkarten.
- Sammeln von Realien und Sachgegenständen zur Geschichte des SWF.

Zur Ergänzung der Aktenbestände zur Geschichte des Hauses sammelt das Historische Archiv in geringem Umfang Pressemeldungen und Informationen aus anderen Bereichen. Die Verantwortung für die Pressedokumentation zur Geschichte des Hauses und die Sammlung von Informationen zu Personen, Daten und Ereignissen mit Bezug zum SWF liegt jedoch im großen und ganzen bei der Mediendokumentation.

Das Historische Bildarchiv sammelt und dokumentiert alle verfügbaren Bilddokumente über den SWF und seine Arbeit und archiviert neben SWF-eigenem Bildmaterial auch private Fotosammlungen über den SWF unter Wahrung des persönlichen Copyrights. Es bedient damit hausintern die Pressestelle, die die Programmzeitschriften mit Fotomaterial versorgt.

Bestände

Die Bestände des Historischen Archivs beinhalten die schriftliche Aktenüberlieferung des SWF von 1945 - 1998 und Sammlungen verschiedener Quellen.

Aktenbestand SWF

- Akten der Intendanten: Friedrich Bischoff (1946 - 1963), Helmut Hammerschmidt (1963 - 1975), Willibald Hilf (1975 - 1992), Peter Voß (1992 - 1998)
- Akten der Direktionsebene (1946 - 1998): Fernsehdirektion, Hörfunkdirektion, Technische Direktion, Justitiariat, Verwaltungsdirektion
- Gremien des SWF (1949 - 1998): Protokolle und Sitzungsunterlagen des Rundfunk- und Verwaltungsrates und deren Ausschüsse
- Hörfunk- und Fernsehredaktionen (1945 - 1998): Programmunterlagen wie Sendelaufpläne, Manuskripte, Drehbücher und Sendenachweise z.B.: Manuskripte Fernsehspiel (1953 - 1998); Manuskripte Kulturelles Wort (1946 - 1965); Korrespondenz- und Sachakten z.B. aus den Bereichen: Kulturelles Wort/Hörfunk (1948 - 1970) (Autorenkorrespondenz aus den 50er und 60er Jahre u.a. mit Heinrich Böll, Ingeborg Bachmann, Siegfried Lenz, Carl Zuckmayer und vielen anderen bedeutenden Schriftstellern oder Personen des öffentlichen Lebens; Hörspiel (1945 - 1970); Jugendfunk (1950 - 1970; Musik (1946 - 1970 (Korrespondenz zwischen Hans Rosbaud und Musikern)
- Sach- und Programmakten aus anderen Abteilungen und Bereichen, die relevant für die Entwicklung und Programmgeschichte des SWF sind.

Sammlungsbestände

- hausinterne Publikationen und Druckschriften (ca. 1 800): Geschäftsberichte, Haushaltspläne, Programmhefte, Informationsbroschüren, Rechtsgrundlagen, Dokumentationen usw.)
- etwa 3 000 Plakate
- Aufkleber
- Realien und Sachgegenstände z.B. Postkarten, Stempel, Auszeichnungen, Requisiten, Briefpapier usw.

Historisches Bildarchiv

- ca. 500 000 Fotos
- ca. 150 000 Dias
- ca. 220 000 Negative.

Durch die Fusion und damit verbundene Neugründung des SWR wird die historische Schriftgutüberlieferung des ehemaligen SWF künftig aus abgeschlossenen Archivbeständen bestehen, die voraussichtlich im Laufe des Jahres 1999 vollständig an das Historische Archiv abgegeben werden.

Nach Sichtung, Bewertung und Vernichtung von allen nicht archivwürdigen Akten, deren Aufbewahrungsfristen abgelaufen sind, können dann komplette Aktenbestände einzelner Abteilungen im Historischen Archiv für den SWF archiviert und verzeichnet werden. Es ist geplant, diese Bestände in einem eigenen klimatisierten Magazinraum, der ca. 12 000 Aktenordner faßt, unterzubringen. Das Zentrale Aktenmagazin wird dann ausschließlich als Zwischenarchiv für die Verwaltung der Akten von Redaktionen und Abteilungen des SWR mit Sitz in Baden-Baden zuständig sein, während das Historische Archiv die Historischen Bestände des SWF betreut. Zur Zeit umfaßt der gesamte Aktenbestand ca. 50 000 Aktenordner, der größte Teil davon sind programmbezogene Unterlagen (rund 30 000), 10 000 Akten kommen aus Justitiariat und Intendanz, der Rest aus der Verwaltung und Technik.

Der Neuzuwachs betrug in den letzten Jahren pro Jahr ca. 3 500 Aktenordner.

Alle Akten sind bei ihrer Übergabe an das Archiv bereits mit einer eindeutigen Registraturnummer gekennzeichnet und durch eine Karteikarte verzeichnet. Diese Aktenübergabekarte ist dreifach vorhanden und dient dem Historischen Archiv, dem Zentralen Aktenmagazin und der abgebenden Abteilung als Findhilfsmittel. Seit 1991 arbeitet das Historische Archiv mit dem Dokumentenerfassungssystem DOMESTIC. Dort sind u.a. Nachweise des kompletten Bestandes aller Fernsehspielmanuskripte seit 1953 gespeichert. Mit der Erfassung von Hörfunkmanuskripten wurde vor drei Jahren begonnen, bisher kann der Zeitraum von 1946 bis 1953 in DOMESTIC recherchiert werden. Ebenso liegen alle Publikationen und die neueren Plakate elektronisch gespeichert vor. Die Akten und älteren Sammlungsbestände sind klassisch mit Karteikarten verzeichnet und nutzbar gemacht. Die Realienammlung befindet sich noch im Aufbau. Es ist geplant, sie ebenfalls mit EDV zu verwalten.

Im Historischen Bildarchiv werden alle Bilddokumente in einer alphabetischen Kartei archiviert. Diese Kartei gliedert sich in Sendetitel-,

Schlagwort- und Personenkartei. Alle Sendetitel, zu denen Bildmaterial vorhanden ist und soweit es sich um SWF-Produktionen handelt, sind außerdem in der Fernsehdatenbank FESAD gespeichert, wo sie mit Kennzeichnung FOTEX von den übrigen Beständen abgetrennt sind. Für etwa 11 000 SWF-Fernsehproduktionen ist Fotomaterial im Historischen Bildarchiv nachgewiesen. Ein Teil der Personenkartei sowie alle Produktionen, die nicht ausschließlich vom SWF hergestellt wurden, sind in DOMESTIC archiviert (ca. 5 600 Datensätze).

Benutzung

Die Benutzung des Historischen Archiv erfolgt ebenfalls auf der Grundlage der Dienstanweisung des Intendanten vom 4. Mai 1998. Darin ist festgelegt, daß die aktenabgebende Stelle im Haus jederzeit ihre Akten benutzen und ausleihen darf. Externen Benutzern wird die Benutzung und Einsichtnahme in die Akten auf Grundlage eines vom Historischen Archiv genehmigten Benutzerantrages gestattet. Außerdem ist jeder Benutzer zur Beachtung einer von ihm unterschriebenen Benutzererklärung und der Benutzerordnung verpflichtet.

In der Benutzererklärung heißt es u.a.:

»3. Ich versichere, daß ich bei jeder Art der Auswertung von Archivmaterial des SWF Urheber- und Persönlichkeitsrechte beachten werde. (...) 4. Ich verpflichte mich, das Manuskript meiner Arbeit vor Weitergabe an Dritte dem Beauftragten des SWF zur Kenntnis zu geben und etwaige Streichungswünsche, soweit sie mit Archivmaterialien des SWF in Zusammenhang stehen, zuzustimmen. (...) 6. Nach Veröffentlichung des Werkes werde ich dem SWF unaufgefordert und kostenlos ein Belegexemplar zur Verfügung stellen.«

Entsprechend der Benutzungsordnung muß darüber hinaus folgendes beachtet werden:

»- Die Archive des SWF dienen der Erfüllung der gesetzlichen Aufgaben der Anstalt. Sie können von Dritten, die ein wissenschaftliches oder sonstiges Interesse darlegen, nach Maßgabe dieser Benutzungsordnung benutzt werden, soweit dies ohne Beeinträchtigung der dienstlichen Archivbenutzung möglich ist.

- Die Benutzer sind zur größtmöglichen Schonung der Archivmaterialien und zur sorgsamten Erhaltung deren Ordnungszustandes verpflichtet. Entnahmen aus den Archiven sowie Änderungen jeglicher Art an Zustand und Ordnung der Archivmaterialien sind nicht zulässig.«

Auch wenn sich diese Regelungen eher streng anhören, so sind externe Benutzer, die an einer Magisterarbeit oder Dissertation arbeiten, jederzeit willkommen und werden nach Kräften unterstützt und betreut.

Besonderes Interesse fanden in den letzten Jahren die Korrespondenzen der Abteilungen Kulturelles Wort und Hörspiel mit Autoren in den 40er, 50er und 60er Jahren bei den Benutzern sowie die Unterlagen des ersten Intendanten Friedrich Bischoff. Nur selten wird dagegen, obwohl es in den Archiven viel Material dazu gibt, nach Themen zur technischen Entwicklung von Hörfunk und Fernsehen gefragt.

Das Historische Archiv des SWF recherchiert auch für Ausstellungen und stellt Material zur Verfügung, so für die Ausstellung zur Geschichte des Fernsehens in Oberhausen »Traum vom Sehen« oder für die gerade eröffnete Ausstellung im Haus der Geschichte Bonn über die deutsch-französischen Beziehungen. Anfang des Jahres war das Historische Archiv in Zusammenarbeit mit dem Hörfunkarchiv und der Frauenbeauftragten maßgeblich an der Realisierung einer Ausstellung zum Thema »Frauen der ersten Stunde bei SWF und SDR 1946-1956« beteiligt, die als Wanderausstellung in Stuttgart, Baden-Baden, Mainz und Freiburg gezeigt wurde.

Seit Mitte der 70er Jahre werden Stipendien durch die Hauptabteilung Dokumentation und Archive vergeben, die jungen Wissenschaftlern ermöglichen, ein rundfunkgeschichtliches Thema auf der Grundlage der Quellen des Historischen Archivs zu bearbeiten. In diesem Rahmen sind schon mehrere wichtige Publikationen entstanden und in einer SWF-Schriftenreihe zur Rundfunkgeschichte veröffentlicht worden. So wird der Auftrag, der 1967 an Wolfgang Hempel erging, nämlich eine Chronik zur Geschichte des SWF zu schreiben, anders als vom Intendanten ursprünglich gedacht, im Laufe der Jahre schrittweise erfüllt.

Jana Behrendt, Baden-Baden

Rezensionen

**Inge Marßolek / Adelheid von Saldern (Hrsg.)
Zuhören und Gehörtwerden.**

Zwischen Lenkung und Ablenkung. Band I: Radio im Nationalsozialismus. Band II: Radio in der DDR der fünfziger Jahre.

Tübingen: edition diskord 1998, jeweils 416 Seiten.

Die Zeiten, in denen an der deutschen Rundfunkgeschichte Interessierte neidvoll auf die USA und noch mehr auf Großbritannien blicken mußten, weil es dort monumentale und vergleichsweise umfassende historiographische Darstellungen der jeweiligen Rundfunkentwicklung gab, neigen sich ihrem Ende zu. In Deutschland holt man auf. Nachdem der Rundfunkpolitik schon länger größeres Interesse gilt, der Fernsehgeschichte in einem DFG-Sonderforschungsbereich nachgespürt wird und das erste Jahrzehnt der Programmgeschichte des Hörfunks breite Darstellung fand, stehen jetzt sogar zwei Bände zur Verfügung, die ganz aktuelle Ansätze der allgemeinen Historiographie auf die Rundfunkgeschichte der NS- und frühen SED-Zeit zu übertragen versuchen: Nicht nur um Politik und Programme geht es da, sondern auch um deren Rezeption, und dies nicht etwa unter einer ganz traditionellen, kommunikatorzentrierten Perspektive, die die Absicht der Macher umstandslos der Wirkung bei den Nutzern gleichsetzt, sondern unter einem kulturanthropologischen Paradigma, das Medienkonsum als aktive, kulturelle Praxisform betrachtet, in der den Interessen der Nutzer beachtlicher Stellenwert zukommt.

Das im Rahmen der anglo-amerikanischen »cultural studies« entwickelte Modell ausgerechnet auf den Rundfunk antidemokratischer Systeme anzuwenden, mag auf den ersten Blick wenig überzeugen. Allzu naheliegend ist der Verweis auf die diktatorischen Indienstnahmen der Massenmedien, auf rigide Personalpolitik und strikte Programmzensur, um es sinnvoll erscheinen zu lassen, nach nennenswerten Spielräumen für die Zuhörenden zu suchen. Andererseits sollten zwei ganz grundlegende Sachverhalte nicht übersehen werden: Zum einen wurden die Radiogeräte ganz überwiegend im privaten Bereich genutzt, wodurch sie der Kontrolle durch die Herrschenden weitgehend entzogen waren; und zum anderen war das Angebot aus technischen Gründen nie auf nur Systemkonformes zu begrenzen. Trotz aller Verbote und Behinderungen gab es immer Konkurrenz - deutschsprachige Dienste des Auslandes zum Beispiel während des Nationalsozialismus' und dann das umfangreiche Angebot der westdeutschen Rundfunkanstalten während der Nachkriegszeit. Wollte man das Publikum überhaupt zum Hören der eigenen Programme bewegen, mußten die Sendungen zumindest bis zu einem gewissen Grad auf die Interessen und Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht nehmen, drohte totaler Indoktrination das Damoklesschwert des massenhaften Abschaltens. Ins Zentrum des Interesses muß damit der gesamte Unterhaltungsbereich rücken, denn ihm oblag es, die große Mehrzahl der Hörer an die Programme zu binden und sie dann über die sogenannten Mitnahme-Effekte an

die Propaganda weiterzureichen. Nun sind aber die Themen für Unterhaltung in Diktaturen eng begrenzt: Zu vieles gibt es, was den Herrschenden mißfallen könnte, so daß man sich als Macher am besten auf das Allzumenschliche und dabei insbesondere auf das Thema Nr. 1 traditioneller Lustspiele und Schwänke beschränkt, das Geschlechterverhältnis.

Aus diesen und ähnlichen Überlegungen ergaben sich Schwerpunktsetzung und Gliederung der beiden Bände, die aus einem von Inge Marßolek und Adelheid von Saldern initiierten und von der VW-Stiftung geförderten Projekt hervorgingen. Jede der drei Bearbeiterinnen des Projekts konzentrierte sich dabei jeweils auf einen Bereich: die Historikerin Daniela Munkel auf die Produktionssphäre, die Kommunikationswissenschaftlerin Monika Pater auf die Rundfunkangebote und die Historikerin Uta C. Schmidt auf die Radioaneignung. Bei allem standen Fragen der Unterhaltung und dabei wiederum das Thema »Geschlechterverhältnisse« im Vordergrund.

Von der Produktionssphäre im Rundfunk des Nationalsozialismus' beschreibt Daniela Munkel nur zwei Aspekte: die Rundfunkberufe (I, S. 50ff.) und die Entwicklung der Programmstruktur (I, S. 95ff.); der Rundfunkpolitik als solcher wurde mit Blick auf vorhandene Darstellungen kein nennenswerter Raum zugestanden. Bei den Rundfunkberufen geht Munkel zwar auch kurz auf die nationalsozialistische Personalpolitik in Form von Entlassungen und Gleichschaltungsbemühungen im Redaktionsalltag ein, das Schwerkgewicht liegt allerdings auf der Untersuchung der - letztlich nur ansatzweise gelungenen - Professionalisierung und der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung, wo im Detail die zu erwartenden Muster beschrieben werden (Männer besetzen die Führungspositionen, Frauen sind bis auf wenige Ausnahmen nur in nachgeordneten und Spezialbereichen tätig). Die Entwicklung der Programmstruktur wird dann auf wenigen Seiten skizziert, ohne den bekannten Informationen viel Neues hinzuzufügen. Statt jedoch auf den stetig expandierenden Bereich der Unterhaltungssendungen näher einzugehen, wie es das Projektkonzept nahegelegt hätte, werden dagegen die Spezialbereiche des Frauen- und des Jugendfunks breit behandelt. Hier gelangen weitgehende Gleichschaltungen durch die enge Verzahnung von Frauenfunk und NS-Frauenschaft bzw. Jugendfunk und Reichsjugendführung.

Völliges Neuland betritt Monika Pater mit ihrer Untersuchung nationalsozialistischer Angebote im Unterhaltungsbereich (I, S. 171ff.). Paradigmatisch unterscheidet sie vier große Bereiche, für die jeweils einzelne Sendungen und Sendereihen beispielhaft analysiert werden. Als Beispiel für vorwiegend politisch motivierte Unterhaltung führt sie zwei Hörfolgen zum 1. Mai 1933 bzw. 1934 vor, und als Beispiel für die sogenannte »völkische« Unterhaltung die »Monatsbilder des Königswusterhäuser Landboten«. Weniger klar wird dagegen ihre Unterscheidung zweier Formen einer Art »reiner«, aber deshalb nicht unpolitischer Unterhaltung, wofür einerseits »Der Frohe Samstagnachmittag aus Köln« und andererseits das

legendäre »Wunschkonzert« stehen. Detailliert zeichnet sie die darin verwendeten Topoi vor allem der Geschlechterrollen und die sich daraus ergebende enge mentalitätsgeschichtliche Verbindung zur Weimarer Republik nach, so daß auf jeden Fall der erste Teil ihrer Überschrift »Zeitlose Unterhaltung - nationalsozialistisch geprägt« überzeugt (I, S. 204). Schwieriger steht es mit dem zweiten Teil, der beinahe zwangsläufig über die Programmangebote hinaus sowohl auf die politischen Anliegen der Macher und Verantwortlichen als auch auf ihre spezifische Nutzung verweist.

Uta C. Schmidt beschäftigt sich unter der Überschrift »Radioaneignung« jedoch nicht mit dem letztgenannten Aspekt, der für sie eher unter »Medienrezeption« fallen würde. Statt dessen geht es ihr darum, wie das Medium als solches Verbreitung fand, »angeeignet« wurde. Nach recht umfangreichen theoretischen Überlegungen untersucht sie dies mit verschiedenen Schwerpunkten. Als erstes geht es ihr um eine »soziale Topographie des Radiohörens« (I, S. 259ff.), wobei die zeitgenössischen Statistiken nach regionaler Verbreitung der Rundfunkgeräte und beruflicher und sozialer Gliederung der Rundfunkteilnehmer sowie dem Phänomen des saisonalen Hörens - im Sommer wurden aus Kostengründen viele Geräte abgemeldet - ausgewertet werden. Ein eigener Abschnitt gilt dann dem Volksempfänger, ein weiterer Abschnitt der Integration von Rundfunkgeräten in die deutschen Haushalte. Für das konkrete Hören bleibt am Ende nur wenig Raum. Im wesentlichen wird auf die Umfrageergebnisse zurückgegriffen, die Gerhard Eckert 1941 veröffentlichte¹ (I, S. 343ff.).

Wie sehr die quellenmäßigen Gegebenheiten den Umfang histographischer Darstellungen bestimmen, zeigt nicht zuletzt der Vergleich der beiden von Daniela Münkler verfaßten Teile: zum Nationalsozialismus gerade 80 Seiten, zur DDR mehr als 120. Obwohl sie im zweiten Fall die gleichen Schwerpunkte setzte wie im ersten, verfügte sie nun über ganz andere Materialgrundlagen. Ein Stück weit ist dies allerdings auch auf veränderte Gegebenheiten zurückzuführen: In der DDR gab es konsequente Bemühungen um mehr Professionalisierung. Ein umfangreicher Abschnitt über das Experiment einer Rundfunkschule in Grünau bzw. Weimar ist die Folge; schade nur, daß der Fortsetzung in Form des Journalistik-Studienganges in Leipzig überhaupt keine Aufmerksamkeit mehr gilt. Und kaum zu verstehen ist auch, daß der allgemeinen Rundfunkpolitik so wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird, denn hier gibt es keine Darstellung, auf die man problemlos verweisen könnte. Statt dessen findet die Frage nach geschlechtsspezifischer Aufgabenverteilung beim Rundfunk viel Beachtung, doch die Interpretation der Befunde bleibt ambivalent. Nicht zuletzt ist dies auf den fehlenden systematischen Vergleich mit den Gegebenheiten der Bundesrepublik zurückzuführen, der innerhalb des gesamten Projekts grundsätzlich nicht vorgesehen war, aber vielleicht noch nachträglich ergänzt wird. Schließlich folgt auch hier eine knappe Skizze der Programmentwicklung und ein genauerer Blick auf Frauen- und Jugendfunk.

Gerade umgekehrt als Münkler faßt sich Monika Pater bei der Unterhaltung im SED-Rundfunk wesentlich kürzer als bei der Unterhaltung im NS-Staat

(90 bzw. 110 Seiten); es liegt nahe, dies mit dem ganz unterschiedlichen Stellenwert der Unterhaltung in den beiden Systemen zu begründen. Anders als im Nationalsozialismus war die Unterhaltung zwar auch im SED-Staat der 50er Jahre vorhanden, wurde aber offiziell nie so recht gebilligt. »Das Ziel, einen neuen sozialistischen Menschen zu formieren, wurde nicht aufgegeben«, stellt Pater zusammenfassend fest (II, S. 254), und echte, zweckfreie Unterhaltung war damit eben nicht zu vereinbaren. Ausführlich untersucht sie die Sendereihe »Da lacht der Bär« als Beispiel für »sozialistische Populärkultur« und die Sendereihe »Zwei Stunden mit Heinz und Ingeborg« als wesentlich politischere Variante. Nicht ganz klar wird jedoch der Stellenwert der dadurch repräsentierten Programmtypen. Auffällig ist jedenfalls, daß »Heinz und Ingeborg« nur 1953/54 im Programm waren und weitere analysierte Beispiele auch aus dieser Zeit stammen. Die Möglichkeit bleibt offen, daß es sich nur um einen zeitweisen Versuch handelte. Immerhin könnte das ab 1956 verwirklichte Konzept von Radio DDR in eine andere Richtung weisen.

Auch beim DDR-Rundfunk geht es Uta C. Schmidt nur um die prinzipielle Aneignung des Mediums, nicht um die Rezeption von Sendereihen und Sendungen. Wie im Band über den Nationalsozialismus widmet sie sich den konkreten Geräten und ihrer Verteilung (II, S. 273ff), dann jedoch viel ausführlicher ihrem Gebrauch im allgemeinen. Dies ermöglichen ihr umfangreiche Materialien, die unter dem Stichwort »Massenverbundenheit« von der SED und ihrer Rundfunkorganisation gesammelt wurden. Vor allem die Leserbriefe besaßen dabei besondere Bedeutung. Unschwer sind aus ihnen zentrale Kritikpunkte der Hörer am Programmangebot insgesamt zu ermitteln: schon allein die schlechten Empfangsmöglichkeiten überhaupt, dann die Abstimmungsprobleme zwischen den drei Sendern, der Mißstand der vielen Programmänderungen, die Wortlastigkeit und die Zersplitterung vor allem des Abendprogramms. Allerdings halten sie auch manche Fallen bereit. Ob denn tatsächlich prinzipiell mehr Männer als Frauen Leserbriefe schreiben und daraus dann eine erklärungsbedürftige Tatsache zu konstruieren ist, kann auf der von Schmidt präsentierten Grundlage wohl kaum behauptet werden. Entsprechend problematisch muß denn auch ihr grundsätzlicher Erklärungsversuch dieses fragwürdigen Phänomens bleiben.

Wenn schließlich am Ende auch auf einige kritische Bemerkungen zum gesamten Projekt nicht verzichtet werden kann, so soll dies weder die geleistete Arbeit schmälern, noch die gravierenden Quellenprobleme ignorieren, die durchdachte Fragen immer wieder ohne zureichende Antworten lassen. Die Überlieferungslage ist gerade im Bereich der Rundfunkunterhaltung nicht nur schlecht, sondern geradezu katastrophal, weil ihr über lange Jahre und Jahrzehnte keine Bedeutung durch die Programmverantwortlichen zugemessen wurde. Selbst hartnäckiges Suchen wird da nur wenig Erfolg bringen. Das Augenmerk wird deshalb auf der immer subtileren Interpretation des Vorhandenen liegen müssen. Gravierende Defizite bestehen nämlich noch immer bei der Konkretisierung fundamentaler theoretischer Annahmen des kulturalanthropologisch geprägten Mediennutzungsansatzes. So überzeugend es auch sein mag,

die Polyvalenz der Unterhaltung theoretisch zu postulieren und der von den Machern mehr oder minder bewußt intendierten Lesart die Möglichkeit ganz anderer Lesarten durch das Publikum entgegenzustellen, so muß dies letztlich doch auch durch konkrete Interpretationen eingelöst werden. Und dies ist nicht erst ein Problem der Rezeptions- oder Aneignungsgeschichte, sondern bereits eines der literaturwissenschaftlichen Medienwissenschaft. Denn so wie es möglich ist (oder zumindest: vorausgesetzt wird), die Lesart der Macher herauszuarbeiten, so muß es auch möglich sein, grundlegende, mehr oder minder entgegengesetzte Alternativen zu beschreiben, die von den Rezipienten hätten realisiert werden können. Das weite Feld der »cultural studies« krankt insgesamt daran, daß dies viel zu selten stringent geschieht. Auch Monika Pater beschränkt sich auf sehr wenige Andeutungen in dieser Richtung (z.B. I, S. 220).

Trotzdem sollte der Frage nach der Möglichkeit textimmanenter (in diesem Falle auch auf Rundfunksendungen anzuwenden) Mehrdeutigkeiten nicht zuviel Gewicht beigemessen werden. Denn immerhin ist denkbar, daß konkrete Rezeption sich mehr oder minder weitreichend von den konkreten Vorgaben löst und diese nur versatzstückweise nützt. Es kann deshalb nicht angehen, den Begriff der Medienrezeption durch den der Radioaneignung im engen Sinne Uta C. Schmidts ersetzen zu wollen und die Frage nach dem Umgang mit den einzelnen Medienprodukten ganz unter den Tisch fallen zu lassen. So wichtig es ist, auch allgemein nach der Aneignung des Mediums Radio als solchem zu fragen, so muß es doch auch darum gehen, wie die Sendungen beim Publikum ankamen. Auch da sind historischem Fragen zwar verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt, doch sind sie etwas weiter gezogen, als Schmidts Ausführungen erwarten lassen.

Diese programmatische Selbstbescheidung ist der eine Grund, warum die engere Verklammerung der so säuberlich getrennt behandelten drei Bereiche Produktion, Programm und Aneignung zu kurz kommt und die ausführlich vorgestellten Überlegungen Michel de Certeaus recht isoliert wirken (I, S. 243ff). Entsprechend angewandt, wäre sein Strategie-Taktik-Modell, das nicht nur in sozusagen revisionistischem Überschwang die Taktik, nämlich die Möglichkeiten der Rezipienten sieht, sondern sie auch im übergeordneten Rahmen der Strategie, nämlich der Macht der Macher und Politiker verankert, durchaus in der Lage gewesen, hier Abhilfe zu schaffen. Allerdings hätte die Produktionssphäre dann zumindest auch unter dieser Perspektive gesehen und den Intentionen der Verantwortlichen entsprechende Beachtung geschenkt werden müssen.

Überhaupt scheint die recht geringe Verklammerung der Teilbereiche als das Kardinalproblem des ganzen Projektes betrachtet werden zu können, denn auch der naheliegende Vergleich zwischen NS- und SED-Rundfunk wird mehr problematisiert als wirklich durchgeführt. Auch hierfür gibt es manches recht überzeugende Argument (II, S. 28f.), doch liefern in der Praxis Details auch gute Gegenbeispiele (II, S. 254ff.). Insgesamt wird man deshalb besser daran tun, sich den beiden Bänden mit ihren insgesamt sechs Teilen eher mit der Vorstellung von zwei Sammelbänden als der von einem homogenen Gesamt-

werk zu nähern. Man verstellt sich dann weitaus weniger den Blick auf die imposante Fülle der vorgelegten Forschungsergebnisse im Detail, die die deutsche Rundfunkgeschichtsschreibung ein großes Stück vorangebracht haben.

Konrad Dussel, Frankfurt am Main / Forst

- ¹ Vgl. Gerhard Eckert: Der Rundfunk als Führungsmittel. Heidelberg 1941.

Hörspiel 1945-1949.

Eine Dokumentation (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 12). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1997, 512 Seiten.

Die Blütezeit des deutschen Hörspiels, so wollten es lange Zeit Germanisten, Historiker und Deutschlehrer wissen, begann 1951 mit der Ursendung von Günter Eichs »Träume« im Nordwestdeutschen Rundfunk Hamburg. Ästhetische Argumente sollten diese Zäsur begründen, doch hat sich längst herausgestellt, daß sie nur ungenügende Kriterien einer Periodisierung lieferten. Als durchschlagender erwiesen sich dagegen rundfunkpolitische Daten, wie die Wiederaufnahme des Rundfunkbetriebs nach 1945 durch die Siegermächte und die Gründung der beiden deutschen Staaten 1949. Diese Zeitspanne besitzt durch die besondere politische Konstellation einen ganz eigenen Charakter, der sich auch in der Hörspielgeschichte zeigt und diesen Abschnitt vom Ruf einer bloßen Vorgeschichte des in den Stand des Klassischen gehobenen Hörspiels der 50er Jahre befreit.

Hans-Ulrich Wagner hat dieses Kapitel in seiner Studie »Der gute Wille, etwas Neues zu schaffen«. Das Hörspielprogramm in Deutschland von 1945 bis 1949« grundlegend behandelt und an der vorliegenden Dokumentation entscheidend mitgewirkt. Das einführende Kapitel stammt von ihm und faßt seine Ergebnisse noch einmal knapp zusammen. Es folgen auf rund 350 Seiten die nach Titeln geordneten Angaben zu den einzelnen Hörspielen von »1. Abel; Autor: Alfred Neumann; Bearbeiter: Hildegard Dauer; Vorlage: Alfred Neumann: Abel (Schauspiel); Regie: Fränze Roloff; Mitwirkende: Margarete Schell (...); Genre: Hörspielbearbeitung nach Vorlage; Produktion: HR; Erstsendung: 02.09.1949« bis 1634. »Zwischenfall im Royal« von Hans Rothe. Soweit vorhanden werden zusätzlich Standort, Archivnummer und Dauer des Tondokuments genannt. Außerdem wird nach Möglichkeit der Inhalt referiert oder auf ein Nachschlagewerk verwiesen, in dem er nachzulesen ist. Die Angaben sind produktionsorientiert, Hinweise auf Manuskripte und deren eventuelle Publikation fehlen deshalb. Mehrfach produzierte Hörspiele finden sich dagegen mit allen Angaben auch mehrfach aufgeführt. Louis Verneuil's »Herr Lamberthier«, da sechs Mal produziert, wird also sechs Mal genannt, drei Produktionen sind erhalten. Der Blick in das Register-Kapitel: »Archivierte Produktionen« ergibt, daß etwa ein Viertel der angeführten Hörspiele noch als Originalton existieren.

Die sechs Register und das angefügte »Verzeichnis der Rundfunksendungen »Hörspiel 1945-1949« machen erst recht den Wert dieses Buches aus. Die

chronologische Übersicht über die Hörspielproduktionen bietet einen raschen Einblick in das Programm der einzelnen Sender, wobei kurioserweise auch der Deutsche Dienst der BBC und eine Produktion von CBS angeführt werden, von denen wir zwar das Erstsendedatum erfahren (sofern ermittelt), aber nicht den Sendeort in Deutschland. Hier wüßte man gerne mehr, ebenso von den produzierten, aber nicht gesendeten Hörspielen. Forschergeist wird hier angestachelt, und das ist gut so. Das Personenregister läßt keine Wünsche offen, ebensowenig das Autorenregister, das allenfalls im Titel etwas umständlich wirkt: »Autoren/Bearbeiter und ihre Vorlagen/Hörspiele«. Das Genreregister ist weniger hilfreich, das Genre »Hörspielbearbeitung nach Vorlage« umfaßt allein etwa so viele Verweise wie die zehn übrigen Genres zusammen (vom »Amateurrhörspiel« mit einem einzigen Nachweis über das »Feature« mit drei Verweisen und das »Kurzhörspiel« bis zum »Science-Fiction-Hörspiel«), eine Präzisierung nach der Art der Vorlage (Drama, Roman, Film etc.) wäre sinnvoll gewesen. Ausführlisch ist dann wieder das Sachregister, das die Titel nach Themen erschließt, aber einige Merkwürdigkeiten enthält. Nikolaj Gogols Komödie »Die Heirat« etwa wird nicht unter »Heirat« verschlagwortet, sondern unter »Zwischenmenschliche Beziehungen«; und auf André Gides »Die Rückkehr des verlorenen Sohnes« nur mit dem Schlagwort »Zweifel« hinzuweisen ist ebenfalls Interpretationssache.

Natürlich wird bei dem sehr lobenswerten Versuch, den umfangreichen Datenbestand möglichst vielfältig zu erschließen, im Detail immer Kritik möglich sein und der eine oder andere Wunsch offen bleiben, doch sind das Kleinigkeiten, gemessen an der überragenden Bedeutung, die diese Dokumentation für Wissenschaftler und Hörspieldramaturgen gewinnen wird. Die werden sich entsprechende Bände auch für andere Epochen vor dem Erscheinen der Jahrbücher »Hörspiele in der ARD« 1981 wünschen, die die noch bestehende Lücke für die 50er, 60er und 70er Jahre schließen. Das Deutsche Rundfunkarchiv will sich, so ist es im Vorwort versprochen, darum bemühen.

Wolfram Wessels, Mannheim

Monika Estermann / Edgar Lersch (Hrsg.)
Buch, Buchhandel und Rundfunk 1945-1949.
 (= Mediengeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 1).
 Wiesbaden: Harrassowitz 1997, 176 Seiten.

Der kürzlich verstorbene Ernst Klett, dessen Verdienste als Verleger gerade in den ersten Nachkriegsjahren in allen Nachrufen gewürdigt wurden, ist nicht im Register dieses Bandes zu finden. Das soll nicht überbewertet werden, zeigt aber, was er leisten kann und was nicht. Hervorzuheben ist allemal, daß dieser Band überhaupt - drei Jahre nach der gleichnamigen Tagung 1994 in Marbach - inzwischen auch eingeholt von der zweiten, weiterführenden Tagung 1997, erschienen ist. Es mag beruhigen, daß trotz vernetzter Informationswege vorgetragene Tagungsbeiträge in Büchern greifbar gemacht werden. Solche broschierten Bücher müssen, schnell von hinten aufgeblättert über Autorenanschriften, Register, überitelte Seiten, bis zum Geleitwort und Inhaltsverzeichnis ihren er-

sten Test überstehen. Der so gewonnene Überblick vermittelt immerhin den Eindruck, daß hier wichtige Beiträge zu diesem Thema versammelt sind. Leider fehlt dem Band ein Editorial, das das Tagungsergebnis zusammenfaßt und auch jene Fragen bündelt, die sich beim Zusammenführen dieser drei Kulturfaktoren Buch, Buchhandel und Rundfunk stellen und an die Forschung weitergegeben werden müssen. Hier hätten auch jene Autoren eingebunden werden können, die auf der Tagung zwar referiert haben, deren Beiträge aber nicht in den Band aufgenommen wurden.

Dokumentiert werden hier einzelne Forschungsergebnisse, die vor allem für die Programmforschung des Rundfunks Aufmerksamkeit verdienen. Etwa die Fallstudie von Hans-Ulrich Wagner »Eng vernetzt. Das Hörspiel von Radio München 1945 bis 1949«. Sein methodischer Ansatz, Biographie, Genre (Hörspiel/Theater) und alliierte Kulturpolitik zu vernetzen zeigt am besten, wo die Rundfunk- respektive die Programmforschung steht. Die Biographie jener Literaten und Publizisten, die dieses Medium in den ersten Jahren nach dem Krieg geprägt haben, die im Aufbruch die Kontinuität kultureller Werte etablieren oder gesellschaftspolitische Veränderungen befördern wollten, belegen ihren Quellenwert für die Programmggeschichte. Die enge Vernetzung, die Wagner hier in einem Ausschnitt erprobt, zeigt, mit welchem Gewinn Organisationsgeschichte und Kommunikatorforschung zusammenzubringen sind und für die Entwicklungsgeschichte eines Genres samt seiner Wirkung die beste Voraussetzung abgeben. Der Beitrag von Renate Schumacher und Edgar Lersch »Die Überlieferung von Tonquellen und Schriftgut der Rundfunkstationen zu Verlagswesen und Literatur der Nachkriegszeit (1945-1949)« belegt jedoch, vor welchen Schwierigkeiten die Forscher stehen. Daß die Geschichte der Archivierung Erklärungen für die mageren Überlieferung dieser Jahre sucht, ist eine nicht unerhebliche Ergänzung. Der gezielte Ausbau der Historischen Archive geht nicht zuletzt auf die Erkenntnis zurück, daß das Rundfunkprogramm eben Kultur- und Alltagsgeschichte dokumentiert und es deshalb sinnvoll ist, nicht nur einer zufallsbedingten Überlieferung zu trauen, sondern repräsentative Schnitte vorzunehmen. Für die Quellenforschung und Quellensicherung zeigt sich, daß nicht nur für die Jahre von 1945 bis 1949, sondern auch für die Folgejahre privaten Beständen eine wichtige, nicht selten entscheidende Rolle zukommt. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die »Quellenüberlieferung zum Verlagswesen« (Anne M. Wallrath-Janssen).

Zu der Organisation des »Verlagswesens und des Buchhandels« verschafft Reinhard Wittmann den notwendigen Überblick, seine fundierte Kenntnis des Gegenstandes fällt in diesem Kontext besonders ins Gewicht.

Das Buch wird - anders als die Rundfunksendungen - schneller wieder Produkt eines Markts. Seine Aufgabe für die beabsichtigte Re-Education ist allerdings vergleichbar mit Literatursendungen des Rundfunks oder einer neuentdeckten »Literaturvermittlung und Literaturrezeption in Zeitschriften« (Bernhard Fischer). Daß es als Ausdruck von Verlagsprogrammen leichter Zeugnis ablegt über Kontinuität und Diskontinuität als flüchtige Sendungen, ist offensichtlich. Wie Verlegerpersönlichkeiten oder Intendanten, etwa

Friedrich Bischoff für »Das literarische Programm des SWF« (Markus Nix), gestaltend ihre Möglichkeiten ausschöpfen, läßt sich exemplarisch aus einzelnen Beiträgen ablesen.

Die Einblicke in die Entwicklung der »Literatur- und Hörspielproduktionen in den Programmen des Nachkriegsrundfunks der SBZ« (Wolfgang Mühl-Benninghaus) oder in »Das Verlagswesen der SBZ« (Siegfried Lokatis) auf der Grundlage neuer Archivmaterials sind wichtige Markierungen für die Diskussion um die Kulturgeschichte der SBZ. Historische Forschung ist eben ein Prozeß der Auseinandersetzung mit immer neuen Quellen und neuen Fragestellungen. Wie bekannte und neue Quellen »Zu den politischen, sozialen und kulturellen Ausgangsbedingungen der Nachkriegszeit« befragt werden, um erste Aussagen machen zu können über »Kontinuität und Neuanfang im Zusammenbruch«, zeigt Axel Schild vorbildlich auf. Sein Versuch gelingt, die Klischeebilder vom »Nachholbedarf« und »Kulturrausch« systematisch in ihrem Gebrauch auf die Probe zu stellen, um dann auf Brüche oder doch eher auf die Kontinuität zu stoßen, die im Bewahren und Tradieren alter Werte eine größere Gewähr für einen Neuanfang zu bieten scheint. Aber Schildt macht auch deutlich, wie vorläufig diese Ansätze für eine Sozialgeschichte der Kultur für die Nachkriegszeit zunächst noch sind.

Insofern erfüllt dieser Band den Zweck einer Momentaufnahme, deren Aussagewert in der Dokumentation liegt. Noch stehen die Beiträge eher parallel nebeneinander, der Versuch einer kritischen Verknüpfung steht noch aus. Es ist zu wünschen, daß die Veröffentlichung des zweiten Bandes der weiterführenden Tagung nicht wieder so lange auf sich warten läßt. Wenn es denn noch Bücher dieser Art gibt, was ja durchaus wünschenswert ist, sollten sie aber doch einige Sorgfalt erkennen lassen. Dieser Band ist leider - wenn überhaupt - lieblos redigiert und lektoriert. Wer also das Buch zur Hand nimmt, es aufblättert, um sich einen Überblick zu verschaffen, sollte nicht über Druckfehler und Layoutlücken stolpern und nicht mehr erwarten, als Teilansichten auf Buch, Buchhandel und Rundfunk von 1945 bis 1949.

Sabine Schiller-Lerg, Münster

Walter Klingler u.a. (Hrsg.)

Medienrezeption seit 1945.

Forschungsbilanz und Forschungsperspektiven.
Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft 1998,
240 Seiten.

Auf die Mischung kommt es an. Die Qualität eines Sammelbandes bemißt sich in erster Linie an der Zusammenstellung der Aspekte und Perspektiven, unter denen ein Thema betrachtet wird. Das Thema Rezeptionsgeschichte der Medien wurde in Wissenschaft und Forschung bislang überwiegend punktuell, fallstudienhaft, ja kasuistisch betrieben. Unsystematische Forschung steht aber in der Gefahr, einen unerwünschten Erinnerungsverlust im Wissenschaftssystem nach sich zu ziehen. Ulrich Saxer hat dies einmal das Fehlen eines kollektiven Gedächtnisses genannt. In diesem Sinne gebührt dem Sammelband das Verdienst, eine erste Bündelung der wesent-

lichen Forschungsanstrengungen zur Medienrezeptionsgeschichte vorgenommen zu haben. Denn er hat die Thematik breit abgedeckt: von der literarischen Massenpresse bis zu den Adaptionseffekten bei der Einführung des Fernsehens. Ein Buch wider den Gedächtnisverlust der Medienforschung.

Der Band, der die Fachtagung »Medienrezeption seit 1945«, die im Herbst 1997 beim Südwestfunk in Baden-Baden stattfand, dokumentiert, ist in fünf Teile gegliedert: einen thematischen Überblick, Forschungen zur Buchrezeption, desgleichen zur Presse-, Rundfunk- und Fernsehrezeption, eine Residualgruppe mit Einzelforschungen und schließlich einen rasonierenden Abschnitt zu Defiziten und Perspektiven der Rezeptionsforschung.

Aus der Vogelschau umkreist Ulrich Saxer die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Medienrezeption. Mit den bekannten Schlagworten Individual-, Erlebnis- und Lerngesellschaft umreißt er die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, unter denen Rezeptionsmuster sich verändern. Daß aber Rezeptionsgewohnheiten nicht nur Ausdruck von sozialen Wandlungsprozessen sind, sondern daß Medienverhalten selbst wiederum gesellschaftliches Handeln prägt, bleibt, wie so oft, unerwähnt.

Als Handicap der sinnvollen Zusammenschau dieses Tagungsbandes wird schnell offenkundig, daß es kein allgemeingültiges Verständnis des Rezeptionsbegriffs gibt. Wie auch, bei einem derart fächerübergreifenden Unternehmen? Der Preis des interdisziplinären Ansatzes ist die Unschärfe des Begriffs, wenngleich sich Saxer in seinem Beitrag bemüht, definitorischen Minimalkonsens über ein »Basiskonzept Rezeption« herzustellen. Zur Medienrezeption zählt er »alle mit dem Empfang von Medienkommunikation verbundenen Phänomene«. Mit dieser Minimaldefinition wird zwar der Fokus geweitet, so daß alle folgenden Beiträge ins Konzept passen, allerdings eindeutig zu Lasten der Tiefenschärfe. Dadurch ergeht automatisch die Aufforderung an alle Autoren, kenntlich zu machen, ob es jeweils um quantitative Nutzung (also Werbeträgerforschung), qualitative Rezeptionsbedingungen, Rezipientenerwartungen oder den gesellschaftlichen Impact geht.

Daß sozialer Impact oft mit monokausalen Ansätzen erklärt wird, beweist einmal mehr Elisabeth Noelle-Neumann in ihrem mit Allensbacher Umfragen gespickten Beitrag zur »Verteidigung des Lesens«. Das Nachlassen des (Zeitungs)Leseinteresses zeitige abnehmende Gehirnleistungen. Ohne Lesen kein Denken. Darunter litten Wissensbestände, Lern- und Konzentrationsvermögen, gesellschaftliche Defizite drohten. Jo Groebels Aufsatz über die veränderte Vorstellung vom Rezipienten beschließt das Überblickskapitel. Den Wandel der Medienrezeption analysiert er auf der Makro-, Meso- und Mikroebene. Neben angebotsinduzierten Trends blickt er auch auf die Rezeptionssituation der audio-visuellen Medien. Eine Konvergenz von Fernseher und Computer hält er für unwahrscheinlich, da es sich letztlich um zwei unterschiedliche Nutzungssituationen handelt, die trotz aller technischen Möglichkeiten nicht austauschbar sind.

Erfreulicherweise räumen die Herausgeber dem unterforschten »Basismedium Buch« nicht nur drei Beiträge ein, sie plazieren den Abschnitt über die

Buchrezeption auch vor den Forschungsanstrengungen zu den elektronischen Medien. Hans Altenhein rollt die Beziehungen zwischen Buchproduktion und Leserinteressen in Westdeutschland in vier Perioden der Zeitgeschichte auf: Von Rowohlt-Rotations-Romanen, über die Ära der Taschenbücher, die in der »Bewußtseinsindustrie« mündete, zu neuen Distributionsstrategien wie Bücherclubs, Buchkaufhäusern, Direktvertriebsunternehmen und dem Bedeutungsverlust des Buchmediums als Sekundärmedium. Patrick Rössler vertieft die erste Periode in seiner Abhandlung über die literarische Massenpresse und ihre Leser. Er wertet dabei interessante qualitative Daten zur Leserschaft sekundäranalytisch aus, die der Rowohlt-Verlag 1948 anhand von Leserzuschriften in einer verlagsinternen Studie erhoben hatte. Die spezifische ostdeutsche Perspektive schließt Dietrich Löffler an, der in seinem Bericht den schwierigen Übergang von der staatlich verordneten Lesesozialisation zur marktwirtschaftlichen Vielfalt nachzeichnet. Die im vereinten Deutschland nun dominierende Unterhaltungsliteratur muß aber weiter mit einem langanhaltenden Interesse für Werke von DDR-Schriftstellern konkurrieren, die durch eine langjährige Lektüreerfahrung identitätsbildend wirken konnten.

Marie-Luise Kiefer bietet in ihrem Artikel über die Wandlungen und Tendenzen in der Medienrezeption zwei Beiträge zur Erklärung an. Zur Interpretation der Daten aus der Langzeitstudie Massenkommunikation verknüpft sie die Restriktionen des Zeitbudgets mit einem Lebenszyklusmodell, das die Nutzungsgewohnheiten in Beziehung zur hypothetischen Lebensphase der Medientypen setzt. Mit anderen Worten: Die »alten Medien« Tageszeitung und Hörfunk stagnieren, da sie ihren Zenit überschritten haben. Die Nutzer haben sich im Wortsinn sattgelesen und -gehört, es droht die unumkehrbare Degeneration. Das Fernsehen dagegen hat mit der Dualisierung erst gerade seine Reifeprüfung abgelegt, so daß es weiter mit ungebrochenem Interesse rechnen kann, so Kiefers Beitrag zur Prognostik.

Nun ist es derzeit en vogue, das Ende oder zumindest die Krise der Tageszeitung auszurufen. Auch Klaus Schönbach und Wolfram Peiser suchen Antworten auf die Frage: »Was wird aus dem Zeitungslesen?« Mit der Tageszeitung geht es uns wie mit lieben Freunden: Wir würden sie erst dann richtig vermissen, wenn es sie gar nicht (mehr?) gäbe. Das tatsächliche emotionale Verhältnis zur Zeitung beschreiben die Autoren aber eher als Ehrfurcht denn als Liebe. Auch Schönbach und Peiser interpretieren den Nutzungsschwund der Tageszeitung als Generationenproblem. Hier allerdings weniger bezogen auf das Medium als auf seine Leser. Den leichten Rückgang der Akzeptanz verursachen in erster Linie junge Leute, die sich verstärkt Publikumszeitschriften, Online-Medien und dem Fernsehen zuwenden. Einen vermeintlichen Ausweg böte eine Strategie, die in den USA praktiziert wird. Dort wird auf postmaterialistisch orientierte junge Leser gesetzt. Die Zeitung als Zielgruppenmedium für junge, kaufkräftige Eliten, die ein edleres Design und anderes ästhetisches Tuning honorieren? Aus normativer Sicht ist es sicher nicht wünschenswert, durch Elitemedien die Integrationsfunktion auszuhebeln. Zur Rettung der krisengeschüttelten Zeitung scheint nach Ansicht der Autoren

besser die Konzentration auf Leserbedürfnisse zu greifen und hier besonders, das Interesse am Lokalen, Regionalen, vor allem an Hintergrundinformationen zu bedienen. Der Ausflug auf die »Insel des Universellen« ist diesem Verständnis nach keine Robinsonade, sondern die zeitungstypische Kombination von Führung und Freiheit. Führung gibt die Zeitung durch eine kompetente journalistische Vorauswahl des Weltgeschehens - aber mit der Freiheit, dort auch auf das Unerwartete, Entlegene und Überraschende zu stoßen.

Walter Klingler zeichnet den Weg der Radionutzung über vier Jahrzehnte nach, der - in der Konkurrenz zum Fernsehen - in der räumlichen, zeitlichen und inhaltlichen Individualisierung endet. Er berichtet von der Faszination des Hörfunks in der Nachkriegszeit, dem Höhepunkt des Radios in den 50er Jahren, dem der dramatische Einbruch in den 60er und 70er Jahren folgte, und von der sogenannten Renaissance des Mediums Ende der 70er Jahre. Daß die heutige Konsolidierung, die dem Hörfunk das Nutzungsvolumen der 50er Jahre zurückgab, mutatis mutandis erkaufte wurde durch eine in Richtung Unterhaltung und aktuelle Information verschobene Funktionalität, dürfte bekannt sein. In Vergessenheit dagegen gerät schnell, daß schon in den 50er Jahren das Radio in Teilen ein »Rundfunk des Nebenbei« war, der sich nicht der ungeteilten Aufmerksamkeit seiner Hörerschaft erfreuen konnte.

Anders als Klingler, der sich auf die reine Nutzungszeit des Mediums Hörfunk beschränkt, bezieht Knut Hickethier in seine geschichtliche Rezeptionsanalyse des Fernsehens vor allem die Rezeptionssituation ein. Ihn beschäftigt - im Rahmen seines bekannten Dispositiv-Ansatzes - der Wandel vom kollektiven zum individuellen Empfang, die Anordnungsstrukturen beim Fernsehen, die soziale Lokation eines technischen Apparates. Mediengeschichte wird von Hickethier aber auch interpretiert als Ereignisgeschichte, als Abfolge zeitgeschichtlicher Ereignisse, die die Entwicklung und die rezeptive Etablierung des Mediums akzelerierten. Mit der Etablierung ging auch ein Wandel der sozialen Zusammensetzung des Publikums einher. Gegensätze von Besser- und Schlechterverdienenden, von Stadt- und Landbevölkerung wurden langsam abgebaut. So betrachtet wäre das Fernsehen der 60er Jahre nicht nur ein Produkt, sondern auch ein Faktor der nivellierten Mittelstandsgesellschaft. In der Folge kam es nach Hickethier zur Ritualisierung des Zuschauens; feste Sendeplätze beeinflussten das Handeln im sozialen Interaktionsraum. Später dann der Wandel der gesellschaftspolitischen Bedingungen: In den politisch bewegten 70er Jahren verschob sich der Kommunikationsraum Fernsehen zur Öffentlichkeit hin, um am Ende des Jahrzehnts einer neuen Innerlichkeit Platz zu machen. Die Anforderungen hatten sich gewandelt, Erziehungs- und Bildungsfragen, eine Folge der Aufklärungsbedürfnisse, hatten ausgedient, es wurden wenig anstrengende Orientierungsangebote verlangt. Die 80er Jahre mit ihrer Permanenz des Angebots entzaubern das Medium endgültig; die Fernsehrezeption wird ähnlich dem Hörfunk in andere alltägliche Handlungen integriert, was in den 90er Jahren zur Ablösung des Hörfunks als Begleitmedium führen wird.

Neben den angesprochenen allgemeinen Beiträgen zur historischen Buch-, Tageszeitungs-, Hörfunk- und Fernsehrezeption enthält der Sammelband noch eine Fülle weiterer interessanter Abhandlungen zu spezifischen Aspekten der Medienrezeption: Thomas Beutelschmidt und Joseph Hoppe dokumentieren die Konzeption der spektakulären Oberhausener Fernseh Ausstellung; Wolfram Peiser analysiert die Adaptationsprozesse, die dafür verantwortlich waren, daß das deutsche Fernsehpublikum nach der Anschaffung eines Fernsehgerätes die Nutzung der anderen tagesaktuellen Medien reorganisierte; Hans-Jörg Stiehler schließlich wirft einen sekundäranalytischen Blick auf die spezifische Medienkultur, die durch die technische Empfangssituation im sogenannten »Tal der Ahnungslosen« entstanden war.

Im abschließenden Abschnitt führt Erich Schön die wichtigsten Einzeluntersuchungen zum Bücherleseverhalten zusammen, um aus den Veränderungen und Kontinuitäten beim Buchlesen synthetisch die Entwicklungstendenzen abzuleiten. Hans-Bernd Brosius wägt zwei Rezeptionsmodelle zur Informationsrezeption gegeneinander ab: Das erste, auf Alfred Schütz' »gut informierten Bürger« basierende, ist durch große Relevanz der Information für den Rezipienten und eine entsprechende Involviertheit gekennzeichnet. Das zweite geht von geringer Informationsrelevanz und -qualität sowie einem passiven, unbeteiligten Rezipientenbild aus. Plausibel erscheint ihm das Modell der wenig konzentrierten, eher heuristischen Rezeption von Information, das mit den modernen Theorien der Medienwirkungen korrespondiert. Den Abschluß der Anthologie bildet die Verschriftlichung der Podiumsdiskussion, in deren Verlauf vor allem die mangelhafte Nutzung der von kommerziellen Instituten erhobenen Daten für die Rezeptionsgeschichte, der Mangel an Definitionen und eine relative Theoriearmut kritisiert werden.

Ein stabiler Brückenschlag zwischen empirischer Sozialforschung und Geschichtsforschung, den die Organisatoren der Tagung beabsichtigt haben, bedarf sicher einer derartigen theoretischen Unterfütterung. Jedenfalls dann, wenn man sich nicht auf methodologische Feinmechanik beschränken will und statt dessen die komplexen gesellschaftlichen Wechselwirkungen zwischen Medienangebot, -nutzung, -bewertung und -wirkung ins Visier nimmt. Um aber zu wissen, ob man im Kontext fächer- und medienübergreifender Forschung überhaupt Gleiches mit Gleichem vergleicht, muß zuerst ein Konsens über den Rezeptionsbegriff hergestellt werden. In diesem Sinne sind die Initiative Medienrezeption und ihr erster publizistischer Niederschlag sehr begrüßenswert.

Ihr in Ansätzen schon im vorliegenden Buch dokumentierter Wert läßt sich noch erhöhen, wenn künftig alle zur Rezeption gehörenden Aspekte systematisch und vollständig auf alle Medientypen bezogen, wenn individuelle und soziale Rezeptionsbedingungen, Bedürfnisse, Erwartungen, Nutzung, Bewertung und Verarbeitung konsequent auf alle Mediengattungen angewandt werden. Abseits dessen ist ein Kompendium der geschichtlichen Rezeptionsforschung vorgelegt worden, das durch eine ebenso kluge wie flächendeckende Zusammenstellung der Beiträge überzeugt. Der in großen Teilen erhalten gebliebene Vortragscharakter der Aufsätze wirkt nicht

störend; er kommt im Gegenteil der Lesbarkeit entgegen, was man vom überwiegend flüchtigen Lektorat nicht eben sagen kann. Letzteres mag indes entschuldigt sein durch die erfreulich zeitnahe Veröffentlichung. Warum auch soll Mediengeschichte nicht schnell und aktuell an den interessierten Leser gebracht werden?

Ralf Hohlfeld, Eichstätt

Westdeutscher Rundfunk Köln, Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.) Geschichte und Geschichtchen.

Der Westdeutsche Rundfunk Köln.

Köln: Westdeutscher Rundfunk 1997, 100 Seiten.

Welche Rundfunkanstalt präsentiert schon ihre Geschichte in einer 100seitigen - im DIN A4-Überformat -, reich bebilderten und graphisch aufwendig gestalteten Broschüre? Der Westdeutsche Rundfunk (WDR) hat dies im März 1997 getan. Gleich im Vorwort auf der Umschlagseite geben die Herausgeber über ihre Vorgehensweise zu Protokoll, daß sie das »strenge wissenschaftliche Schema« einer »klar gegliederten« sowie »Daten und Fakten möglichst vollständig« dokumentierenden Darstellung »aufbrechen« wollen. In der Broschüre würden lediglich »Ausschnitte und Streiflichter« präsentiert und »höchst komplexe Sachverhalte journalistisch zusammengefaßt«. Hätten die Herausgeber bzw. die Bearbeiter sich doch um eine klarere Gliederung bemüht, man lege das Werk nach der Lektüre weniger mit einem Gefühl des Unbehagens aus der Hand.

Es gibt viele, gut begründete Bedenken und Einwände gegen eine unilineare Betrachtung des Kommunikationsprozesses und damit auch der Rundfunkgeschichte in der wissenschaftlichen Analyse, getreu dem Schema: vom Sender zum Hörer bzw. Zuschauer, von der Rundfunkpolitik über die Institutionengeschichte zur Programmproduktion und schließlich zum Nutzer. In einer eher populär gehaltenen historischen Darstellung aus der Perspektive des Rundfunkunternehmens - und diesen Standpunkt wird eine auch unter PR-Gesichtspunkten erstellte und verbreitete Publikation einnehmen - macht sie einen den Problemen des Rundfunks ferner stehenden Leser das Geschehen durchsichtiger. Leider haben die Autoren auf diese Transparenz verzichtet, obwohl es dann innerhalb dieser Darstellungsform geringer Mühe bedarf, immer wieder durch Text und Bild zu verdeutlichen bzw. zu veranschaulichen, welch großen Einfluß die konkrete Rezeptionssituation, die Hörer- und Zuschauerbedürfnisse usw. auf das haben, was im Hörfunk- oder Fernsehprogramm angeboten wird. Dem kundigen Rundfunkhistoriker sollte es daher gelingen, Grundzüge der Rundfunkentwicklung unkompliziert und für Laien verständlich zu präsentieren. Das Impressum der WDR-Publikation nährt jedoch den Verdacht, daß dessen Einfluß auf Gesamtkonzeption und Durchführung relativ bescheiden war und Rücksicht auf zweifelhafte Vorstellungen zur Popularisierung des Gegenstandes genommen wurde. Trotz ausführlicher Behandlung einzelner Details handelt es sich dann doch häufig um ziemlich zusammenhanglos und nebeneinander gereihete »Geschichtchen«.

Konfus wirkt so die Abfolge der einzelnen Kapitel auf den Leser: Warum kommt nach dem ersten Abschnitt »Radiofieber«, dessen Titel Aufklärung über hohe Erwartungen an das Medium in der ersten Hälfte der 20er Jahre suggeriert, aber nur Informationen zur Organisation des Rundfunks durch die Post und die Anfänge der Wefag bzw. Werag enthält, ein Abschnitt über Sportreportagen? Diese wurden erst einige Jahre nach Programmbeginn »erfunden«. Schwerpunkte der ersten Hörfunkprogramme waren Kultur- und Bildungssendungen, an der Spitze der Beliebtheitsskala stand Unterhaltungsmusik. Auch die herausgehobene Behandlung des Frauenfunks (von Weimar bis in die Gegenwart), der nach einem Kapitel über den Umzug der Wefag von Münster nach Köln thematisiert wird, leuchtet ebenso wenig ein wie die Entscheidung, den Exponenten des Weimarer Rundfunks in Köln, den Programmleiter und Intendanten Ernst Hardt, nach der Schilderung der Säuberungen im Kölner Funkhaus 1933, denen er zum Opfer fiel, ausführlich darzustellen. Ähnlich verfährt man bei der Charakterisierung des britischen Chief-Controllers beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NDWR) - und damit auch des Kölner Funkhauses -, Hugh Carleton Greene, und seines Engagements gegen den Einfluß der Parteien im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Außerhalb der Chronologie wird darauf nach einem Abschnitt über die Trennung des NWDR in Norddeutschen bzw. Westdeutschen Rundfunk 1954 eingegangen. Nach einem Kapitel über »Erste Fernseherlebnisse«, »Das Halstuch« und einen Abschnitt über Werner Höfer (unter Würdigung seiner Verdienste und auch der Schilderung seines unrühmlichen Abgangs 1987) wird die Entwicklung nur noch themenbezogen und nicht chronologisch angesprochen. Angesichts von über 40 Jahren Hörfunk- und Fernsehgeschichte auch im WDR geht der jeweilige Zusammenhang einzelner Phasen der Geschichte der Rundfunkanstalt, die die Veränderungen in den einzelnen Programmsparten besser erklärt, verloren.

Alles in allem kann die Broschüre als kaum geeignet zum »Stöbern« angesehen werden, und »Geschichte lebendig« macht sie nur bedingt. Neben dem Mangel an Verbindungen zwischen den Einzelkapiteln stört auch die bei aller Finesse des Layouts und der umfangreichen Bebilderung - entgegen den eingangs verkündeten Absichten - ihre starke Textlastigkeit. Sie enthält - wie versprochen - viele Informationen gerade zur Rundfunkgeschichte bis zum Zweiten Weltkrieg, aber viele Texte hätte man prägnanter und damit kürzer fassen können. Sprache und Stil der Darstellung sind im übrigen auf subtile Weise PR-orientiert. Selbstkritische Hinweis auch auf Mißlungenes, zu lange bewahrte Strukturen in Organisation und Programm, das Versäumen von Chancen und Entwicklungen hätten dem Rückblick auf die WDR-Geschichte gut angestanden. Um so deplazierter wirkt der Hinweis, daß die Broschüre nicht versuche, »unangenehme Zeitabschnitte »glattzubügeln««. Über den Rundfunk im Dritten Reich wird in der rundfunkgeschichtlichen Literatur offen gesprochen und gestritten. Dies ist auch deshalb um so einfacher, weil durch die Säuberungspolitik der Alliierten die Rundfunkanstalten relativ unbelastet waren von Mitarbeitern, die mit den Nationalsozialisten zusammengear-

beitet hatten. Damit entfielen auch die sonst üblichen Rücksichtnahmen.

Zahlreiche Personen waren offensichtlich an der Erarbeitung der Broschüre beteiligt. Dieser Umstand hat nicht zu einer klaren Konzeption und zu einer kompakten Darstellung geführt. Weniger wäre in vielerlei Hinsicht mehr gewesen.

Edgar Lersch, Stuttgart

Ulrike Rödling

»Hallo, hier Freiburg, Welle 577.«

Freiburger Rundfunkgeschichte 1926-1946

(= Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i.Br., H. 17).

Freiburg: Schillinger 1997, 60 Seiten.

Die Einrichtung von Nebensendern und Besprechungsstellen in den Gründerjahren des deutschen Rundfunks hatte eine technisch bedingte Ursache, die anfänglich schwache Leistung der regionalen Sendeanlagen, und einen programmpolitischen Hintergrund, da das Reichspostministerium auf die Forderungen einging, Städte und Regionen, die beim Ringen um die Produktionsstandorte, d.h. die Sitze der Sendegesellschaften, unberücksichtigt geblieben waren, wenigstens partiell einzubeziehen. Sibylle Grube hat für die 1926 eröffneten badischen Besprechungsstellen der Süddeutschen Rundfunk AG (Sürag) mit Sitz in Stuttgart und Besprechungsstellen in Karlsruhe, Mannheim und Freiburg - letztere Stadt erhielt auch einen Nebensender - die rundfunkpolitischen Auseinandersetzungen in den Jahren der Weimarer Republik erschöpfend behandelt. Ulrike Rödling ergänzt diese Darstellung aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Freiburger Studios des Südwestfunks und zieht dafür besonders Material aus dem Freiburger Stadtarchiv heran. Neben Ergänzungen zur nationalsozialistischen Zeit und einem Blick auf den Wiederbeginn nach dem Zweiten Weltkrieg 1945/46 bereichert sie das Bild um Details der Programmgestaltung und der Empfangsprobleme in Freiburg angesichts der noch wenig leistungsfähigen Sender. Ausführlich zitiert sie in der Freiburger Presse veröffentlichte Hörerreaktionen und die Resonanz Freiburger offizieller Stellen auf das Programm der Sürag sowie der südbadischen Besprechungsstelle und charakterisiert mit bisher unausgewertetem Material deren Leitungspersonal.

Wie häufig in der Geschichtswissenschaft exemplifiziert auch in der Rundfunkgeschichte das lokale bzw. regionale Detail die übergreifenden Problemstellungen, bereichert und differenziert sie um die Vorgänge »vor Ort«. Daß die Verfasserin bei dieser Zusammenschau einige Schwächen offenbart und ihr die Verklammerung nicht immer gelingen will, ist zwar verständlich, mindert aber den Wert der Darstellung. Zutage treten diese Defizite, wenn sie z.B. das Stuttgarter Zentralprogramm und die Freiburger Beiträge nicht sauber auseinanderhält (S. 25ff.), obwohl gerade hier der wesentliche Streitpunkt zwischen der Sendegesellschaft und der »Peripherie« lag. Die Beschreibung der sogenannten Papenschen Rundfunkreform 1932 (S. 37ff.) offenbart, daß sie die organisatorischen Grundlagen des Rundfunks der Weimarer Republik und auch der Mitwirkungsmöglichkeiten

der Nebenstellen nicht genau verstanden hat. Auch kann nicht behauptet werden, daß der nationalsozialistische Rundfunk »zu einem Großteil aus Propaganda« bestand (S. 49). In welchem Zusammenhang der Wiederbeginn der Freiburger Nebenstelle nach 1945 mit dem Programm des Baden-Badener zentralen Zonensenders, des Südwestfunks, steht, erfährt dann der Leser nicht mehr.

Edgar Lersch, Stuttgart

Wolfgang Krüger

Geschichte des deutschen Fernsehens.

(= Düsseldorfer Medienwissenschaftliche Vorträge, Bd. 10).

Düsseldorf: ZV Zeitungs-Verlag Service 1997, 99 Seiten.

Man kann sich kaum vorstellen, daß der Vortrag von Wolfgang Krüger seine Zuhörer gefesselt hat, reiht er doch ziemlich zusammenhanglos Daten der Fernsehgeschichte aneinander. Auf jeden Fall gehört dessen veröffentlichte und erweiterte Fassung zu den überflüssigsten Publikationen, die mir seit langem in die Hände fielen. Krüger weiß nichts von den methodologischen und historiographischen Problemen der Programmgeschichte, als die er primär die Fernsehgeschichte versteht (S. 7). Ein eigenständiger, origineller und damit diskussionswürdiger Zugriff auf die Geschichte des Fernsehprogramms, mit dem man eine Veröffentlichung rechtfertigen könnte, liegt seinem Gang durch die Fernsehgeschichte nicht zu Grunde, vielmehr hat er sich der »Chronologie als Ordnungsprinzip verschrieben« (ebd.). Dafür gibt es aber die drei medien- bzw. rundfunkgeschichtlichen Übersichtswerke (Bleicher, Faulstich und Keller), auf die er sich im wesentlichen stützt und daraus einen eigenen - mit einigen weiteren Lesefrüchten garnierten - Aufbau macht, in dem allerdings von »Ordnung« oder Strukturierung nicht die Rede sein kann. In ein und demselben Satz oder Absatz werden z.B., ohne daß ein innerer Begründungszusammenhang hergestellt wird, organisations- und programmgeschichtliche Fakten aufgezählt. Ungeprüft werden die z.T. umstrittenen Wertungen und Kommentierungen der Programmchronik von Bleicher übernommen. Der wißbegierige Leser sollte dann lieber direkt zu diesen Zusammenfassungen greifen, die - das belegen sogar Krügers Mißverständnisse bzw. sein Unverständnis mancher Eintragungen - nicht unbedingt dazu geeignet sind, dem weniger Kundigen eine Einführung in die Fernsehgeschichte zu vermitteln, vielmehr als Nachschlagewerk dem Kundigen ein chronologisches Gerüst - wenn überhaupt - bieten können.

Im Literaturverzeichnis fehlen - man glaubt es kaum - Standardwerke zur Rundfunk- und Fernsehgeschichte, so Klaus Winker über das Fernsehen im Dritten Reich, Hans Bausch (Rundfunkpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg), die fünfbandige Programmgeschichte des Fernsehens, herausgegeben vom Sonderforschungsbereich 240 in Siegen, wichtige Veröffentlichungen von Knut Hickethier (z.B. die Fernsehspielgeschichte, sein Aufsatz über die Entwicklung der Programmstruktur) oder die Arbeit von Rüdiger Steinmetz über die Freie Fernsehen GmbH,

um nur einige aufzuzählen. Gesamturteil: ungenügend.

Edgar Lersch, Stuttgart

Jo Reichertz / Thomas Unterberg (Hrsg.)

Tele-Kulturen.

Fernsehen und Gesellschaft. Media-Lectures in der Ausstellung »Der Traum vom Sehen«. Berlin: Edition Triad 1998, 255 Seiten.

Die großangelegte Fernsehretrospektive »Der Traum vom Sehen. Zeitalter der Televisionen« im Gasometer Oberhausen (1997)¹ wurde von einer Reihe von abendlichen Vorträgen begleitet, die das Phänomen Fernsehen und seine kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung aus unterschiedlichen Blickwinkeln durchleuchteten. Diese - neudeutsch »Media Lectures« betitelten - Vorlesungen liegen nun als Buchpublikation dokumentiert vor. Die Veröffentlichung will nicht nur die »Kultur des Fernsehen«, sondern auch die »durch das Fernsehen gestaltete Kultur« genauer betrachten, so die Herausgeber in ihrem Vorwort (S. 9). Ein Ziel, das der Band in fünf Themenkreisen mit jeweils drei bis vier Beiträgen plus einer Wiedergabe der anschließenden Podiumsdiskussionen erreicht.

Der Themenkreis eins, »Gesellschaftliche Kultur und Fernsehen«, geht den Auswirkungen des Mediums nach. Der Band vermeidet von vornherein geschickt die Falle, bestimmte Sichtweisen zu favorisieren. Die Vorlesungen und ergo das vorliegende Buch zeigen vielmehr die Vielschichtigkeit auf, die das Medium Fernsehen und seine Präsenz in der Gesellschaft (und, auf einer individuellen Ebene, ganz konkret im Wohnzimmer) kennzeichnet. Daß dies widersprüchlich ausfallen kann, ja muß, liegt auf der Hand und in der Natur der Sache.

Thomas Unterberg macht dies gleich im ersten Beitrag deutlich. Er zeichnet Entwicklungslinien der »Medienwirkungsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Veränderungsprozesse« nach. Der Bogen der Darstellung reicht von Stimulus-Response-Vorstellungen bis zu Schweigespirale und Cultural Studies und dient der Einordnung der nachfolgenden Einzelbeiträge. Und genauso, wie kommunikationswissenschaftliche Theorien, Theoreme und Forschungsansätze Moden unterliegen, verworfen werden, modifiziert wiederkehren, mit scheinbar gegenläufigen Sichtweisen fürderhin koexistieren, so will auch dieser Dokumentationsband nicht bloß eine einzige Perspektive fokussieren.

Ob das Fernsehen mit seiner direkten Ansprache des Zuschauers den Menschen die Augen öffnet oder ob die Artefakte der Bewußtseinsindustrie dem Projekt der Antiaufklärung dienen - die Wahrheit, so Dietrich Leder, liege dazwischen. Er zeigt auf, was geschah, »als das Fernsehen in die Wohnzimmer kam« - unter besonderer schalkhafter Berücksichtigung des heimlichen Adorno-Schülers und Medienphilosophen Lothar Matthäus und dessen innovativen Diary-Verfahren (S. 40).² Norbert Bolz formuliert Adornos Vorstellung vom Eskapismus neu, indem er das Medium in seiner Rolle als Leit- und Leidmedium sieht: »Das Fernsehen nimmt sich des »Menschen« an, den die Gesellschaft aus sich ausgeschlossen hat. (...) Es leistet konkrete Lebenshilfe bei der Flucht

aus der Komplexität« (S. 44). Ein Folgebeitrag, »Journalismus zwischen Wahrheit und Ware« von Inge von Bönninghausen, gibt hierzu weitere Auskunft.

Der zweite Themenkreis, »Kidz 'n' Crime«, geht dem besonderen Verhältnis von Kindern und Fernsehrezeption nach. Dieter Czaja plädiert in seinem Vortrag zu »Fernsehen und Gewaltbereitschaft« engagiert dafür, die Kriterien der Beurteilung von Gewaltdarstellungen stets am konkreten Filmbeispiel festzulegen. Eine »pauschale Ablehnung« von Gewaltdarstellung mache zumindest aus der Sicht des Jugendschutzes »keinen Sinn« (S. 74). Ergänzend legt Jo Reichertz eine differenzierte Analyse der von RTL ausgestrahlten Actionserie »Power Rangers« vor. Ihm kommt es darauf an, daß Medienanalysen vor jeglichem bewertenden Urteil nicht nur den Handlungsbogen, sondern auch den Erzählrahmen ermitteln, in dem Gewalthandlungen eingebunden werden. »Fernsehbilder sind (...) nicht dafür verantwortlich, daß Gewalt ausgeübt wird, sondern in welcher Form« (S. 85). Bei den »Power Rangers«, so Reichertz' Fazit, sei Gewalt letztlich nur statthaft, wenn sie dazu diene, mit der Kleingruppe der handelnden Figuren Schaden von der eigenen Welt abzuwenden. Insofern könnten die »Power Rangers« als ein »sinnvolles Errettungsmärchen« für Kinder der 90er Jahre begriffen werden.

Die Diskussionsrunde faßt abschließend den gegenwärtigen Stand der Forschung zum Thema »Bildschirmgewalt und Kinder« zusammen: »Gewisse mediale Gewaltdarstellungen können auf gewisse Kinder und Jugendliche in gewissen Situationen gewisse Wirkungen haben« (S. 110). Ja, so komplex ist das, gewiß. Die Frage ist: Kann man mit einem solch schwammigen, wenn auch treffenden Ergebnis in der Öffentlichkeit für eine Disziplin wie Medien- oder Kommunikationswissenschaft werben? Hier dokumentiert das Buch einerseits eine mögliche Angriffsfläche, zeigt andererseits aber auf, was in manch aufgeregter Debatte nötig wäre: ein gelassener und differenzierter Blick jenseits von normativ geleiteten Behauptungen.

Themenkreis drei widmet sich dem »beobachteten Zuschauer«. Thomas Windgasse (WDR) und Birgit Guth (Super RTL) schildern sachlich, systematisch und konzipiert die Abläufe und Verwertungszusammenhänge von Medienforschung im öffentlich-rechtlichen bzw. kommerziellen Rundfunk - nützliche Einführungen in die »Macht der Quote«. Ergänzend liefert Ulrich Spies Argumente wider die Verflachung der Fernsehinhalte. Es gelte sich zu entscheiden zwischen Qualitätsfernsehen oder »Trash TV«: Schluß müsse sein mit der »vervielfachten Versendung des immer Gleichen«, das nicht - wie einst versprochen - größere Vielfalt, »sondern in Wahrheit mehr Einfalt bietet« (S. 140). Ebenfalls keine neue Erkenntnis, aber in der hitzigen Debatte um technische Möglichkeiten am Ende des 20. Jahrhunderts wird der Inhaltsaspekt der Programme gerne vernachlässigt.

Die schöne neue Welt der 500 TV-Kanäle klingt verlockend, doch wie soll der Zuschauer mit ihnen umgehen? Ist »Interaktivität« die Lösung? Sollte jeder nicht nur für 15 Minuten ein Star sein (wie es die zahllosen Talkshows bereits vormachen), sondern auch »sein eigener Programmdirektor«? Der vierte

Themenkreis des Buches, »Interaktives Fernsehen«, lockt wohl die meisten Fragezeichen an. »Was tun mit interaktivem Fernsehen?« fragt Franz Stollenwerk zurecht. Unter Ausnutzung seiner Selektions-, Steuerungs- und Dialogoptionen könnte interaktives Fernsehen durchaus eine Chance für neue, kreativere, bessere Programmformen darstellen. Wenn es denn gewünscht und gebraucht würde, wie Josef Schäfer skeptisch erwidert. Denn »Fernsehen ist primär - nicht anders als Radio - ein Verteildienst«. Und daran werde sich in Anbetracht der wirtschaftlichen (Finanzierung, Bezahlbarkeit) und gegenwärtigen technischen Bedingungen (zu geringe Übertragungskapazitäten) auch nichts ändern. »Das in dieser Form in den letzten Jahren diskutierte, interaktive Fernsehen ist so tot wie ein platter Hase auf der Autobahn - und es wird auch nicht wieder lebendig werden«, so lautet Schäfers Absage an das vermeintliche Medium der Zukunft (S. 154). Mystifizierend ist in diesem Zusammenhang ein Druckfehler, der den Leser rätseln läßt, ob das Fernsehen »eine sozusagen »Gott gegebene Institution«« (S. 157) ist oder nicht vielleicht doch eher von vielen Rezipienten als gottgegeben hingenommen wird. Eine Anregung zur theologischen Exegese allemal.

Der fünfte und letzte Themenkreis bietet Schlüsselfiguren aus Medienpolitik und -wirtschaft Gelegenheit, zur »Zukunft der Medien - Medien der Zukunft« Position zu beziehen. Wolfgang Clement, seinerzeit noch Wirtschaftsminister von Nordrhein-Westfalen, stellt fest: »Pay-TV ist in Zukunft nur digital denkbar. Analoges Pay-TV wird schon bald der Vergangenheit angehören« (S. 186). Norbert Schneider, Direktor der Düsseldorfer Landesanstalt für Rundfunk, meint: »Regulierung ist eine Basisaktivität der Gesellschaft, ein Stück praktischer Medienpolitik« (S. 189). Helmut Thoma, Geschäftsführer von RTL, schreibt: »Ein Sender, der tagtäglich auf ein Millionenpublikum angewiesen ist, wird sich immer am gesellschaftlichen Grundkonsens und den damit verbundenen Werten orientieren« (S. 194). Die von diesen und weiteren Themen angestoßene Diskussion gehört mit zu den lesenswertesten Teilen des Buches. Gerne wäre der Leser dabei gewesen, als Moderatorin Gisela Marx Herrn Schneider das erste Mal nicken sah, wenn Herr Clement etwas sagte (S. 221). Aber glücklicherweise ist ja alles dokumentiert.

Oliver Lubrichs Nachwort in Form eines sehr reflektierten Rundganges über die Oberhausener Ausstellung ist das Sahnehäubchen dieses Bandes, der alles in allem die gelungene akademische Ergänzung zum eher populär gehaltenen Katalog bereithält.³ »Tele-Kulturen« bietet einen sehr brauchbaren Überblick über den Stand der Fernsehforschung und -diskussion von Ende 1997. Gut, daß das (übrigens auch typographisch sehr schön und originell gestaltete) Buch noch vor der Entscheidung der Europäischen Kommission zum digitalen Fernsehen in Deutschland vom Mai 1998 erschienen ist, das manches Statement inzwischen zur Makulatur hat werden lassen. Zumindest ist das Fernsehen das schnellere Medium.

Oliver Zöllner, Köln

- ¹ Vgl. RuG Jg. 23 (1997), H. 2/3, S. 149ff. - 1998 erfuhr die Ausstellung eine überarbeitete Neuauflage.
- ² Vgl. Lothar Matthäus: Mein Tagebuch. Hrsg. von Ulrich Kühne-Hellmeyer und Tom Bender. Berlin 1997.
- ³ Vgl. RuG Jg. 23 (1997), H. 4, S. 255f.

Joan Kristin Bleicher (Hrsg.)

Fernsehprogramme in Deutschland.

Konzeptionen, Diskussionen, Kritik (1935-1993).

Ein Reader.

Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, 228 Seiten.

Es gibt viele Gründe, Textsammlungen herauszugeben, da sie unterschiedlichen Zwecken dienen. Häufig machen sie zentrale, oft nachgefragte aber unveröffentlichte Materialien (z.B. Archivalien) oder schwer zugängliche bzw. verstreut publizierte Texte für einen breiteren Nutzer- und Leserkreis erreichbar. Somit erleichtert die einfachere Zugänglichkeit wichtiger Grundlagentexte den wissenschaftlichen oder öffentlichen Diskurs über Sachfragen oder schlichtweg jede Form von Unterricht. Der Reiz in der Herausgabe kann jedoch auch darin liegen, durch die kompakte Zusammenfassung und spezifische Perspektivierung von meist nur isoliert genutzten Texten neue Einsichten in Zusammenhänge zu vermitteln.

Wenn ein vollständiges Textcorpus zu einer Thematik nicht veröffentlicht werden kann - was vielfach der Fall sein dürfte -, muß es bei der Auswahl gelingen, sich auf Schlüsseltexte zu beschränken, die sich um zentrale Ereignisse gruppieren. Sind umfangreiche Materialien vorhanden, die langfristige Entwicklungen dokumentieren, sollten Texte ausgewählt werden, die hohe Repräsentativität besitzen sowie verdichtet anschaulich den Gang der Dinge widerspiegeln.

Nun ist es in jedem Fall verdienstvoll, neben den in zahlreichen Sammlungen publizierten Texten zur Rechts- und Organisationsgeschichte des Rundfunks (d.h. in der Regel die Rundfunkgesetze und rundfunkrechtlichen Schlüsseltexte wie Verfassungsgerichtsurteile etc.) auch Materialien zur Programmgeschichte zu präsentieren. Sieht man einmal von der Problematik der Edition repräsentativer Programmbeispiele ab, fragt es sich, in welchen zentralen Texten die Dynamik und die Wirkungszusammenhänge der programmgeschichtlichen Entwicklung sich widerspiegeln könnten, und hier sind in der Tat konzeptionelle Überlegungen und die öffentliche Diskussion darüber ein wichtiger Ansatzpunkt. Ob Bleichers Beschränkung auf das Fernsehen bei der engen Verzahnung von Programmgrundsätzen für Hörfunk und Fernsehen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk und der dadurch beeinflussten Programmpolitik in jedem Falle günstig ist, kann diskutiert werden, sie ist zweifellos legitim.

Bleicher wählt als ein Auswahlkriterium, nur veröffentlichte Texte in ihre Sammlung aufzunehmen, und zwar solche, die »über grundlegende konzeptionelle Leitlinien der Programmgestaltung (...) sowie Vorstellungen von der allgemeinen Funktion des Mediums«

Auskunft geben und auf »Diskussionen in der Fachpublizistik (...) [die] auf zentrale Probleme des Fernsehens aufmerksam machen.« (S. 17). Nach einer Einleitung über die »Historische Veränderung der Programmkonzeptionen und Programmdiskussion um das bundesdeutsche (!) Fernsehen« teilt sie die Quellensammlung in sieben Teile, jetzt aber beginnend mit dem Fernsehen im Dritten Reich (I.) und dann fortschreitend für die 50er (II.), 60er (III.), 70er (IV.) und 80er (V.) Jahre. Es folgen Programmkonzeptionen der kommerziellen Anbieter (VI.) sowie »Prognosen zur Programmentwicklung« in den 90er Jahren (VII.). In der Regel sind die meist in den sogenannten Fachkorrespondenzen und den Fachzeitschriften abgedruckten Texte stark gekürzt. Häufig sind nur ein oder zwei Absätze wiedergegeben, die quasi als Belegstelle dafür anzusehen sind, was die Herausgeberin in ihrer Einleitung als Gang der Entwicklung des Fernsehens beschrieben hat. Manche Texte sind überflüssig, weil sie ein Ereignis - z.B. die Übertragung der Mondlandung im Sommer 1969 - mit einem Text belegen, der aber für die Fernsehentwicklung bzw. die konzeptionellen Vorstellungen wenig hergibt.

In dieser Art der Auswahl und der Kürzung liegt einer der Nachteile begründet, die den Wert des Readers mindern. Bei einer derartigen Vorgehensweise ist es, ganz vordergründig und praktisch betrachtet, notwendig, Einleitung und Textsammlung stärker miteinander zu verzahnen, d.h. einmal dort Hinweise auf die Belegstellen hier zu geben (etwa in Form einer Durchnummerierung). Darüber hinaus hätte die Gliederung der Einleitung in den Zwischenüberschriften und Unterkapiteln wieder aufgenommen werden müssen. Hier gibt es jedoch keine oder zu wenig Kongruenz, so daß ein ewiges, z.T. aber erfolgloses Hin- und Hergeblättere zwischen Einleitung und Texten einsetzt.

Ein weiteres: Wenn schon die Herausgeberin entsprechend ihrem Auswahlprinzip die öffentliche Debatte um das Fernsehen dokumentieren und als Manifestation für die Dynamik der Fortentwicklung des Fernsehsystems gesehen haben möchte, dann müßten in der Einleitung die Diskussionskontexte und nicht nur die Fernsehentwicklung präziser herausgearbeitet werden. Die Relevanz der einzelnen Texte für die Veränderungen im Fernsehsystem kann man sich nicht klar vor Augen führen, zumal selten erläutert wird, wo echte, aufeinander bezogene Kontroversen stattfanden, Diskussionslinien verliefen, wieder abbrechen, mit welchen Interessenhintergründen sie geführt wurden, und des weiteren, wer die Autoren waren, d.h. welche Verbindungslinien z.B. zwischen den Rundfunkpublizisten und den Rundfunkanstalten bestanden, wie die zahlreichen öffentlichen Äußerungen der Fernsehpioniere bzw. der Hierarchen des Programmbetriebs zu bewerten sind. Warum vertreten die sich über das Fernsehen äussernden Gerhard Eckert, Kurt Wagenführ, Emil Dovifat und Heinz Schwitzke u.a. (über ihre Berufsbezeichnung hinaus) ihre jeweiligen Positionen? In welcher spezifischen Weise argumentieren die Vertreter der Rundfunkanstalten Hans Abich, Dieter Stolte und Dietrich Schwarzkopf? Hinzu kommt, daß auch in früheren Jahrzehnten in der Fachpublizistik und auf den gegenwärtig inflationär angebotenen sogenannten Me-

dienforen und vergleichbaren Veranstaltungen viel Mehreres wie Unverbindliches, sehr viel thesenhaft Zugespitztes, aber nicht so ernst Gemeintes zum Fernsehen geäußert wird. Von der Herausgeberin wird der Leser aber nicht aufgeklärt, welchen Einfluß ihre ausgewählten Texte auf die wirklich relevanten Debatten hatten und in welchem Zusammenhang sie mit den anstaltsinternen Auseinandersetzungen bzw. den Entscheidungsprozeduren standen. Da der gesamte Argumentationsgang der Texte durch die Kürzung nach dem Belegstellenprinzip in der Regel nicht verfügbar ist, fehlt eine weitere Möglichkeit, sich über diesen Weg den Diskussionskontext der jeweiligen Äußerungen wenigstens fragmentarisch zu erschließen. So halte ich den Aufbau einer Kontroverse um den stärkeren Unterhaltungsakzent des ZDF für eine von der Herausgeberin weitgehend konstruierte Debatte. Die Diskussion um »Ausgewogenheit« und das sogenannte »Hammerschmidt – Papier« hätte der Vertiefung bedurft, und die angebliche Diskussion um die Zukunftsstrategie Ende der 70er Jahre entpuppt sich bei näherem Hinsehen als die Unfähigkeit der öffentlich-rechtlichen Anstalten, das Undenkbare – die privatkommerzielle Konkurrenz – zu denken.

Eine schlichte Katastrophe ist das am Schluß abgedruckte Personenverzeichnis. Als Kriterium der Auswahl von beruflichen Daten – auf Lebensdaten wird gänzlich verzichtet – dürfte in der Regel deren Erreichbarkeit mit einem Minimum an Aufwand gestanden haben: Es fehlen jeweils viele wichtige berufliche Stationen, die allgemein bekannt sind (z.B. bei Pleister) bzw. leicht zu recherchieren gewesen wären. Auch die Abfolge hätte, ohne daß größerer Aufwand entstanden wäre, eine gewisse Vereinheitlichung verdient: So gehen frühere und spätere berufliche Stationen ziemlich durcheinander. Hinweise wie bei Hans Abich: »Rundfunkintendant bis 1928«(!) und bei Helmut Jedele: »Intendant des Südwestfunks« sind hoffentlich nur auf die Tücken der Textverarbeitung (z.B. als nicht gelöschte Notate) bzw. auf unaufmerksames Korrekturlesen zurückzuführen.

Edgar Lersch, Stuttgart

Dirk Ziegert
Jugendfernsehen auf dem Weg vom
Infotainment zum Infomercial.

Die Magazine »Elf 99« und »Saturday« zwischen Wende und Wiedervereinigung.
 Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1997,
 318 Seiten.

Erstmals befaßt sich eine an der Universität Siegen entstandene Dissertation ausführlich und kenntnisreich mit der Jugendsendung »Elf 99« des Fernsehens der DDR / Deutschen Fernsehfunks (DFF). Am 1. September 1989 startete, mit immensem Aufwand beworben und von der DDR-Führung mit mehrstelligem Millionenetat und modernster Technik ausgestattet, die Sendung als Jugendenachmittag mit magazinartiger Struktur im zweiten Programm des DDR-Fernsehens. »Elf 99« sollte als zweistündiges Jugendenachmittagsprogramm mit Infotainment-Anspruch bestehende Jugendsendungen des DDR-Fernsehens integrieren und die DDR-Jugendlichen, die sich zunehmend von den DDR-Medienangeboten

zugunsten der Rezeption westlicher Fernsehsender abgewandt hatten, nach den Planungsvorgaben der FDJ-Kultur- und Medienfunktionäre wieder an die Partei und ihre Jugendorganisation binden helfen.

Der Verfasser stellt in seiner Arbeit anschaulich dar, wie sich die Sendung – trotz der Programmvorgabe eines »sozialistischen Infotainments« – im Herbst 1989 zum medialen Schrittmacher der Wende in der DDR entwickelte. Dabei stehen der Funktionswandel im Zuge der Wiedervereinigung und der Versuch, die Nachfolgesendung »Saturday« im gesamtdeutschen Fernsehmarkt zu etablieren, im Zentrum der Untersuchung. Theoretisch stützt sich der Autor auf eine medienphilologische Gattungsdefinition, der zufolge das Magazinformat als eine historisch, medial und konzeptionell flexible Sendeform zu beschreiben ist. Die Anlage der Arbeit gründet vornehmlich auf der Auswertung von Sendemanuskripten, Fernsehkritiken, Presse- und Archivmaterialien sowie exemplarischen Produktanalysen und Interviews mit »Elf 99«-»Machern«. (Die Interviews sind im Anhang dokumentiert.)

Zunächst gibt der Autor einen Überblick über Entstehung und Genese der Gattungsform Magazin und diskutiert die generelle Problematik der Zielgruppenprojektion bei der Konzeption und Erstellung von Programmangeboten für Jugendliche. Daraufhin rekapituliert er die Entwicklungsgeschichte der Kinder- und Jugendmagazine im Fernsehen der DDR, die von einem permanenten Ringen um die jugendliche Zielgruppe gekennzeichnet war. Etliche Sendereihen wurden aufgrund mangelnder Akzeptanz schon nach wenigen Ausgaben wieder aus dem Programm genommen und durch neue Konzepte ersetzt.

Sodann unterzieht der Verfasser die programmatische Konzeption und Entwicklungsgeschichte des Magazins »Elf 99« einer medienhistorischen Analyse. Dabei geht er zum einen auf das Sendungskonzept und die programmatischen Vorgaben seitens der Verantwortlichen des Fernsehens ein, zum anderen beschreibt er die Produktionsbedingungen und die personelle Besetzung des Magazins in der sogenannten Vor-Wendezeit.

Anschließend betrachtet er die mediale Rolle von »Elf 99« bei der Wende in der DDR im Herbst 1989 und kommt zu dem Ergebnis, daß sich das Jugendmagazin »während der ›heißen Phase‹ der ›Wende‹ zu einem wesentlichen Protagonisten der kritischen Berichterstattung in der DDR entwickelte« und vorführte, »daß auch in den Strukturen des DFF ein ›lebensverbundenes Fernsehen‹ möglich war«. Auch in der Nach-Wendephase habe »Elf 99« versucht, über ein »eigenes agenda setting unbequeme politische und soziale Themen und Fragen aufzugreifen« und sei somit seinem Anspruch treu geblieben, mit investigativ-kritischem Journalismus Mißstände aufzudecken. Erst mit der Übernahme in das Umfeld kommerzieller Programmanbieter veränderte sich sowohl das Format wie der inhaltliche Anspruch des Magazins. Im Programm von RTL – der Sender hatte das Magazin nach der Abwicklung des DFF Anfang 1992 übernommen – tendierte das Medienprodukt stärker als zuvor in Richtung Infotainment. Der Wechsel von RTL zu dem Kölner Privatsender VOX im September 1993 bescherte »Elf 99« letztlich das Aus; das Profil des Magazins entsprach nicht mehr

den Zuschauererwartungen. Der teilweise Verzicht auf einen kritisch-engagierten Journalismus und die Orientierung am infotainment approach habe das vormals spezifische Sendungsprofil verwischt.

Bevor der Verfasser im abschließenden Kapitel die Endphase des Magazins näher beleuchtet, widmet er sich den spezifischen Präsentationsformen der Sendung, erläutert ansatzweise die Codes der Inszenierung (Moderation, Studio, Logos und Trailer), geht auf die Ästhetik der Filme ein und beschreibt kursorisch das Beitragsspektrum von »Elf 99«.

Am Beispiel der Nachfolgesendung »saturday« zeigt Dirk Ziegert schließlich auf, wie eine vormals erfolgreiche Sendung mit dem programmatischen Verzicht auf publizistische Formen der Vermittlung zugunsten von Präsentationsformen in der Grauzone zwischen Infotainment und Infomercial und der Anpassung an bereits vorhandene Formate (»Bravo TV«) ihre Marktchancen verspielte und ihr frühzeitiges Ende besiegelte.

Insgesamt handelt es sich um eine sicher argumentierende Arbeit, die durch eine umsichtige Analyse ihres Gegenstandes nicht nur den am DDR-Fernsehen Interessierten überzeugen wird.

Anja Kreutz, Gotha

Arnulf Kutsch / Horst Pöttker (Hrsg.)

Kommunikationswissenschaft - autobiographisch.

Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland (= Publizistik - Sonderheft 1/1997).

Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 263 Seiten.

Allen Unkenrufen, vor allem in der Vergangenheit, zum Trotz hat sich in Deutschland eine, wenn auch in so mancher Hinsicht heterogene Kommunikationswissenschaft - nicht wenige bevorzugen andere Fachbezeichnungen - ausbilden können. Als ein Indiz dafür gilt der anhaltende Erfolg der renommierten Vierteljahresschrift für Kommunikationsforschung, »Publizistik«, die bereits im 43. Jahrgang erscheint. Das erste Sonderheft seit ihrem Bestehen ist dem Thema »Kommunikationswissenschaft - autobiographisch« gewidmet. Worum geht es in dieser, auf den ersten Blick etwas kryptisch anmutenden Aufsatzsammlung?

Der gemeinsamen »Einführung« der Herausgeber, der Kommunikationswissenschaftler Arnulf Kutsch (Leipzig) und Horst Pöttker (Dortmund), sind die entscheidenden Hinweise zu entnehmen: Demnach besteht die vornehmliche Absicht darin, durch autobiographische Beiträge das Hauptaugenmerk auf die verschiedenen fachlichen Ausgangspunkte der Kommunikationswissenschaft zu lenken und die persönlichen Anteile ihrer Altmeister(innen) an der Begründung dieser sich schnell entwickelnden Wissenschaft aufzuzeigen. Als eine besondere Schwierigkeit nimmt sich die Auswahl des »richtigen« Autor(inn)enkreises aus. Zwei Kriterien seien, so die Herausgeber, ausschlaggebend gewesen: In der Aufsatzsammlung sollten - vor allem mit Blick auf die alte Bundesrepublik - möglichst sämtliche Ursprünge bzw. Schattierungen dieser Wissenschaft in persona vertreten sein. Nach dieser Maßgabe konnten zehn Fachgrößen (der Jahrgänge 1913 bis 1929) für einen auto-

biographischen Bericht gewonnen werden, nämlich: Alexander von Hoffmann, Kurt Koszyk, Helmut Kreuzer, Gerhard Maletzke, Elisabeth Noelle-Neumann, Joachim Pötschke, Harry Pross, Otto B. Roegel, Franz Ronneberger und nicht zuletzt Hertha Sturm.

Aus ihrer Sicht heraus zeichnen die oftmals »schulbildenden« Koryphäen, die sich nunmehr im akademischen (Un-)Ruhestand befinden, (selbst)kritisch die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft von den frühen 60er bis in die 90er Jahre hinein nach. Sie schildern, wie sich das Fach im Laufe der Zeit nach unterschiedlichen Forschungsgebieten, Theorie- und Methodenansätzen ausdifferenzierte. Die Bandbreite reicht von der empirischen Sozial- und Wirkungsforschung über die journalistische Aus- und Fortbildung bis hin zur Mediengeschichte und -ästhetik. Das vielfältige Engagement jener Wissenschaftler(innen)generation verlieh der am Boden liegenden und gering geschätzten Publizistikwissenschaft im zweiten Nachkriegsjahrzehnt zunächst einen bescheidenen, später unter dem Oberbegriff »Kommunikationswissenschaft« einen merklichen Auftrieb. Einige Fachvertreter(innen) verfolgen den weiteren Fortgang der Disziplin und ihrer Gegenstandsbereiche mit Sorge. Sie warnen eindringlich vor einer zu engen technischen und/oder wirtschaftlichen Ausrichtung von Theorie und Praxis. Dabei regen sie an, die geistes- und kulturwissenschaftlichen Wurzeln des Faches und deren Möglichkeiten (wieder) stärker in die Forschung und Vermittlung miteinzubeziehen.

Es herrscht wohl weithin Einverständnis darüber, daß die hier zu Wort kommenden Nestoren die gegenwärtige Kommunikationswissenschaft nachhaltig durch ihre Aktivitäten in der Forschung und Lehre sowie in der Wissenschaftspolitik und -organisation mitgeprägt und bereichert haben. Von dem hohen Anspruch des Sammelbandes her gesehen, zeitigt die Zusammenstellung jedoch auch weiße Flecken: So fehlen Äußerungen verstorbener Autoritäten - was Kutsch und Pöttker ausdrücklich einräumen -, beispielsweise von Emil Dovifat, Fritz Eberhard, Elisabeth Löckenhoff und Hendricus Johannes Prakke für West- bzw. von Hermann Budziszewski u.a. für Ostdeutschland. Die um einen Beitrag gebetenen einflußreichen Fachvertreter Emil Dusiska, Wilmont Haacke und Alphons Silbermann konnten oder wollten sich, aus welchen Gründen auch immer, auf keine Stellungnahme einlassen.

Von diesen Desiderata abgesehen, handelt es sich bei der Aufsatzsammlung nicht um ein Ensemble vereinzelter, für sich zu betrachtender autobiographischer Berichte, sondern sie gewinnen ihre Bedeutung erst im gesellschaftlichen Kontext. Die Fachvertreter(innen) haben mit dazu beigetragen, die Kommunikationswissenschaft konsequenter als zuvor für transdisziplinäre Diskurse zu öffnen. Die Beiträge erübrigen sicherlich keine historisch-systematische Aufarbeitung dieser Disziplin in Deutschland. Dieser Anspruch wird auch nicht erhoben. Dennoch stehen mit den vorliegenden Äußerungen der zehn Wissenschaftler(innen) unerläßliche Bausteine für eine umfassendere Bestandsaufnahme zur Verfügung. Darüber hinaus unterbreiten sie Vorschläge, Hinweise und Ratschläge - dem Vermächtnis einer Generation gleich -, welche die Kommunikationswissenschaft an

der Schwelle zu einem neuen Zeiteinsatz bedenken möge.

Christian Filk, Köln

**Adolf-Grimme-Institut (Hrsg.)
Medienpaket »Rechtsradikalismus
und Fernsehen«.**

Marl: Adolf-Grimme-Institut 1996.

Im Jahre 1996 legte das Adolf-Grimme-Institut (AGI) in Marl, getragen vom Deutschen Volkshochschul-Verband e.V., das Medienpaket »Rechtsradikalismus und Fernsehen« vor. Dieses - in vielen Belangen richtungsweisende - Unternehmen resultiert aus einem Projekt der Marler Medienforscher, das vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie unterstützt wurde. Das gesamte Medien- und Produktkonzept setzt sich aus neun Materialien - zwei Themenheften, einem Buch sowie einer sechsteiligen Videoedition - zusammen.

Die aus drei Teilen bestehenden Printmedien des Paktes bieten Analysen, Dokumentationen und Evaluationen zum Themenkomplex Gesellschaft - Rechtsextremismus - Medien. Sie ermöglichen, je nach Rahmenbedingung, Einsatzgebiet, Erkenntnisinteresse sowie Lernziel, einführende, vertiefende und/oder ergänzende Auseinandersetzungen mit Ausprägungen des Rechtsradikalismus, Rassismus und Antisemitismus in Deutschland. Ein Hauptaugenmerk richtet sich auf die verschiedenen Funktionen der öffentlichen Auslegung durch Medien, insbesondere durch das Fernsehen, dem nach wie vor die Rolle des gesellschaftlichen Leitmediums zugeschrieben wird.

Das Themenbändchen »Chaos, Randal, Rechtsrock« (Materialien I; 36 Seiten) vereint Beiträge einer gleichnamigen Fachtagung des Adolf-Grimme-Instituts zu Karriereverläufen rechter und rechtsgerichteter Jugendlicher in spezifischen Medienumgebungen und Musikszenen. Sachkundige Autorinnen und Autoren erörtern Darstellungsweisen des Rechtsextremismus in jugendattraktiven Genres der Print-, Audio- und TV-Medien sowie deren Auswirkungen auf (rechtsorientierte) Heranwachsende. Das Themenheft »Mit neuen Medien gegen Neue Rechte« (Materialien II; 95 Seiten) dokumentiert eine Konferenz des Marler Medieninstituts mit derselben Programmatik. Expertinnen und Experten für digitale, netzwerkgestützte sowie interaktive Medien stellen Beispiele für die politische Bildungsarbeit im Umgang mit rechten und neonazistischen Online-Agitationen vor. Ein Anhang mit Angaben zu Literatur, Projekten und Adressen vervollständigt die Beiträge. In dem Sammelband »Zwischen Skandal und Routine?« (Materialien III; 224 Seiten) untersuchen und bewerten Vertreterinnen und Vertreter aus den Bereichen Journalismus, Regie, Medienwissenschaft, -kritik und -pädagogik historische und aktuelle fiktionale respektive non-fiktionale Film- und Fernsehproduktionen, die sich mit Formen des Rechtsradikalismus befassen. Darüber hinaus werden zentrale Gesichtspunkte der Medienwirkungsforschung und -pädagogik erläutert.

Die sechsteilige Videoedition mit farbigem AV-Material vermittelt in guter technischer Qualität Ein-

drücke von Rechtsextremismus-Darstellungen in diversen Genres und Sujets. Ferner bieten die berücksichtigten Exempla beste Voraussetzungen zur medienanalytischen sowie -kritischen Reflexion von Ansätzen der Fernsehberichterstattung, filmischen Dokumentation, Spielfilm- und Spotästhetik sowie -dramaturgie. Jedem Videoband ist eigens eine brauchbare Broschüre beigelegt, die kontextuelle, analytische und didaktische Hinweise zum jeweiligen Thema zur Verfügung stellt.

Das Tape »Berichterstattung über die Rostocker Pogrome - August 1992« (Materialien IV; 9 Minuten) hat markante Ausschnitte aus drei Fernsehproduktionen (RTL, ZDF, ARD) zu diesen erschütternden fremdenfeindlichen Aggressionen zum Gegenstand. Die ausgewählten TV-Sequenzen veranschaulichen, daß durch Anwendung bestimmter Präsentationscodes unterschiedlich akzentuierte AV-Bilder zur Lage von Asylbewerbern und Anwohnern in Rostock-Lichtenhagen erzeugt werden. Das Video »Berichterstattung über Rechte Gewalt« (Materialien V; 37 Minuten) bringt vier Beiträge aus politischen Fernsehmagazinen öffentlich-rechtlicher sowie privatwirtschaftlicher Programmveranstalter (ARD, ZDF, RTL, SAT.1). Diese Beispiele beschäftigen sich mit Aspekten des Entstehens und Umsichgreifens von Rechtsextremismus und lassen kritische Zuschauerinnen und Zuschauer nach dem bewußten und angemessenen Einsatz von dokumentarisch-informativ-stilmitteln im Fernsehen sowie deren Folgen und Konsequenzen fragen.

Die Kassette »Medien gegen Rassismus« (Materialien VI; 7 Minuten) bietet fünf kurze Spots der gleichnamigen medien- und senderübergreifenden Initiative »Medien gegen Rassismus«, womit sich viele Prominente solidarisch erklärten. Diese Exempla befördern die Dialogbereitschaft über Gegensätze bzw. Zusammenhänge von Rassismus, Moralität, Emotionalität, Rationalität sowie Medialität. Das Band »Jugend-Videogruppen gegen Rassismus und Vorurteile« (Materialien VII; 11 Minuten) vereint fünf Spots von Jugendlichen. Die qualitativ hochwertigen Kurzbeiträge geben treffliche Lehrmaterialien zur Auseinandersetzung mit Rassismus-, Stigmatisierungsdiskursen und Stereotypenbildungen ab. Des weiteren motivieren sie Jugendliche dazu, selbst in Form von videogestützten Eigenproduktionen kreativ zu werden.

Bei dem Videoband »Wer Gewalt sät - von Brandstiftern und Biedermännern« (Materialien VIII; 44 Minuten) handelt es sich um eine beklemmende Fernsehdokumentation von Gert Monheim (WDR) über den Ausbruch von Haß und Gewalt gegenüber Flüchtlingen in Rostock-Lichtenhagen. Es ist ein hervorragendes Anschauungsstück über die politischen Zusammenhänge, das weit über die Ereignishaftigkeit jener fremdenfeindlichen Umtriebe des Jahres 1992 hinausweist. Die Kassette »Dann eben mit Gewalt« (Materialien IX; 82 Minuten) hat einen mehrfach ausgezeichneten Spielfilm von Rainer Kaufmann (ZDF/arte) mit einer hochkarätigen Besetzung zum Inhalt. Das Werk schildert die Geschichte einer politischen Verfolgung im rechtsextremistischen Umfeld. Der Film stellt sowohl individual- als auch gruppenpsychologische Probleme von Eifersucht und Freundschaft, Anpassungsdruck und Willensfreiheit, Haß und Liebe

sowie Gewalt und Gewaltlosigkeit in den Vordergrund der Handlung.

Das Medienpaket »Rechtsradikalismus und Fernsehen« des Adolf-Grimme-Instituts vermag als ein vielseitig einsetzbares und sich ergänzendes Lehr- und Lernmittel zu überzeugen. Die in sich stimmige Konzeption eignet sich in besonderer Weise zur Aneignung von Medienkompetenz in den Bereichen der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit, der politischen Fort- und Weiterbildung sowie der medientheoretischen, -kritischen und nicht zuletzt -praktischen Schulung.

Christian Filk, Köln

Joachim Paech

Medien-Macht und interaktive Medien.

(= Düsseldorfer Medienwissenschaftliche Vorträge, Bd. 12).

Bonn: ZV Zeitungs-Verlag Service, 1997, 30 Seiten.

In diesem schmalen, essayistisch gehaltenen Bändchen erhebt der Konstanzer Medienwissenschaftler Joachim Paech eine häufig marginalisierte Frage in der Diskussion um Macht und interaktive Medien zum Gegenstand seiner kulturphilosophischen Reflexion. Im Rekurs auf die Foucaultsche Theorie der »Dispositive der Macht« thematisiert der Verfasser ein – dem vorherrschenden Gedanken der Verfügungsgehalt über Informations- und Kommunikationstechnologien entgegengesetztes – Problem. So interessiert ihn vor allem, was Medien mit denen anstellen, die ihren medialen (An-)Ordnungen ausgesetzt sind und sich ihren diskursiven Strukturen unterwerfen müssen. Das Dispositiv-Konzept bietet bekanntlich einen Erklärungsansatz für technische, institutionelle und programmliche Aspekte der Medien im Kontext von Wahrnehmungsstrukturen.

Vor dem Hintergrund der Frage, inwieweit die symmetrischen und interaktiven Kommunikationsformen, die mit den neuen Medien einhergehen sollen, die vorangegangenen diskursiven Machtstrategien relativieren oder gar demokratisieren können, erinnert Paech an zwei mythisch zu nennende Modellvorstellungen »dispositiver Struktur mediatisierter Erfahrung« (S. 8), nämlich Platons Höhlengleichnis sowie Homers Odyssee. Beide Exempla erläutern, so Paechs Tenor, »Dispositionen der Möglichkeit von Erfahrung« (S. 12), die durch die Anordnungssysteme der Subjekte (prä)determiniert sind. In beiden Fällen ist der Beobachter gegenüber den mediatisierten Geschehnissen gefesselt. Aus diesem Umstand resultiert für den Verfasser unter anderem die schicksalhafte Frage, »ob die neue Freiheit und interaktive »Ungebundenheit« mediatisierter Kommunikation von Ereignissen und Erfahrungen nicht gerade im Zuge einer negativen Dialektik die Subjekte um so tiefer in die Fallstricke ihrer mächtigen Illusionen durch eine »Illusion mehr«, nämlich der Interaktivität, verstrickt« (S. 12f.).

Unter »Interaktivität« kann man nach Paech, wobei er Anleihen bei Überlegungen Roger Odins zu »Cinéma et interactivité« macht, als eine Variante einer vierfachen Kriteriologie verstehen, die für die face to face-Kommunikation als konstitutiv angesehen wird. Dazu zählen im einzelnen:

a. Es muß einen direkten Kontakt zwischen Sender und Empfänger geben. Offen bleibt, was unter »direkt« zu verstehen ist.

b. Der Empfänger muß auf den Ablauf der Kommunikation Einfluß nehmen, ihn unterbrechen und unmittelbar eine Reaktion hervorrufen können.

c. Die Rollenverteilung zwischen Sender und Empfänger muß umkehrbar sein.

d. Der Empfänger muß die Möglichkeit haben, auf den Inhalt der Kommunikation Einfluß zu nehmen« (S. 13).

Die konkretisierte These Paechs lautet, »daß jede Operation interaktiver Medien als Ereignis erlebnisbezogen ist« (S. 17). Trifft diese Aussage zu, so hat dies weitreichende Auswirkungen. Die heraufziehenden Online-Dienste, die über die optionalen Funktionen des Rückkanals sowie der Wahlmöglichkeit unter zahllosen gleichzeitigen Angeboten verfügen, verwandeln die eigenen vier Wände in einen »medialen Erlebnisraum eines gigantischen elektronischen Erlebniskaufhauses« (S. 23). Interaktivität im Erlebnis-kaufhaus heißt zu allererst: die freie Wahl zu haben. Dabei besteht der »Eingriff in die Ordnung« des Warenangebots und die Art der unmittelbaren Einflußnahme im »Auswählenkönnen«, das zum »eigentlichen Erlebnis der Interaktivität« (S. 26) avanciert.

Mit diesem festgestellten Sachverhalt knüpft Paech wieder an seine zentrale Problemstellung, den Zusammenhang von Medienmacht, Demokratie und Interaktivität, an. Er eruiert, ob die Macht, die von den Medien herrührt, durch Interaktivitätsstrategien relativiert, mitunter sogar demokratisiert werden kann. Unter der Prämisse, daß der Terminus »Demokratie« synonym zu setzen ist mit der Gesellschaftskonstitution durch die stetige Partizipation von Subjekten, drängen sich für den Verfasser zwei unterschiedliche Auffassungen auf.

Hinsichtlich der Folgen und Konsequenzen beurteilt Paech die Tendenz einer fortschreitenden Überlappung von mediatisierter Erlebniswelt und Funktionen gesellschaftlicher Öffentlichkeit sowie die Tendenz einer wachsenden Durchdringung der Privatsphäre mit Funktionen von Politik prononciert skeptisch. Extrapoliert für die Online-Medien bedeutet diese Entwicklung unter Umständen, »daß sich ein gesellschaftlicher Ort »Öffentlichkeit« schließlich in den »Nichtort« der digitalen Netze auflösen wird« (S. 27). Dann müßte man das »Verhältnis des politisch Möglichen zum Realisierten« durch das diametral entgegengesetzte »Verhältnis des Virtuellen zum medial Aktualisierten« (S. 27) ersetzen. Allerdings hegt der Verfasser nachhaltigen Zweifel daran, »daß in ihrer Hybridform oder in den digitalen Netzen die Medienrealität mit der gesellschaftlichen Realität identisch geworden ist oder es werden könnte« (S. 28).

In seinen Ausführungen fokussiert Paech einen – zweifelsohne – virulenten Aspekt in der Schwellenzeit zu einer »Mediengesellschaft«. Der Argumentationsgang markiert jedoch zugleich basale Dilemmata, die aus der historischen Nähe zum heutigen Zeitgeschehen erwachsen. Eine Entweder-oder-Differenzierung zeitigt zwar eine scheinbar scharf konturierte Analyse, läuft aber mitunter auch Gefahr, Sachverhalte zu vereinfachen – zumindest lassen die Schlußfolgerungen des Verfassers dies in kritischer Lesart zu. Als unverzichtbar erweist sich um so mehr eine minutiöse

Evaluation des Ineinanderübergehens von medialisierten Erlebniswelten und gesellschaftlichen Teilöffentlichkeiten, mithin der verschiedenen (heute noch) abzustufenden Formen realer sowie virtueller Demokratie.

Zuzustimmen ist Paech – bezieht man seine Aussagen auf den gegenwärtigen Entwicklungsstand der Medienevolution –, wenn er konstatiert: »Ich denke, daß sich für die Subjekte nach wie vor so etwas wie eine interaktiv konstituierte Öffentlichkeit im unvermeidlichen Auseinanderbrechen von Erlebnis- und Erfahrungswelt (zum Beispiel des Arbeitsplatzes) herstellt – obwohl die erlebnisförmigen Überlagerungen von gemachten Erfahrungen in alle und gerade auch in die intimsten Lebensbereiche eindringen« (S. 28). Die nachindustriellen Staaten stehen allerdings erst ganz am Anfang einer politischen Auseinandersetzung um die Etablierung der Online-Medien.

Am Ende formuliert Paech einen durchaus konstruktiven Ansatz, den es angesichts einer neuen und anderen medienpolitischen Zukunft zu bedenken gilt: »Nicht die Interaktivität der Medien, sondern diejenige der Menschen ist es auch im Umgang mit den Medien, die das immer wieder erneuerbare Versprechen auf Demokratisierung einlösen muß« (S. 30). Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Menschen eben hierzu willens und bereit sind.

Christian Filk, Köln

Lutz M. Hagen (Hrsg.)

Online-Medien als Quellen politischer Information.
Empirische Untersuchungen zur Nutzung
von Internet und Online-Diensten.
Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, 202 Seiten.

Die Auffassungen darüber, ob mit den digitalen, interaktiven und netzwerkgestützten Informationstechnologien eine neue Ära der Kommunikation angebrochen ist, sind nach einigen Jahren zaghafter Sondierung des Terrains sowohl in der medienwissenschaftlichen Theorie als auch Praxis umstritten und weithin unentschieden. Einen vordringlichen Aspekt greift der Sammelband auf, der vom Erlanger Kommunikationswissenschaftler Lutz M. Hagen herausgegeben wird. Im Zentrum der sechs politik- bzw. kommunikationswissenschaftlichen Beiträgen steht die empirisch angelegte Frage, welche Aufschlüsse sich ergeben über die Nutzung kommerzieller Online-Dienste sowie des Internet zum Zwecke der politischen Information.

In seiner Einleitung konstatiert Hagen, daß eine ganze Reihe von einschlägigen Erklärungsansätzen der (Massen-)Kommunikationsforschung – er verweist ausdrücklich auf Theorien der Informations- und Wissensklüfte sowie der Selektivität von Medienofferten und der Fragmentarisierung von Publica – sich für die Analyse der Online-Medien adaptieren lassen. Zudem favorisieren die Autor(inn)en in zentralen Aspekten, so der Herausgeber, traditionelle Konzepte, insoweit diese standardisierte Aktantenschemata (Produktion, Rezeption etc.) und Internet bzw. Online-Dienste als Vermittlungsinstanzen politischer Kommunikation voraussetzen. Der Beitrag von Theodor Zipfel fokussiert die politologische, bzw. demokratietheoretische Diskussion um die Nutzung von Online-Medien. Er resümiert: »Sicher sind Online-Medien

nicht das hochgelobte Mittel zur Förderung von Demokratie, sondern beinhalten Vorteile und Risiken für Politik und Gesellschaft« (S. 50). Mitentscheidend ist, welche Funktion und Relevanz den Online-Medien in Komplementarität und/oder Konkurrenz zu den Massenmedien durch Regierung, Parteien, Interessengruppen sowie Adressaten zugeschrieben werden.

Ein besonderes Erkenntnisinteresse gilt der Frage, aus welchen soziodemographischen Gruppen, mithin zu welchen Anteilen, sich die Online-User rekrutieren. Mit Hilfe einer Kombination aus diffusions- und nutzentheoretischen Ansätzen (mit sekundär-analytischen Elementen) werten Helmut Scherer und Harald Berens die Soziodemographie der Onliner aus. Diese zeichnen sich – insgesamt betrachtet – durch ein formal hohes Bildungsniveau und (falls berufstätig) ein überdurchschnittliches Einkommen aus. Die männliche und jüngere Klientel ist deutlich überrepräsentiert. Der »extrovertierte Kommunikator« (Typ I) tritt häufiger in Erscheinung als der »introvertierte Technofreak« (Typ II). Nach der (sekundäranalytischen) Untersuchung von Befragungsdaten durch Lutz M. Hagen und Markus Mayer sind die Online-Medien gegenwärtig – aufgrund ihrer bescheidenen Inanspruchnahme – als Faktor zur Ausbildung politischer Öffentlichkeit eine (noch) zu vernachlässigende Größe, zumal in vergleichender Hinsicht zu konventionellen Massenmedien. Mit Blick auf den »Nutzungszweck« von netzwerkgestützten Medien »dominiert die Informationssuche[,] gefolgt von interpersonaler Kommunikation und erst dann vom unterhaltungsorientierten Surfen im Netz« (S. 118).

Ein weiteres Hauptaugenmerk richtet sich auf die spezielle Funktion der Online-Angebote im Ensemble der Medien. Am Beispiel einer Online-Befragung im Internet zu »SZonNet«, der digitalen Ausgabe der »Süddeutschen Zeitung« (SZ), eruiert Markus Spott, Martin Rieß und Reimar Zeh, in welcher Intensität und Modalität elektronische respektive gedruckte Zeitungen genutzt werden. Ein beträchtlicher Anteil der erfaßten Unser von »SZonNet« lebt außerhalb Deutschlands. Mit dem SZ-Online-Angebot bringen sie sich auf den neuesten Informationsstand. Die Mehrheit der Nutzer vor Ort gebraucht die Online-Ausgabe komplementär zur täglichen SZ-Lektüre. »Ob die Verbreitung über den derzeitigen Stand wesentlich hinausgehen kann, hängt maßgeblich davon ab, ob Nutzer der Online-Ausgabe auch jenseits der Gruppe Hochgebildeter erschlossen werden können« (S. 161). In Form einer (zweistufigen) Befragung von angestellten Journalisten in Politik- und Nachrichtenredaktionen ermitteln Winfried Schulz und Daniela Leidner die Online-Nutzung durch publizistische Medien. Die befragten Redakteure bemühen in erster Linie das Internet, erst in zweiter Linie die proprietären Online-Dienste. Nach Auskunft zahlreicher Redakteure »wird die journalistische Nutzung der Online-Medien weiter zunehmen und fester Bestandteil der redaktionellen Arbeit werden« (S. 189).

Die vom Herausgeber präferierte Lesart des Sammelbandes als »Momentaufnahme« in Sachen kommunikationswissenschaftliche Erforschung der Online-Medien als Vermittlungsinstanz von und für Politik erweist sich als durchaus treffend – und dies gleich in mehrerer Hinsicht: Der konsonante Tenor der Autor(inn)en, sich (zunächst) an »traditionellen«

Konzeptualisierungen der Kommunikationswissenschaft orientieren zu wollen, läßt sich auslegen als Reflex auf einen vorgängigen phänomenologischen, kommunikationssoziologischen und nicht zuletzt disziplinären Paradigmenwechsel an der Schwelle zum Online-Zeitalter in einer intermedialen Umgebung. Und dies gilt nichtsdestoweniger hinsichtlich der politischen Kommunikationsprozesse und der Konstituierung politischer (Teil-)Öffentlichkeiten durch die Datennetze.

So gesehen erweist sich das von den Autor(in)en gewählte Prozedere als durchaus plausibel; denn das Exempel der Online-Kommunikation macht einmal mehr die subtile wissenschaftssoziologische Interaktion der Konturierung von theoretischen Leitkonzepten einerseits und der Konstituierung eines neuen Gegenstandes in quantitativer respektive qualitativer Hinsicht deutlich. Daß die vorgetragene Ausrichtung an konventionellen Konzepten der (Massen-)Kommunikation prinzipiell über den Break even der Herausbildung der Online-Medien als neuen gesellschaftliche Leitmedien Bestand haben wird, muß bezweifelt werden. Hier wird sich in den nächsten Jahren noch herausstellen müssen, von welchen Modellvorstellungen für die unterschiedlichsten Probleme der Online-Kommunikation auszugehen sein wird. Vor diesem Problemhorizont demonstrieren die Autor(inn)en, daß die - insbesondere in der Fernseh- und Hörfunkforschung geschärften und verfeinerten - Theorien bzw. Methodologien des Diffusions- sowie des Use-and-Gratifications-Ansatzes über konstruktive Potentiale gerade für die Analyse der Datennetze verfügen, was im übrigen auch durch andere Studien gestützt wird.

Vernachlässigt man diese komplexen intra- sowie interdisziplinären Fragestellungen und wendet man sich den wesentlichen Befunden der einzelnen Studien zu, dann tritt offen zutage: Eine seriöse Einschätzung der funktionalen Ausdifferenzierung sowie der informativen Resonanz der netzwerkgestützten Medien in der politischen Kommunikation kann nur unter der Bedingung erfolgen, daß die herkömmlichen Massenmedien mitberücksichtigt werden. Zum Zeitpunkt der Erhebung jedenfalls evozierten die Online-Medien, so die in mehreren Beiträgen einhellige Auffassung, kaum eine unmittelbare politische Beteiligung der Bürger(innen) und dies lediglich in besonderen Bevölkerungsgruppen. Mithin kann man diesen Umstand, wie sachlogisch korrekt konzidiert wird, mittels der Knowledge-Gap-Hypothese interpretieren.

Abschließend kann man sich nur dem Plädoyer von Lutz M. Hagen nach einer fortgesetzten und eingehenden Begleitforschung der Online-Medien mit ihren vielen offengebliebenen und unausgesprochenen Fragen uneingeschränkt anschließen.

Christian Filk, Köln

Petra Ganssen

Wirkung nach Plan.

Sozialistische Medienwirkungsforschung in der DDR. Theorien, Methoden, Befunde.

Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 391 Seiten.

Petra Ganssens von dem Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten betreute Dissertati-

on ist eine sozialwissenschaftliche Arbeit; recht verstanden, bringt dies ihre Leistungen wie ihre Grenzen auf einen knappen Nenner.

Ihre Stärken liegen überall dort, wo es um die theoretisch-systematische Durchdringung des Themas geht: Bis in die letzten Verästelungen hinein wird im fünften Kapitel die sozialistische Medienwirkungstheorie nachgezeichnet, in deren Zentrum »die Ermittlung von nutzbaren Gesetzmäßigkeiten bewußtseinsverändernder Mittel zur präzisen Beeinflussung menschlichen Denkens und Handels« stand (S. 134); im sechsten Kapitel geht es um die eng damit verbundene Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von westlichen, »bürgerlichen« Kommunikationstheorien und empirischen Forschungsergebnissen; das siebte Kapitel ist den Methoden marxistisch-leninistischer Medienwirkungsforschung gewidmet (die »fast unmodifiziert aus der positivistischen Tradition der westlichen empirischen Forschung übernommen worden sind« (S. 279); das achte Kapitel behandelt den Spezialbereich der statistischen Auswertungsverfahren und den Einsatz von EDV und im neunten Kapitel wird anhand von 15 (allerdings recht willkürlich ausgewählten) Studien die Leistungsfähigkeit der empirischen Medienwirkungsforschung in der Praxis untersucht. Es bleibt eine gewisse Ratlosigkeit angesichts des Befundes, daß drei der 15 Studien »durchaus beachtliche empirische Leistung attestiert werden kann« (S. 324) - wie ist die Quote andernorts? Das theoretische Bezugssystem all dieses Forschens schließlich ist breit ausladend auf rund 100 Seiten in drei eigenen Kapiteln vorangestellt: Nach einem Repetitorium in marxistisch-leninistischer Philosophie allgemein und Erkenntnistheorie insbesondere wird das Wissenschaftssystem der DDR skizziert und danach speziell die sozialistische Kommunikations- und Massenkommunikationstheorie abgehandelt. All dies geschieht durchdacht, klar strukturiert und in leicht nachvollziehbaren Formulierungen.

Der zentrale Einwand gegen Ganssens Arbeit hat nun nicht etwa an der von ihr aufgezeigten Stelle anzusetzen, an der »fehlenden »Binnenperspektive«« (S. 13), weil sich sehr wohl darüber streiten läßt, ob hierin tatsächlich »das zentrale und unüberwindliche Problem« zu sehen ist, sondern am gänzlichen Mangel an jeglichem historischen Bewußtsein, an seinen Problemen und der zu ihrer Bearbeitung notwendigen Erfordernisse. An zwei Stellen nur ist dies paradigmatisch aufzuweisen. Zum einen stellt Ganssen die seit 1989/90 vorhandenen neuen Gegebenheiten forschungspraktisch nur vordergründig in Rechnung. Indem sie sich nur auf publiziertes Material stützt, hätte ihre Studie im Prinzip auch schon vor der Wende geschrieben werden können. Daß sich »der politische Umgang mit der soziologisch orientierten Medienforschung (...) als in höchstem Maße repressiv erwiesen hat« (S. 326), bleibt so eine zwar sicherlich korrekte, aber aus der Untersuchung überhaupt nicht ableitbare Behauptung. Der Durchdringung von Politik und Forschung in ihren praktischen Vollzügen wird auch nicht ansatzweise am durchaus vorhandenen Quellenmaterial nachgegangen - ein hochinteressantes Thema wird verschenkt, das aber sicherlich noch einmal analysiert werden wird.

Und zum anderen befragt Ganssen regelmäßig nicht ihr Material auf seine Grenzen, indem sie es

unterläßt, mögliche Veränderungen im Laufe ihres Untersuchungszeitraumes (der immerhin die gesamten 70er und 80er Jahre umfaßt) konkret zu thematisieren. Immer wieder stellt sie Positionen der frühen 70er Jahre dar (z.B. S. 131ff; S. 186ff), deren Aussagen »bis zuletzt wissenschaftlicher Status quo« (S. 138) gewesen sein sollen. Das mag ja sein; aber Belege dafür sucht man vergebens. Müßte man dagegen in Rechnung stellen, daß vielleicht auch die DDR-Forscher im Laufe der Jahre und Jahrzehnte im Vollzug ihres Tuns dazugelernt haben (ohne dies ohne weiteres öffentlich verkünden zu können), würde sich der von Gansen grundsätzlich vermittelte Eindruck eines gleichsam archaischen Forschungsstandes einigermaßen relativieren, der ansonsten zwangsläufig zurückbleiben muß. Schließlich erschien auch die gegenwärtige westdeutsche Medienwirkungsforschung in keinem sehr günstigen Licht, wenn man sie nur auf der Basis von zehn oder gar 20 Jahre alten Veröffentlichungen beurteilen wollte.

Konrad Dussel, Frankfurt am Main / Forst

Robert von Zahn

Jazz in Köln seit 1945.

Konzertkultur und Kellerkunst (incl. CD mit unveröffentlichten Aufnahmen: Jazz in Köln 1955/56). Köln 1997. 264 Seiten.

Die Publikation entstand als fünfte des vom Historischen Archiv der Stadt Köln herausgegebenen und wesentlich mitgeprägten Projektes »Dokumentation Kölner Kulturleben nach 1945«. Und damit ist schon vorgegeben, womit sich dieses Buch in erster Linie beschäftigt: mit einer historischen Betrachtung eines Aspektes des Kölner Kulturlebens, der Jazzmusik. Robert von Zahn schreibt nicht - obwohl er Musikwissenschaftler ist - eine wissenschaftliche Musikgeschichte des Jazz, sondern bettet den Jazz ein in das langsam nach dem Krieg neu erblühende Geistesleben der Stadt Köln. So erspart uns der Autor langatmige Aufzählungen von Konzertdaten oder für Laien oft schwierig nachzuvollziehende wissenschaftliche Einzelheiten über Stilrichtungen der Jazzmusik. Derartige Informationen fließen geradezu nebenher in den Text ein, sie dienen gleichsam als Illustration seines Themas, nämlich ein Stück Kulturgeschichte der Stadt Köln zu schreiben, an dem der Jazz bis in die 60er Jahre einen erheblichen Anteil hatte und seit den 80er Jahren wiederzugewinnen beginnt. Der Wert der Arbeit liegt darüber hinaus im spannend beschriebenen und gut recherchierten Beziehungsgeflecht unter den Jazzmusikern sowie mit bedeutenden Förderern des Kölner Jazz, wie etwa Gigi Campi.

Nun mag der Buchtitel suggerieren, daß Köln geradezu eine Hochburg des Jazz gewesen ist. Die Nähe zum Rundfunk schien schließlich eine günstige Voraussetzung. Doch konnten in der Frühzeit bis Ende der 50er Jahre Jazzmusiker nur von ihrer Musik leben, wenn sie sich ununterbrochen vor Publikum produzierten. Lediglich die großen Rundfunkbands - Kurt Edelhagen, Harald Banter, Adalbert Luczkowski - boten den Musikern ein halbwegs gesichertes Einkommen. Eine lebendige internationale Jazzszene, wie es sie etwa in Paris gab, konnte sich in Köln nicht

etablieren. Nichtsdestotrotz kann die Jazzchronik Auftritte amerikanischer Stars verbuchen: Louis Armstrong (1952), Billi Holiday (1954), Lionel Hampton, Ella Fitzgerald, Miles Davies, Chet Baker, Oskar Peterson, Red Norvo, Count Basie, Gerry Mulligan, Dizzi Gillespie, Benny Goodman, Duke Ellington (1956 und 1957), um nur die bekanntesten zu nennen. Doch wurde von den Stars kein Kontakt zur Kölner Jazzszene aufgenommen. »Die Fans konnten ihre Vorbilder live erleben. Doch eine Kölner Musikultur konnten solche Durchreisen nicht prägen.« (S. 72)

Ende der 50er Jahre bot Köln jedoch für die Jazzmusiker durch den Rundfunk und die hier ansässige Schallplattenfirma Electrola gute Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. So konnten das Orchester Kurt Edelhagen und die Media Band unter Harald Banter, beides Big Bands des (N)WDR, auch internationale Bedeutung gewinnen. Es war die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, und der WDR war seinerzeit so gut finanziell ausgestattet, daß er es sich leisten konnte, mehrere Bands an sich zu binden und zu finanzieren.

Kurt Edelhagen war, so berichtet der Autor und, so weiß es auch Gigi Campi, weniger ein begnadeter Musiker und Arrangeur als ein organisatorisches Talent mit vielen Kontakten in der Jazzszene, die er nutzte, um international renommierte Musiker für Gastkonzerte zu verpflichten. Sein besonderer Verdienst lag im Engagement für die 1958 durch den WDR und die Stadt Köln gleichsam eingeführte Reihe »Jazzkonzerte für die Jugend«. Nebenbei lehrte er Jazz an der Musikhochschule Köln, ein Fach, das ebenfalls 1958 eingerichtet wurde und in dem auch Alois Zimmermann und Dietrich Schulz-Köhn lehrten. Die 60er Jahre waren die Hochzeit des Orchesters Kurt Edelhagen. Doch 1972 wurden im WDR Stimmen laut, die die erheblichen Kosten des Orchesters kritisierten. Das galt ebenso für die Media-Band, die seit 1962 mit dem WDR vertraglich fest verbunden war. Banter, der sich außer mit der Jazzmusik auch mit Unterhaltungs-, Hörspiel- und Filmmusik befaßte, avancierte 1974 zum Chef der Unterhaltungsabteilung und später zum stellvertretenden Programmleiter Musik. Diese Leitungsfunktionen ließen sich mit der Führung der Band nicht vereinbaren, so daß er die Band an Andreas Scheer übergab.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die »Clarke-Boland-Big Band«, genannt CBBB. Diese Band formierte sich 1961 durch die Initiative von Gigi Campi, der die Musiker der Band zusammenführte, insbesondere den Schlagzeuger Kenneth Clarke und den Pianisten und Arrangeur Francy Boland. Die Mitglieder der Band waren international, ohne daß jedoch ein deutscher Musiker vertreten war. Neben dem Orchester Kurt Edelhagen stieg die CBBB zur bedeutenden Kölner Jazzformation auf. Im Gegensatz zur Edelhagen Big Band war die CBBB in den ersten Jahren eine reine Studio Band, die erst 1966 ihr erstes öffentliches Konzert gab. So hatte sie sich dem Zeitgeist angepaßt und dem schwindenden Bedarf an Live-Musik eine große Anzahl von Plattenproduktionen entgegengesetzt, die durch die Einführung der Juke-Boxen und Musikanlagen in den Tanzcafés, Kneipen und Gaststätten sich gut verkaufen ließen und den Mitgliedern der CBBB ein gutes Einkommen

sicherten. Trotz großen nationalen und europäischen Erfolgs sowie weit über 30 Schallplatten konnte die Band in den USA jedoch nicht Fuß fassen.

Parallel zur Jazzszene entwickelte sich in der sogenannten Ersten Musik eine Richtung, die nach neuen Formen von Ausdrucksmöglichkeiten suchte. Es ist die Rede des 1953 von Herbert Eimert und Robert Beyer errichteten elektronischen Studios im NWDR. Hier wurden neue Klänge und Klangerlebnisse durch elektronische Instrumente und neue Musikformen (atonale und 12-Ton-Musik) erzeugt. Das elektronische Studio war sozusagen ein »Musiklabor«, in dem musikalisch experimentiert und auch an den traditionellen Fundamenten der Musiktheorie gerüttelt wurde.

Einher damit ging auch die Arbeit von Bernd Alois Zimmermann, Manfred Niehaus, Manfred Schoof und Alexander von Schlippenbach, die mit dem Jazz an der Kölner Musikhochschule verbunden waren und ebenfalls die Grenzen der traditionellen Musik durchbrachen und mit atonaler Musik experimentierten. Hier war sozusagen die Schnittstelle zwischen Jazz und Klassik, denn von der Arbeit des elektronischen Studios gingen auch Impulse für den Jazz aus. Es etablierte sich der sogenannte Free Jazz als neue Form. Damit wurde der Jazz immer akademischer, immer verkopfter. Es ging weniger um Improvisationstechniken als um Kompositionstechniken. Die Entwicklung des Free Jazz ist eng mit dem Namen Alexander von Schlippenbach und seiner 1966 gegründeten Band »Globe Unity Orchestra« verbunden. Im weiteren Verlauf dieser neuen Entwicklung im Kölner Free Jazz hebt von Zahn die »Gunter Hampel und his Galxie Dream Band« hervor, die 1973 ein beachtetes Konzert im »Päff« gab.

Zu einem bedeutenden Meilenstein des Kölner Jazz wurde die Einrichtung einer eigenen Jazzabteilung im WDR 1978 unter der Leitung von Manfred Niehaus, der dafür die Leitung der Abteilung Neue Musik aufgab. Kaum ein Jahr später jedoch wurde der Jazz wieder zu einer Redaktion degradiert. Trotzdem konnte Niehaus wertvolle Arbeit leisten. Ihm zu verdanken ist die Sendereihe »Jazz Meeting WDR«, die eine große Anzahl bedeutender Jazzorchester für Live-Auftritte verpflichten konnte, die später im 3. Hörfunk-Programm des WDR übertragen wurden. Niehaus wurde 1990 von Ulrich Kurth abgelöst. Zur weiteren wertvollen Jazzarbeit des WDR gehört die Mitte der 80er Jahre unter der musikalischen Leitung von Jerry van Rooyen und der redaktionellen Betreuung von Wolfgang Hirschmann gegründete WDR Big Band, die sich bis heute eines ausgezeichneten Rufes erfreut.

Abgerundet wird das Buch mit einem »Abstecher« in die 90er Jahre. Explizit widmet sich der Autor der »Kölner Saxophon Mafia« und ihrer avantgardistischen Musik, der Entwicklung des Stadtgartenprojektes, der Einbindung der Philharmonie in die Jazzkultur und die Musikavantgarde sowie der Neugründung des »Loft« durch Hans-Martin Müller. Außerdem zeigt er die Präsenz des Jazz in den in Köln ansässigen Medien auf, sei es WDR (Fernsehen und Hörfunk), der Deutschlandfunk, Zeitungen und Szenezeitungen.

Robert von Zahn ist der Spagat zwischen wissenschaftlich fundierter, historischer Publikation (mit

umfassendem Fußnotenteil und Verweisen auf Quellen- und Archivmaterial) und unterhaltsamer, spannender Lektüre für eine breitere, interessierte Leserschaft gelungen. Das ist sowohl auf seinen gefälligen, flüssigen Schreibstil zurückzuführen als auch auf das ansprechende Layout des Buches mit einer gelungenen Verschmelzung von Text und illustrierenden, weitgehend unbekannten Fotos. Die Beigabe einer CD mit unbekannten Jazz-Live-Aufnahmen aus Köln in den 50er Jahren rundet dieses bemerkenswerte Buch ab.

Petra Witting, Köln

Helmut Korte

Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik.

Ein rezeptionshistorischer Versuch.

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 504 Seiten.

Die Monographie widmet sich zwei Desideraten deutscher Filmgeschichte, der historischen Filmrezeption im Kino und den Inhalten früher Tonfilmproduktionen. Helmut Korte verbindet beide Fragen mit der übergeordneten Problemstellung des Zusammenhangs von Inhalten der Spielfilme am Ende der Weimarer Republik und dem Bewußtseins- und Wertewandel in den frühen 30er Jahren.

Im ersten Abschnitt zeichnet der Autor den bisherigen Forschungsstand der Filmrezeption innerhalb der philologischen Filmwissenschaft ausführlich nach und ergänzt sie durch einen Beitrag zur Schule der Cultural Studies. Im Anschluß beschreibt er seinen eigenen Ansatz: »Neben einer generellen Darstellung des allgemeinen und filmhistorischen Kontextes als Orientierungsrahmen, bei weitgehender Einbeziehung historischer Quellen, soll in zwei aufeinander aufbauenden Approximationsstufen zunächst ein erster Annäherungswert an die zeitgenössische Rezeption aller Filme dieser Phase erreicht und - darauf aufbauend - durch exemplarische Fallstudien ausgewählter Filme und Filmgruppen diese Ergebnisse konkretisiert werden« (S. 45).

Da sich die zeitgenössischen Statistiken über die Zuschauer lediglich auf den Kinobesuch pro Film - und auch das nur in unzureichendem Maße - beziehen, stützt sich Korte auf Aussagen ausgewählter Zeitungen. Zu diesen zählen neben der gesamten Branchenpresse auch eine Reihe von Tageszeitungen und Zeitschriften. Unter Berücksichtigung, daß im Untersuchungszeitraum mehr als 4 000 Zeitungen in Deutschland erschienen, ist die Auswahl signifikanter Zeitungen immer ein Problem. Die Auswahl der Zeitungen ist aber aus folgenden Gründen nicht ganz einleuchtend: Als einzige liberale Zeitung wird die »Frankfurter Zeitung« herangezogen, die allen Phänomenen der Massenunterhaltung kritisch gegenüberstand. Alle bekannten großen Berliner Zeitungen fehlen ebenso wie die Generalanzeigerpresse. Die Meinung des Zentrums wird nur durch die »Deutsche Filmzeitung« repräsentiert, während die Massenpresse des politisch engagierten deutschen Katholizismus nicht in die Beobachtung einbezogen ist. Statt dessen wertet die Untersuchung vor allem die führenden Parteizeitungen von NSDAP, KPD und SPD mit ihren

naturgemäß parteipolitischen Aussagen. An anderen Blättern, wie etwa der »Berliner Börsen-Zeitung«, die 1932 von ihrem rechtsliberalen Standpunkt völlig auf die nationalsozialistische Linie einschwenkte, hätte man das sogenannte *people switching* in bezug auf die Filmstoffe der frühen 30er Jahre möglicherweise deutlicher ablesen können.

Für die Klassifizierung der Filme lehnt sich der Autor an das von Gerd Albrecht 1969 erschienene Buch »Nationalsozialistische Filmpolitik - Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reiches« an und entwickelt die dort vertretenen Thesen weiter. Korte teilt die von 1930 bis 1932 in Deutschland produzierten Spielfilme in sieben Kategorien ein, wie »Gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit - Handlungsalternativen und einfühlsame Realitätsbeschreibungen«, »Spannung, Abenteuer und ambivalente Botschaften«, »Scheinwirklichkeiten und Banalitäten« oder »Rückbesinnung: Für ein »neues Deutschland«. Von wenigen kleinen Ausnahmen abgesehen, untersucht Korte alle Filme nach den selben Kategorien, wie Inhalt, formaler Aufbau, Personen, Handlung, Typisierung, Kritiken usw. Zum Teil werden, wie bei dem Spielfilm »Westfront 1918« die Untersuchungsergebnisse noch mit Feinanalysen bestimmter Sequenzen untersetzt. Auf diese Weise breitet der Autor vor dem Leser spannendes Material aus, das durch eine Reihe bemerkenswerter Statistiken, etwa über die Häufigkeit von bestimmten Filmstoffen, ergänzt wird.

Im Ergebnis seiner Untersuchungen kommt Korte zu dem Schluß, daß der immer wieder beschworene Kontinuitätsbruch nicht 1933, sondern mindestens ein Jahr früher stattfand. Dieser Bruch ging einher mit spürbaren Veränderungen auf seiten des Publikums. Zusammenfassend heißt es: »Ähnlich wie die schrittweise Aushöhlung der parlamentarischen Grundlagen durch die wechselnden Reichsregierungen bis hin zur Ausschaltung der politischen Gegner und zur Abschaffung der demokratischen Freiheiten im Frühjahr 1933 als forcierte Prolongierung vorher erprobter Instrumentarien zu verstehen ist, läßt sich auch die Gleichschaltung der Filmindustrie als spezifische Aktualisierung und zielgerichtete Bündelung mehrerer bereits virulenter Entwicklungslinien begreifen, die - flankiert von entsprechenden administrativen Maßnahmen - »nur« in die gewünschten Bahnen zu lenken waren.« (S. 425f.) Diese Einschätzung entspricht auch der organisatorischen Seite der Rundfunkentwicklung. Insofern könnte man der These Kortes auch unter dem Gesichtspunkt eines intermedialen Vergleichs zustimmen.

Es ist unbestreitbar, daß die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler von einer Vielzahl unterschiedlicher Faktoren abhing, die sich vor allem zu Beginn der 30er Jahre herauskristallisierten. Sicher ist auch, daß Filme wie etwa »Yorck« (1931) ein Jahr früher vom Publikum abgelehnt worden wären und daß die Ufa-Führung bewußt mit ihren Entscheidungen die rechtsgerichtete Entwicklung in Deutschland unterstützte. Dies alles läßt sich in den Ufa-Akten nachlesen. Gleichwohl stand die Ufa-Führung eher den Deutschnationalen als den Nationalsozialisten nahe. Trotz vieler Gemeinsamkeiten zwischen beiden Parteien gab es auch eine Reihe von Unterschieden, die im Buch von Korte, wie auch schon in vielen Arbeiten,

die früher zu nationalsozialistischen Filmen erschienen sind, meines Erachtens nicht deutlich werden. Daher wäre für den Übergang von Weimar zu Hitler eine differenziertere Einschätzung wünschenswert gewesen. So ist z.B. der Spielfilm »Morgenrot« sicher eher ein deutschnationaler als ein nationalsozialistischer Film. Auch aus den Quellen des Autors wird deutlich, daß die Verherrlichung von Friedrich II. keineswegs auf konservative Kreise im Reich beschränkt blieb. Die Unterschiede zwischen beiden Rechtsparteien sind durch eine Reihe weiterer Faktoren zu ergänzen: So hatte Goebbels in einem Leitartikel im »Angriff« vom 30. Dezember 1930 betont: »Die Ufa kann sich nicht darauf hinausreden, daß sie ohne Juden nicht fertig werde. Zur selben Zeit liegen beste literarische und künstlerische deutsche Kräfte brach.« Trotz dieser permanenten Angriffe auf Juden schloß die Ufa noch am 20. Januar 1933 mit Eric Charell¹ den branchenüblichen Vorvertrag über einen zweiten Film ab. Zwischen dem 30. Januar und dem 1. April 1933 werden dann fast alle Juden aus der Filmindustrie entlassen, und auch der Vertrag mit Charell wurde hinfällig. Mit den Juden emigrierten auch eine Reihe weiterer bedeutender deutscher Künstler.

Das menschliche Leid durch Verfolgung und Flucht könnte durch eine einseitige Fokussierung auf die Kontinuitätslinien negiert werden, die nationalsozialistische Politik hatte auch für die Filmindustrie erhebliche wirtschaftliche Auswirkungen. Viele Filmstoffe konnten nicht weiterentwickelt, Dreharbeiten mußten abgebrochen werden. Der ausländische Filmboykott nach den ersten Programmen beeinträchtigte den Filmabsatz erheblich. Allein die Ufa bezifferte in einem internen Schreiben von 1934 den Schaden, der ihr durch die Maßnahmen der neuen Regierung erwuchs, mit mehr als fünf Millionen RM.² Unter diesen Gesichtspunkten ist dafür zu plädieren, 1933 sowohl im Sinne der Kontinuität als auch als Umbruchsituation zu beschreiben.

In Hinblick auf die These über die politische Funktion von Unterhaltung am Beginn der 30er Jahre bietet das Buch eine ausgezeichnete Diskussionsgrundlage. Anhand der Quellen und Zahlen wird deutlich, daß sich die vielen Unterhaltungsfilme großer Beliebtheit beim Publikum erfreuten. Aufsteigergeschichten, Glücksversprechen usw. durchziehen die deutsche Märchenlandschaft, füllen eine Vielzahl von Romanen und insbesondere die Kolportagehefte - und die Lichtspielhäuser. Auch Hollywood hat solche Filme immer wieder produziert und in die gesamte Welt exportiert. Natürlich erwärmen die jeweiligen Geschichten eher das Herz, als daß sie den Geist fordern. Unbestritten interpretierten etwa Teile der organisierten Arbeiterbewegung und auch die Angehörigen der Frankfurter Schule diese Filme vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise als Formen der Ablenkung vom Alltag. Doch sah dies die Mehrzahl der Rezipienten ebenso?

Helmut Korte hat mit seiner Monographie, die den Leser zwingt, sich dem lange vernachlässigten Rezipienten zu zuwenden, einen interessanten Beitrag zur Filmgeschichtsschreibung geleistet, der wohl reichlich Anlaß zu Diskussionen geben wird. Dies betrifft sicher nicht nur einzelne Thesen, sondern vor allem auch die Frage, inwieweit historisches Material

verlässliche Rückschlüsse auf das Rezeptionsverhalten zuläßt.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

¹ Die Kritik über Charells ersten Tonfilm »Der Kongreß tanzt« hatte der »Angriff« vom 28.10.1931 überschrieben: »Ullstein-Redakteur, Juden und ein Filmgeschäft - Löwenberg gegen Hugenberg - Der Kongreß tanzt im Ufa-Palast am Zoo«. Am Ende heißt es: »Der ganze Film ist eine jüdische Chuzpe. Das heißt Frechheit.«

² Vgl. Bundesarchiv Berlin R 8119 / 19078, Bl. 83.

David King

Stalins Retuschen.

Foto- und Kunstmanipulationen in der Sowjetunion.

Mit einem Vorwort von Stephen F. Cohen.

Aus dem Englischen von Cornelia Langendorf.

Hamburg: Hamburger Edition 1997, 192 Seiten.

Als Zeichen von Modernität Enthusiastisch begrüßt, hat die Fotografie im 19. Jahrhundert eine bis dahin unvertraute und ungeahnte Vorstellung von Wirklichkeit begründet. Sie hat im Bündnis mit anderen jüngeren Medien wie dem Film im Laufe ihrer Geschichte unser Verhältnis zur Umwelt geprägt sowie überlieferte Wahrnehmungsformen fortgeschrieben und zugleich gebrochen. Die Beschäftigung mit Fotografie ist demnach immer auch die Frage nach dem Wahrheitsgehalt des Abgebildeten.

Der von David King vorgelegte Fotoband ist ein hervorragendes Dokument in der Geschichte der Fotografie, für die Ambivalenz von Modernität und Terror. Manipulation an der dokumentarischen Glaubwürdigkeit der Fotografie gab es auch bereits vor 1917. Viele Abbildungen des Krieges hatten mit dessen Wirklichkeit wenig gemein und die Unbeweglichkeit der Kamera sowie die Lichtunempfindlichkeit des Rohfilms zwangen Fotografen immer wieder dazu, sich auf die Herstellung von Klischeebildern zu beschränken. Die deutsche Propaganda nutzte im Ersten Weltkrieg die Fotografie, um hinter der Front, vor allem aber in befreundeten und neutralen Staaten Verständnis für die eigenen Positionen zu erlangen. Die im Bundesarchiv vorhandenen Dokumente des Bild- und Filmamtes sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache.

Im Vergleich zu Stalin waren die Bemühungen der Entente und der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg nur erste harmlose Versuche, das Medium Fotografie für eigene Zwecke zu nutzen. Im 20. Jahrhundert hat wohl kein Diktator in vergleichbarer Weise und ähnlicher Konsequenz versucht, Geschichtsschreibung mit Hilfe dieses Mediums zu manipulieren. Der Generalissimus begnügte sich nicht damit, seine wirklichen und vermeintlichen Gegner zu töten; er versuchte darüber hinaus, auch ihr Andenken zu vernichten, indem er ihr Bild auslöschte. Man bediente sich hierzu der Retusche oder schnitt die sogenannten Volksfeinde aus den Aufnahmen heraus. Diese Praxis führte manchmal zu makabren Resultaten: Der Autor zeigt Beispiele, wie selbst in privaten Fotoalben die Köpfe der vom NKWD Ermordeten herausgeschnitten oder unkenntlich gemacht wurden. David King ver-

deutlicht auf diese Weise, daß die großangelegten Retuschen nicht nur in der Öffentlichkeit gängige Praxis waren, sondern unter dem Druck des Stalinschen Terrors bis in die Intimsphäre der Familie hineinreichten.

Das physische und mnemonische Vernichten von Gegnern war nur ein Aspekt des Stalinschen Umgangs mit Geschichte. Zugleich nutzte er die Fotografie als Propagandainstrument, um die eigenen Verdienste an der Revolution und im Bürgerkrieg herauszustellen. So wurden aus Gruppenbildern mit Lenin alle übrigen Personen gelöscht, um Stalin als engsten Freund und Weggefährten des Revolutionsführers zu präsentieren. Gleichzeitig begründete Stalin in der Traditionslinie der Heiligenverehrung der orthodoxen Kirche einen Lenin-Kult, in dessen Schatten er seine eigene Stellung und seine Bedeutung legitimierte.

Zu den Verdiensten des Buches zählt auch, daß es dem Autor gelingt, den Zusammenhang von Fotografie und bildender Kunst zu verdeutlichen. Eine Reihe von Fotografien werden Gemälden und Plastiken gegenübergestellt. Die inhaltliche Korrespondenz zeigt, daß Stalin offensichtlich bemüht war, den Rezipienten keinerlei geistigen Freiraum zu lassen. Jede Form der Darstellung sollte die Vorstellungen und Interpretationen des Diktators von Geschichte und Gegenwart zum Ausdruck bringen. Jede Form des Zweifels an dem Wahrheitsgehalt des Dargestellten wurde auf diese Weise ausgeschlossen.

Die von David King ausgewählten Bilder sprechen für sich und entziehen sich damit jeder Kritik. Dennoch ist anzumerken, daß dem Leser bestimmte kulturhistorische Interpretationen vorenthalten bleiben. Dazu zählt die Bedeutung des Bildes im Rahmen der russischen Kultur, die ihrerseits wesentlich durch die russische Orthodoxie geprägt wurde. In der Traditionslinie des Byzantinismus und insbesondere der Ergebnisse des Bilderstreits spielte das Bild hier eine wesentlich wichtigere Rolle als im christlichen Abendland. Die Säkularisierung des Bildes etwa in den frühen Filmen Eisensteins zeigt, daß hier mit vergleichbaren Metaphern gearbeitet wurde. Ein klassisches Beispiel hierfür ist der Sturm auf das Winterpalais. Mit der Massenszene wollte der Regisseur nicht Geschichte umschreiben, sondern die Bedeutung des historischen Ereignisses im Bild unterstreichen. Auf analoge Interpretationen verweisen sowohl Heiligendarstellungen auf Ikonen als auch die im vorliegenden Band abgedruckten Fotos, Denkmäler und Gemälde. Zudem macht David King u. a. mit Recht darauf aufmerksam, daß auch die Fotos, auf denen Stalin mit Arbeitern abgebildet ist, Fälschungen sind. Seit vielen Jahren ist bekannt, daß der Diktator aus Angst vor möglichen Attentaten den Kontakt zur Masse der Bevölkerung mied. Unerwähnt bleibt jedoch, daß zumindest bis in die 80er Jahre hinein es in vielen Gegenden der Sowjetunion üblich war, sich auch im privaten Bereich vor imaginären Hintergründen fotografieren zu lassen. Diese Tatsache ändert zwar grundsätzlich nichts an der Aussage der im Band veröffentlichten Bilder, dennoch verweist sie auf ein uns z. T. unbekanntes, anderes Verständnis von Fotografie in der Sowjetunion. Insofern waren die gestellten Bilder eben nicht nur Propaganda, sondern auch ein inte-

grales Moment des alltäglichen Umgangs mit Fotografien in diesem Land.

Die vom Autor ausgewählten retuschierten Darstellungen prägten mehr als 30 Jahre das Bewußtsein von sowjetischer Geschichte, indem sie immer und immer wieder als authentisches Material in historischen Abhandlungen auch außerhalb des Stalinischen Einflußgebietes verwendet wurden. Offen bleibt jedoch die Frage, inwieweit wir unser Verständnis von Authentizität auf andere Kulturen übertragen können. Auf diesem Gebiet bestehen noch große Forschungslücken. Insofern fordert das verdienstvolle Buch von David King dazu auf, unseren interkulturellen Blick auch in bezug auf das Verständnis und die Interpretation fotografischen Materials weiter auszuprägen.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Hannes Siegrist u.a. (Hrsg.)

Europäische Konsumgeschichte.

Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert).

Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag 1997, 815 Seiten.

Zumindest seit alle Sozial- und Kulturwissenschaften ein spezifisches Interesse für das Konsumieren zeigen und konsumbezogene Vorgänge und Texte zum Gegenstand ihres disziplinären Interesses gemacht haben, ist die Welt des Konsums zu einer »neuen Quasi-Totalität« (S. 17) geworden. Je nach Fachdisziplin und Erkenntnisinteresse werden kleinere Stücke aus der Welt des Konsums herausgeschnitten und eine spezielle Konsumgeschichte geschrieben - etwa über Orte und Formen des Konsums oder Luxusdebatten. Die »Europäische Konsumgeschichte« ist der Versuch, diese vielen Teilansichten zusammenzufassen. Dabei werden Beiträge von 35 Autoren und Autorinnen vorgestellt, die auf zwei internationalen und interdisziplinären Tagungen in der »Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte« an der Freien Universität Berlin 1994 diskutiert wurden. Die in sechs Abschnitten geordneten einzelnen Aufsätze folgen weniger einer konzeptionellen Fragestellung, in diesem Band werden vielmehr wichtige Ansätze von europäischer Konsumgeschichtsforschung vage geordnet.

Ein Schwerpunkt des Buches ist die Auseinandersetzung mit den Begriffen, Konzepten oder Idealtypen von »Konsumgesellschaft« und »Konsumkultur«. John Brewer (European University Institute Florence) schlägt sechs charakteristische Merkmale für die moderne »consumer society« vor: 1. Die Bereitstellung eines Warensortiments, das mehr »Wünsche« befriedigt als »Bedürfnisse«. 2. Die Entwicklung hochkomplizierter Kommunikationssysteme, die Waren mit Bedeutungen versehen - nicht die Objekte selbst, sondern Bilder von ihnen werden wahrgenommen. 3. Die Bildung von Objektbereichen als Sphären des Geschmacks, der Mode und des Stils - Waren fungieren auch als Vermittler von Sinn. 4. Die Betonung der Freizeit gegenüber der Arbeit und des Konsums gegenüber der Produktion. 5. Die Entstehung der Kategorie »Konsument«, wobei der Akt des Kaufens nur ein Teil des Konsumentendaseins dar-

stellt - ebenso bestimmend ist, was nach dem Kauf mit den Objekten passiert. 6. Eine tiefe Ambivalenz, oft auch offene Feindschaft gegenüber dem Phänomen des Konsums. (S. 52)

Neben Brewer verdient es der Beitrag von Neil McKendrick (Universität von Cambridge) hervorgehoben zu werden. Sein Aufsatz »Die Ursprünge der Konsumgesellschaft. Luxus, Neid und soziale Nachahmung in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts« ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie man die Darstellung allgemeiner Konsumgeschichte mit einem spezifischen Erkenntnisinteresse verbinden kann. McKendrick befragt literarische Quellen, um zu einem erweiterten und tieferen Verständnis der Geschichte des Konsums zu gelangen. Er läßt Literaten wie Thackeray, den »Romancier der Warenwelt«, Swift und Fielding bezeugen, daß die Idee des Luxus im 18. Jahrhundert ebenso zentral war wie die der Armut im 19. Jahrhundert. Allerdings, so der Autor, hat sich das Schreckensbild der Armut mit lebhafter Klarheit erhalten - das Phänomen Luxus hingegen wurde nur verschwommen registriert. (S. 86) Die Fülle erklärender Theorien über den Konsum in der Literatur des 18. Jahrhunderts besitzt nach McKendrick in der Moderne keine Parallelen, ebensowenig wie der unerschütterliche Glaube an Mode, Nachahmungstrieb und demonstrativen Konsum. Hier verläßt der Autor die Belletristik und skizziert die Karriere des Töpferei- und Porzellanunternehmers Josiah Wedgwood, seine Marketingmethoden, Werbestrategien, Preispolitik und die Designgeschichte, die die charakteristischen Merkmale des Umbruchs in Wirtschaft und Konsumverhalten des 18. Jahrhunderts illustrieren.

Ein weiterer wichtiger Abschnitt des Buches faßt Beiträge zusammen, die sich mit Klassenkultur und Demokratisierung des Konsums auseinandersetzen. Neben ausgewählten Untersuchungen in Deutschland, u.a. zu Konsummustern im Deutschen Kaiserreich (Klaus Tenfelde), über die Konsumententwicklung in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts (Michael Wildt), zur Modernisierung von Lebensstilen (Axel Schildt) finden sich zwei Beiträge zur Sozialgeschichte in Frankreich, im einzelnen über den Alkoholkonsum im 19. Jahrhundert (Didier Nourrisson) und über Elektrohaushaltsgeräte und Telefon (Alain Beltran, Patrice A. Carré). Gerade Aufsätze von französischen, britischen und belgischen Autoren liefern Anhaltspunkte für Vergleiche mit gleichartigen Untersuchungen in europäischen Ländern. Hartmut Kaelble zeigt in seinem Aufsatz über europäische Besonderheiten des Massenkonsums von 1950 bis 1990, daß der Durchbruch des Massenkonsums zu einer deutlichen Annäherung der verschiedenen europäischen Gesellschaften führte. Stephan Merl geht noch einen Schritt weiter, indem er eine Reihe von Konsumentendenzen der westlichen Länder auch in Osteuropa nachzeichnet. Die Untersuchung bleibt aber auf allgemeine Zusammenhänge zwischen Staat und Konsum einer zentral verwalteten Wirtschaft und vor allem auf Rußland beschränkt.

Weit umfassender und differenzierter sind Untersuchungen, die die Konsumleitbilder einem europäisch-amerikanischen Vergleich unterziehen. Victoria de Grazia (Columbia University) faßt »Amerikanisierung« als wissenschaftlichen Begriff und schreibt: »In

den USA steht »Amerikanisierung« oft für Einschmelzung der vielen verschiedenen ethnischen Identitäten in den großen Schmelztiegel, während in Europa meist Kulturimperialismus - aber auch zügelloser Materialismus sowie eine nüchterne sachliche Welt-sicht - darunter verstanden werden.« (S. 111) Garzia verwendet den Begriff der Amerikanisierung stärker geschichtsorientiert und versucht mit ihm die Modifizierung amerikanischer Kultur im Ausland ebenso zu fassen wie deren Konzeptcharakter für Formen- und Trendmodelle der Massenkonsumgesellschaft im Zeitraum von 1890 bis 1930.

Ein ganzer Abschnitt widmet sich Untersuchungen zu Geschlechterverhältnissen und Konsum - diskutiert werden Rollen, Praktiken und Konflikte im 19. und 20. Jahrhundert. Die Aufsätze geben zugleich einen repräsentativen Einblick in Debatten innerhalb der Frauenforschung, zu den Schwerpunkten: Repräsentationsformen der Öffentlichkeit, Hausfrau als Konsumentin, Kleiderkonsum in Belgien, Raucherinnen und Körperpflege in Großbritannien. Die Konsumgeschichte eröffnet hier auch neue Einblicke in zentrale Themen der Kultur- und Sozialgeschichte, insbesondere mit den Erfahrungen von Körperlichkeit, Zeit, Rhythmus und Raum.

Ein weiterer zentraler Begriff des Buches ist »Konsumrevolution«, der für Epochen und Orte verwendet wird, bei denen eine tiefgreifende Veränderung der Konsumenten, des Geschmacks und der Emotionen, bei den Bedeutungen und dem sozialen Gebrauch der Güter auszumachen ist ebenso wie eine veränderte Einstellung zum Kaufen, zu den materiellen und immateriellen Werten. Hannes Siegrist hat diesem Begriff in seinem Aufsatz mehrere Seiten gewidmet. Der Begriff »Konsumrevolution« wird in dem Buch für das England des 17. und 18. Jahrhunderts verwendet, für das städtische Europa in der Aufstiegs- und ersten Blütezeit des Warenhauses von etwa 1860 bis 1920, für die Vereinigten Staaten der Zwischenkriegszeit und für das Westeuropa der Nachkriegszeit. (S. 41f.) Die friedliche Konsumrevolution, so der Autor, würde mit dem von den Politik- und Sozialhistorikern entworfenen Bild einer gewalt-samen sozialen und politischen Revolution kontrastieren. Mit kritischem Blick auf solche Deutungen konstatiert Siegrist: »Fast scheint es, als sei den Europäern das Bewußtsein abhanden gekommen, daß auch die großen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Umwälzungen vielfach - im stillen und offen - mit Konsumrevolutionen verbunden waren und daß die soziale Revolution der Moderne ihre Energie und Ziele nicht nur aus der Welt der Produktion und der Arbeit im engeren Sinn bezogen haben.« (S. 43) Auch Wolfgang Ruppert warnt in seinem Text vor den Gefahren eines zu engen »Konsumbegriffs« und plädiert für den Begriff der industriellen Massenkultur, um diejenigen Sachverhalte der Alltagskultur miteinander in Beziehung zu setzen, die sich zwischen den Polen der industriellen Produktion, der Distribution und des Konsums bewegen. (S. 568) Wichtig erscheint dem Autor der Begriff der industriellen Massenkultur auch deshalb, weil sich in diesem Kontext die Kalküle und Praktiken der Produzenten und Konsumenten als Akteure mit unterschiedlichen Interessen entfalten.

Die Beiträge im derzeit umfassendsten Sammelwerk zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums vom 18. bis 20. Jahrhundert sind von Autoren geschrieben, die selbst Zeitzeugen eines revolutionären Umbruchs im Bereich des Konsums sind. Nicht zuletzt machen sie deutlich, wie sehr das Erkenntnisinteresse vom Standort jedes einzelnen Historikers abhängt. Das Projekt sollte weitergehen, dann aber um eine differenziertere Betrachtung von Konsumgeschichte bzw. Geschichte industrieller Massenkultur in osteuropäischen Ländern erweitert werden. Denn zum einen hat es hier vor dem Zweiten Weltkrieg auch Konsumententwicklungen gegeben. Zum anderen ist gerade in einer zentral verwalteten Wirtschaft ein widersprüchlicher Akt des Kaufens zu beobachten. Läßt sich doch beispielsweise fragen, wie die Konsumenten mit dem weniger leicht Erworbenen umgingen.

Simone Tippach-Schneider, Berlin

Siegfried Hermann u. a.

Der deutsche Rundfunk.

Faszination einer technischen Entwicklung.

Heidelberg: R. v. Decker's Verlag, G. Schenk 1994, 288 Seiten.

Gerd Klawitter (Hrsg.)

100 Jahre Funktechnik in Deutschland.

Funksendestellen rund um Berlin.

Berlin: Wissenschaft & Technik Verlag 1997, 237 Seiten.

Kurt Adamy u. a. (Hrsg.)

Königs Wusterhausen.

Eine illustrierte Stadtgeschichte.

Berlin: Verlag Willmuth Arenhövel 1998, 248 Seiten.

Wilhelm Herbst

Mittelwelle.

Band 1: Grundlagen.

Ostheim / Rhön: Wilhelm Herbst Verlag 1997, 118 Seiten.

Friedrich Weichart

(1893 bis 1979). Erinnerungen eines verdienten

Funkpioniers aus seinem Leben und Wirken

(= Schriftenreihe zur Funkgeschichte, Bd. 8).

Kelkheim: Verlag Dr. Rüdiger Walz 1997, 287 Seiten.

Die einschlägige Fachgeschichtsschreibung in Deutschland ist nach wie vor geprägt von universitären Abschlußarbeiten, aber auch von Monographien und wissenschaftlichen Aufsätzen, die sich vorrangig mit der Organisations-, politischen- und juristischen Entwicklung des Rundfunks seit 1923 befassen. Da ist es sehr zu begrüßen, daß in den vergangenen Jahren einige Publikationen erschienen sind, die sich generell der Technikgeschichte oder wichtigen Aspekten der technischen Entwicklung verschrieben haben - wenngleich mit recht unterschiedlichen Zielsetzungen.

Drei Autoren, Siegfried Hermann, Wolf Kahle und Joachim Kniestedt, vor 1989 bei den Postorganisationen der DDR und der Bundesrepublik in leitenden Stellungen beschäftigt, in den Jahren nach der Wende in der DDR und der deutschen (Wieder-)Vereinigung im Bereich der gesamtdeutschen Rundfunkver-

sorgung der Deutschen Telecom AG tätig, legen ein reich bebildertes, mit Tabellen, Grafiken und Faksimiles versehenes Buch vor. Doch gab es den »deutschen Rundfunk« überhaupt, oder sollte es nicht besser heißen: »Rundfunk in Deutschland«? Nichtsdestotrotz: auch für technische Laien verständlich geschrieben, befassen sich die Autoren mit der technischen Entwicklung des Rundfunks in Deutschland und - wie nach der Vereinigung auch gar nicht mehr anders denkbar - auch mit derjenigen der Rundfunksysteme in den beiden deutschen Staaten während der Teilung.

Joachim Kniestedt, früher bereits als Autor zahlreicher rundfunkhistorischer Beiträge vor allem im »Archiv für das Post- und Fernmeldewesen« hervorgetreten und Mitarbeiter des westdeutschen Postministeriums, hat den Löwenanteil der Beiträge übernommen: über die Entwicklung des Rundfunks in Deutschland bis 1945 und die im Westen bis 1989, über den Rundfunk im vereinten Deutschland mit dem Schwerpunkt Sendertechnik mit einzelnen Abschnitten über Mittel-, Lang-, Kurz- und Ultrakurzwelle sowie Auslandsrundfunk, Drahtfunk und Sendernetze, außerdem über die internationalen Regelungen für die Frequenznutzung. Siegfried Hermann, beschäftigt im Rundfunk- und Fernsehtechnischen Zentralamt der DDR, zuletzt als dessen Leiter, befaßt sich nicht mit der »Entwicklung des Rundfunks im Osten Deutschlands nach 1945«, wie es in der Überschrift seines Beitrags heißt, sondern nur mit der Sendertechnik. Hätte er sich mit der technischen Entwicklung im zweiten deutschen Staat nämlich umfassend beschäftigt, hätte ein weiterer Autor gar nicht tätig werden müssen. So aber schreibt Wolf Kahle, während seines beruflichen Werdegangs auch Ton- und Übertragungsingenieur beim Rundfunk der DDR, über die »Rundfunk-Studioteknik bei der Deutschen Post«. Dies ist dem Umstand geschuldet, daß im zweiten (ost)deutschen Staat die Studioteknik nicht, wie bereits 1929 im Deutschen Reich veranlaßt, dem Rundfunk zugeordnet wurde, sondern in den Verantwortungsbereich der Post lag.

100 Jahre nach den ersten Funkversuchen in Deutschland über eine längere Distanz durch den an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg lehrenden Physikprofessor Adolf Slaby legen der Mitarbeiter der Deutschen Telecom AG in Münster, Gerd Klawitter, und drei weitere Autoren eine reich illustrierte Dokumentation vor, die sich mit der Geschichte der annähernd zwei Dutzend (Rund)funksender in und um Berlin befassen. Der geographische Einzugsbereich »rund um Berlin« beschränkt sich dabei nicht auf das Umland, sondern schließt auch sendetechnische Einrichtungen ein, die in Burg bei Magdeburg, auf dem Brocken im Harz, in Mecklenburg-Vorpommern oder in der Nähe Leipzigs, also im Gebiet der früheren DDR, aber auch in (West-) Berlin liegen. Ein wichtiges Anliegen der Verfasser war dabei, vor allem die Sendeanlagen, die zur DDR-Zeit hermetisch abgeriegelt waren, per Text und Bild zu dokumentieren, bevor sie, da technisch stark veraltet, verschrottet oder durch moderne Anlagen ersetzt wurden.

So erinnert Herausgeber Klawitter an die Heilandskirche in Sacrow, an der 1897 die erste Sendeantenne in Deutschland (nicht die »erste deutsche

Sendeantenne«) befestigt war (S. 11), und an die »Väter der Funktechnik« wie James Clark Maxwell und Heinrich Hertz sowie an deren Epigonen in Deutschland, zu denen auch Slaby gehörte, der mit kaiserlichem Wohlwollen und Unterstützung militärischer Stellen seine Experimente durchführte. Es folgen kleinere monographische Abhandlungen über die einzelnen Sendestationen, wobei zunächst deren jeweilige geographische Lage, die Gründe für deren Errichtung, ihre Entwicklung bis zur Stilllegung oder Weiterführung in die heutige Zeit beschrieben werden, einschließlich einiger Katastrophen, wie beispielsweise der Einsturz von Sendemasten. Dargestellt wird u. a. die »Großfunkstelle Nauen«, die, 1906 errichtet, vor allem den funkentelegraphischen Verkehr mit Deutschlands Kolonien aufrechterhalten sollte und heute - von der Deutschen Telekom, mit neuester Technik ausgestattet, betrieben - die Hörfunkprogramme der Deutschen Welle weltweit verbreitet; die »Hauptfunkstelle Königs Wusterhausen«, 1915 unter militärischen Aspekten installiert, nach dem Ersten Weltkrieg jahrzehntelang für Rundfunkzwecke genutzt, zunächst für Sendungen über Lang-, später auch über Kurz- sowie über Mittelwelle, stellte 1995 ihren Betrieb ein und steht seither mit ihren drei Senderhäusern und ihrem 210 m hohen Stahlfachwerkmast aus dem Jahr 1925 unter Denkmalschutz; die »Rundfunksendestelle Zeesen«, die anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin 1936 zum Kurzwellenzentrum für die weltweite Berichterstattung über dieses Ereignis ausgebaut, 1945 von der sowjetischen Besatzungsmacht gesprengt und ab 1960 vom DDR-Ministerium für Staatssicherheit nach umfangreichen Aufbauarbeiten bis zur Wende 1989/90 für 32 Kurzwellensender genutzt wurde (für die Übermittlung von Botschaften an ihre Spione außerhalb der DDR?; das Buch gibt darüber leider keine Auskunft). Neben weiteren Rundfunksendestellen in Herzberg an der Elster, Burg, Köpenick, Wachenbrunn, Wiederau, Wildruff, Wöbbelin werden auch die Sendeanlagen des Senders Freies Berlin und des RIAS Berlin vorgestellt, außerdem der Fernsehturm am Alexanderplatz im Zentrum Berlins, die vor allem während des Kalten Krieges die Botschaften vom jeweils besseren Regierungssystem im gegnerischen Lager verkündeten.

Die Dokumentation ist leider so sehr auf die DDR bzw. die frühere DDR fixiert, daß sie einige wesentliche Stationen aus der Zeit vor 1945 schlicht vergessen hat, so die erste, provisorisch vom Reichstelegraphenamt hergerichtete Sendeanlage unter dem Dach des Vox-Hauses in der Potsdamer Straße und den Berliner Funkturm in Witzleben, der im September 1925 auf Sendung ging, immerhin als eines der Berliner Wahrzeichen gilt, und im Dezember 1933 durch den Berliner »Großsender« in Tegel ersetzt wurde. Hilfreich wäre auch eine Karte gewesen, um so die Senderstandorte leichter identifizieren zu können, was zwar mit einer heutigen Straßenkarte möglich ist, den Gebrauchswert des Buches aber etwas einschränkt.

Die reich mit 210 Fotos, Faksimiles und Grafiken »illustrierte Orts- und Stadtgeschichte« von Königs Wusterhausen, herausgegeben im Auftrag der Stadtverwaltung, zeigt auf dem Umschlag ein Foto der Sendeanlage aus der Zeit um 1930. Bis in die Ur- und

Frühgeschichte des Gebietes greift die Darstellung, an der mehrere Autoren beteiligt sind, zurück, befaßt sich mit der ersten urkundliche Erwähnung des Ortes am 19. September 1320, geht auf seine Entwicklung unter verschiedenen Adelsgeschlechtern und als Besitzung der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige bis Anfang des 19. Jahrhunderts sowie die Geschichte im Zeitalter der Industrialisierung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs ein. Eher beiläufig und ziemlich lakonisch wird, trotz des Fotos auf der Umschlagseite, auf die Sendeanlage, die Königs Wusterhausen zumindest in (rundfunk-) technischen Fachkreisen deutschland-, wenn nicht gar weltweit bekannt gemacht hat, eingegangen: durch ein längeres Zitat aus einem Aufsatz von Telegraphendirektor Hans Gerlach, der 1930 in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen der C. Lorenz AG erschienen ist und in dem über die Frühgeschichte des 1915 ursprünglich als Heeresfunkstation des preußischen Kriegsministeriums errichteten Senders berichtet wird, über den im Dezember 1920 ein erstes Konzert als Vorläufer der späteren Rundfunksendungen ausgestrahlt wurde. Eingestreute Fotos mit Sendemasten aus verschiedenen Perspektiven unterstreichen die Bedeutung des Ortes als Senderstandort, der Textteil des Buches wird dem aber in keiner Weise gerecht. Fast ganz zum Schluß wird eher am Rande noch darauf aufmerksam gemacht, daß über Königs Wusterhausen von 1948 bis 1972 das Programm des Berliner bzw. eines der Programme des Rundfunks der DDR ausgestrahlt wurde und daß sich 1975 bei der 600-Jahr-Feier während des historischen Festumzugs zwei von 14 Motivwagen Königs Wusterhausen als (Rund-)Funkstadt vorstellten.

Mit den »goldenen« Jahren des Mittelwellenempfangs befaßt sich das von Wilhelm Herbst vor allem für diejenigen, die das Wellenjagen zu ihrem Hobby gemacht haben, geschriebene Buch. Nach Auskunft des Autors ist die Veröffentlichung das Teilergebn einer schon mehr als 30 Jahre andauernden Beschäftigung mit diesem Frequenzbereich, der einem stetigen Niedergang ausgesetzt gewesen ist und praktisch vor dem »Aus« steht, da die Störeinflüsse nicht mehr beherrschbar sind. Das Buch druckt Auszüge aus Zeitschriften- und Buchveröffentlichungen zur Wellenausbreitung und Empfangsbeeinflussung mit Schwerpunkt 20er bis 50er Jahre nach, ohne daß im einzelnen erkennbar wird, wann ein Zitat beginnt und wann es endet. Eine sorgfältigere Edition für die nachfolgenden Bände wäre sehr wünschenswert.

Friedrich Weichart, dem in die Geschichte des Rundfunks eingegangenen Pionier, widmet sich eine Publikation, die Karl Neumann, der Initiator der »Gesellschaft der Freunde der Geschichte des Funkwesens« aufgrund von Aufzeichnungen Weicharts zum Druck vorbereitet hat. Weicharts Name wird immer dann genannt, wenn über den ersten Sender im Vox-Haus in der Berliner Potsdamer Straße berichtet wird. Hier baute er im Herbst 1923 binnen zwei Wochen auf Anweisung von Hans Bredow, dem Staatssekretär im Reichspostministerium, aus vorhandenen technischen Zutat des Telegraphentechnischen Reichsamtes den ersten Rundfunksender auf.

Weichart, 1893 in Berlin geboren, studierte Physik, zog als Freiwilliger in den Ersten Weltkrieg und diente als Funker in verschiedenen Funktionen. Nach

Abschluß seines Studiums trat er in das Telegraphentechnische Reichsamt ein, für das er nicht nur den Sender im Vox-Haus baute, sondern beispielsweise auch die Bauleitung bei der Errichtung des Großsenders Hamburg von 1932 bis 1934 innehatte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte er als Leiter der Kurzwellenstation Oebisfeld zunächst die amerikanischen Besatzer, danach die russischen. Seit 1948 im Ruhestand, starb der 86jährige Weichart 1979 in Hannover.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Hajo Goertz

150 Jahre Deutsche Katholikentage 1848-1998.

2 CDs mit Booklet.

o.O.: DeutschlandRadio/Weltbild Wort 1998.

Anfang Oktober 1848 trafen sich Vertreter der neu gegründeten katholischen Vereine zu einer »Generalversammlung« in Mainz - zum ersten Deutschen Katholikentag. Im Juni 1998 findet, ebenfalls in Mainz, der 93. Deutsche Katholikentag statt. Mit der aufwendigen Doppel-CD »150 Jahre Deutscher Katholikentag 1848 - 1998« gibt Hajo Goertz einen historischen Überblick über Themen und Aufgabenstellungen dieser spezifisch deutschen Form des Laienkatholizismus. Während wichtige Äußerungen in den ersten Jahrzehnten naturgemäß nur in Form von Zitaten wiedergegeben werden können, bietet sich ab dem Katholikentag 1932 in Essen der Originalton an: Wichtige Redeausschnitte von Präsidenten der Veranstaltungen, Bischöfen, Kardinälen, auch Politikern - in seltenen Fällen auch von unbekannten Laien - sind auf Tondokumenten festgehalten. Goertz geht dabei nicht chronologisch vor, sondern teilt die Dokumentation in sechs thematische Kapitel ein, z.B. »Die soziale Frage« oder »Friede, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung«. Aufgelockert werden die Redebeiträge durch kurze Ausschnitte aus Kirchenliedern im historischen Originalton.

Die O-Ton-Dokumentation stammt im wesentlichen aus den Schallarchiven mehrerer Rundfunkanstalten (BR, ORB, DeutschlandRadio), dem Deutschen Rundfunkarchiv sowie dem Archiv des Zentralkomitees der deutschen Katholiken selbst. Bemerkenswert früh hat der Vatikan die Möglichkeiten des Rundfunks genutzt: Schon 1948, beim ersten Katholikentag in der Nachkriegszeit, wendete sich Papst Pius XII. in deutscher Sprache in einer Radiobotschaft direkt an die Gläubigen.

Die umfangreiche, sorgfältig zusammengestellte und kommentierte Tondokumentation beruht auf zwei Sendungen des Deutschlandfunks vom Juni 1998. Leider hat Hajo Goertz die technischen Möglichkeiten der CD nicht genutzt: Die über 100 kurzen O-Ton-Sequenzen können nicht einzeln abgerufen, sondern müssen erst zeitaufwendig aus den sechs Kapiteln herausgesucht werden. Ein knapp 80seitiges Booklet bietet umfassende Informationen über alle bisherigen 92 Kirchentage.

WR

Bibliographie

Zeitschriftenlese 76 (1.1. - 31.3.1998)

Aqrabawy, Sirina: Nichtkommerzieller lokaler Hörfunk. In: Stephan Ory, Helmut G. Bauer (Hrsg.) Hörfunk-Jahrbuch 1997/98. Berlin 1998. S. 161-177.

Mit einem Rückblick auf die Entstehungsgeschichte von Bügerradios (Freien Radios) am Beispiel von Radio Dreyeckland.

Bauer, Helmut G.: Chronik 1997. Hörfunkentwicklung 1997. In: Stephan Ory, Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 1997/98. Berlin 1998. S. 11-52.

Biener, Hansjörg: Rundfunk auf Vanuatu. In: Weltweit hören. 1998. H. 3. S. 15.

Zur Rundfunkgeschichte auf den seit 1980 unabhängigen Neuen Hebriden.

Biener, Hansjörg: Rundfunk im Senegal. In: Weltweit hören. 1998. H. 3. S. 12.

Bleicher, Joan Kristin: Das Fernsehen am Wendepunkt der medienhistorischen Entwicklung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, LiLi. Jg. 26. 1996. H. 103. S. 86-111.

Stationen der Mediengeschichte.

»Überblick über die bisherigen Modelle der Beschreibung von Mediengeschichte.«

Braun, Yvonne: Journalistische Kultur auf der Anklagebank. Rahmenbedingungen für Court-TV in Großbritannien, USA und Deutschland. In: Machill, Marcel (Hrsg.): Journalistische Kultur. Rahmenbedingungen im internationalen Vergleich. Opladen / Wiesbaden 1997. S. 25-51.

Darin: Entstehung und Entwicklung von Court-TV in den einzelnen Ländern.

Brethauer, Berit: Der Televangelismus in den USA: zwischen Individualisierung oder Vergemeinschaftung von Religion. In: Wenzel, Harald (Hrsg.) Die Amerikanisierung des Medienalltags. Frankfurt am Main / New York 1998. S. 254-286.

Über die Entwicklung der Fernsehkirche (Elektronischen Kirche) in den USA.

Claus, Horst: DEFA. In: Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung. Hrsg. von Hans-Michael Bock und Wolfgang Jacobsen. München 1997. S. 216-223.

Döhl, Reinhard: Theorie und Praxis des Hörspiels. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, LiLi. Jg. 26. 1996. H. 103. S. 52-69.

Stationen der Mediengeschichte.

Unter Bezugnahme auf frühe deutsche Hörspiele und Hörfunk-/Hörspieltheorien.

Gierich, Karl Michael: Internationales Radiomuseum Hans Necker. In: Weltweit hören. 1998. H. 1. S. 7.

Helmes, Günter: Alles logo, kids? logo, die Nachrichtensendung des ZDF für Kinder. Geschichte, Anspruch, Wirklichkeit. In: Kindermedien - Medienkinder. Ästhetische, pädagogische und ökonomische

Aspekte der Jugendkultur. Hrsg. von Günter Helmes und Dirk-Ulf Stötzel. Siegen 1997. S. 313-344.

Hickethier, Knut: »Sterns Stunde« - die Fernsehfilme des Horst Stern. Bemerkungen zu einem Kapitel deutscher Fernsehprogrammgeschichte. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.) Unerledigte Einsichten. Der Journalist und Schriftsteller Horst Stern. Hamburg 1997. S. 107-125.

Hiebler, Heinz: Zur Technikgeschichte der akustischen Medien. In: Medien & Zeit. Jg. 12. 1997. H. 4. S. 22-40.

Darin: Das elektrisch-analoge Stadium (u.a. Hörfunk); Das elektr(on)isch-digitale Stadium (u.a. Hörfunk)

Hoff, Peter: Zum Tode von Hans-Joachim Kasprzik. In: Film und Fernsehen. Jg. 25. 1997. H. 5/6. S. 126-127.

Kasprzik (1928 - 1997) war drei Jahrzehnte lang Fernsehspielregisseur beim DDR-Fernsehen.

Jakubowicz, Karol: Entwicklungen im polnischen Fernsehmarkt. Vom Staatsmonopol zum Wettbewerb. In: Media Perspektiven. 1998. H. 1. S. 39-45.

Darin: Die Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks; Kommerzielles Fernsehen in Polen

Kapfer, Herbert: Harte Schnitte, ungezähmte Worte, Stimmen hört jeder. Pop im Hörspiel. Ein Essay. In: Radioästhetik - Hörspielästhetik. Red.: Günter Giesenfeld. Marburg 1997. (Augen-Blick. H. 26.) S. 44-61.

Über Entwicklungen seit 1942 (Kenneth Patchen, John Cage: »The city wears a slouch hat«.

Leder, Dietrich: Als das Fernsehen in die Wohnzimmer kam. In: Tele-Kulturen. Fernsehen und Gesellschaft. Media-Lectures in der Ausstellung »Der Traum vom Sehen«. Hrsg. von Jo Reichertz und Thomas Unterberg. Berlin 1998. S. 29-42.

Über wirkungsgeschichtliche Aspekte des Fernsehens aus der »individuellen Erfahrungsgeschichte« des Autors mit der Entwicklung des Fernsehens in Deutschland seit den 50er Jahren.

Lipp-Krüll, Angelika, Jean-Claude Zieger: Vis-à-vis [2 Beiträge]. Interviews: Kurt Birnbreier und Marc van Overloop. In: Heinze, Helmut (Hrsg.): Fernsehserien und Magazine im Zeitalter des »Dualen Systems« in der Bundesrepublik Deutschland 1984 - 1994. Siegen 1997. S. 55-80.

»Vis-à-vis« war ein deutsch-französisches Regionalmagazin (SWF, FR 3 Alsace) von 1984-1991/92. Die Interviews behandeln das Magazin aus deutscher bzw. französischer Sicht.

Lojewski, Wolf von: Im Dickicht der Nachrichten. 20 Jahre »heute-journal«. Interview: Thomas Hagedorn. In: ZDF-Kontakt. 1998. H. 1. S. 16-17. In: ZDF. Monatsjournal. Jg. 14. 1998. H. 1. S. 76-77

Lubrich, Oliver: »Der Traum vom Sehen« - ein Rundgang durch die Ausstellung. In: Tele-Kulturen. Fernsehen und Gesellschaft. Media-Lectures in der Aus-

stellung »Der Traum vom Sehen«. Hrsg. von Jo Reichertz und Thomas Unterberg. Berlin 1998. S. 227-249.

Marel, Renate: »Naturzeit« im ZDF. 100 erfolgreiche Tierdokumentationen. In: ZDF. Monatsjournal. Jg. 14. 1998. H 1. S. 6-7.

Neef, Karla: Das literarische Hörspiel der fünfziger Jahre und die Gruppe 47. In: Gendolla, Peter, Rita Leinecke (Hrsg.) Die Gruppe 47 und die Medien. Siegen 1997. S. 34-47.

Ohde, Horst: Die Arbeiten Horst Sterns für den Rundfunk. In: Fischer, Ludwig (Hrsg.) Unerledigte Einsichten. Der Journalist und Schriftsteller Horst Stern. Hamburg 1997. S. 89-105.

1952 - politisches Kabarett, 1953 - Hörspiel der 50er Jahre, 1960-1965 - Schulfunk, 1965/1967 - Medienwechsel oder Über Unterschiede von Rede und »Schreiber«.

Poll, Markus: Entwicklungen in der ungarischen Fernsehlandschaft. Aufbruch zu einem dualen Fernsehsystem. In: Media Perspektiven. 1998. H. 2. S. 87-92.

Prinzler, Hans Helmut: Filmgeschichte im Fernsehen. In: Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung. Hrsg. von Hans-Michael Bock und Wolfgang Jacobsen. München 1997. S. 247-255.

Zur Entwicklung des Spielfilms als Bestandteil des Fernsehprogramms, der Filmberichterstattung des Fernsehens und des Verhältnisses Film / Fernsehen / Fernsehspiel.

Radio Euskadi. In: Weltweit hören. 1998. H. 2. S. 10-12.

Zur 50jährigen Geschichte des seit 1980 öffentlich-rechtlichen baskischen Regionalsenders als Untergrundsender im Kampf gegen das Franco-Regime und später - bis 1980 - im Kampf für die baskische Unabhängigkeit.

Rother, Rainer: Film und Geschichtsschreibung. In: Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung. Hrsg. von Hans-Michael Bock und Wolfgang Jacobsen. München 1997. S. 242-246.

Forschungsüberblick über eine »mit Medien operierende Historiographie« (Medien bzw. Medienprogramme als aktive Einflußfaktoren der Geschichte und als historische Quellen).

Salm, Christine zu: Merchandising und dessen Auswirkungen auf das Kinderfernsehen von heute. In: Kindermedien - Medienkinder. Ästhetische, pädagogische und ökonomische Aspekte der Jugendkultur. Hrsg. von Günter Helmes und Dirk-Ulf Stötzel. Siegen 1997. S. 355-398.

Darin: Entstehungsgeschichte.

Scherer, Frank: Der Staatsvertrag über den Südwestrundfunk und die ARD-Reform. In: ZUM - Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht. Jg. 42. 1998. H. 1. S. 8-19.

Darin: Historischer Überblick über die Rundfunkneuordnungsdiskussion in Südwestdeutschland.

Sheue Yun Chen: State, media and democracy in Taiwan. In: Media, culture and society. Vol. 20. 1998. Nr 1. S. 11-29.

Historischer Überblick über die Entwicklung der Beziehungen zwischen Massenmedien und Politik in Taiwan seit der Verlegung der nationalchinesischen Regierung (Kuomintang) nach Taipeh 1949.

Sommer, Patrick: Tiefflieger, Hochflieger, Überflieger: 40 Jahre Südwestfunk-Studio Kaiserslautern. In: Südwestfunk: Journal. 1998. H. 2. S. 30.

Urbanek, Willi, Martin Heinzel (Interview): Serienstart beim DFF - »Rote Bergsteiger«. In: Heinzel, Helmut, Doris Rosenstein (Hrsg.) Zum Fernsehspiel und zur Fernsehserie der DDR. Interviews mit Hans Münchberg [u.a.] Siegen 1997. S. 71-92.

Die Serie »Rote Bergsteiger« von Willi Urbanek gilt als erste offizielle Fernsehserie der DDR (13 Folgen, 19. 6. - 25. 9. 1968).

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in Leipzig

Vom 4. bis 6. Mai 1998 fand die Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte erstmals nach fast 30 Jahren nicht mehr im Herbst, sondern im Frühjahr und zwar in Leipzig statt. Der Vorstand hatte schon vor einiger Zeit beschlossen, die jährliche Zusammenkunft vom terminbeladenen Herbst auf die erste Jahreshälfte zu verlegen. Positiv beschieden wurde auch ein Angebot, die Tagung des Studienkreises im Rahmen einer anderen Veranstaltung durchzuführen. Die Zusammenarbeit mit dem »Mitteldeutschen Medienforum« und dessen kurzfristige Terminplanung brachte es mit sich, noch im Januar 1998 sich für eine Beteiligung in der ersten Maiwoche zu entscheiden. Es war durchaus als Experiment zu betrachten, die Jahrestagung in einen zeitlichen und lokalen Zusammenhang mit dem »Mitteldeutschen Medienforum« zu veranstalten. Dieser Versuch kann unter dem Aspekt, der Jahrestagung ein größeres Forum und mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen, nur bedingt als geglückt angesehen werden: Die Teilnehmer eines mit den aktuellen und Zukunftsfragen des Rundfunks beschäftigten Kongresses wie des »Mitteldeutschen Medienforums« lassen sich nur bedingt für das Programm des Studienkreises mit seinen historischen Schwerpunkten interessieren. Umgekehrt nutzten jedoch auch Teilnehmer der Studienkreistagung die Gelegenheit, die Sektionen und Plenarveranstaltungen des Medienforums zu besuchen. Wegen des aus organisatorischen Gründen sehr kurzen Zeitraums zwischen Programmversand und Einladung und der ungünstigen Terminierung mitten in der Woche nahmen auch weniger Mitglieder als sonst üblich an der Jahrestagung teil.

Die Vorträge der Jahrestagung, die unter dem thematischen Obertitel »Apokalyptiker und Euphoriker. Mediale Umbrüche in unserem Jahrhundert - Prognosen und Fakten« zusammengefaßt waren, reichten von der Betrachtung des Themas an einem kleinen, gleichwohl nicht unwichtigen Detail (der Umbruch vom Stummfilm zum Tonfilm) bis zu Szenarien der schönen neuen Medienwelt bzw. einer computerisierten Gesellschaft im nächsten Jahrhundert. Sie werden im Heft 4/1998 der Zeitschrift »Rundfunk und Geschichte« abgedruckt werden.

In der Sitzung der Fachgruppe »Literatur«, die am 6. Mai kamen die Probleme der Literatur-

vermittlung durch die Veranstaltungsreihe »Leipzig liest« in Verbindung mit der Leipziger Buchmesse zur Sprache. Eingeladen waren sowohl Vertreter der »kritischen Öffentlichkeit« - Kulturredakteure der regionalen Sächsischen Zeitung wie der lokalen Stadtzeitung -, die Leiterin des städtischen Kulturdezernats sowie Vertreter der Buch- und Medienbranche: Börsenverein, Messe und Bertelsmann. Die Diskussion verlief wenig konträr im Hinblick auf den »kulturellen Wert«, da im wesentlichen Konsens über »Erfolg« und »positives Profil« der Veranstaltungsreihe mit inzwischen fast 800 Einzelveranstaltungen wie Dichterlesungen, Buchvorstellungen, Kritikergesprächen etc. bestand. Vorsichtige Einwände des jungen Kulturredakteurs, daß er für seine Berichterstattung schon eine deutliche Auswahl treffen müsse, nicht nur weil die Anzahl der Einzelveranstaltungen inzwischen unüberschaubar geworden sei, sondern vor allem auch deshalb, weil in Leipzig eben alles vorgelesen werde und jeder über alles lesen könne (also im Grunde das Buchclub-Konzept des Bertelsmann-Verlages als Organisation der Veranstaltungsreihe übernommen worden sei) und deshalb seine kulturkritische Aufgabe zunehmend wichtiger werde, fand nur geringe Resonanz bei den übrigen Gesprächspartnern. Schließlich - das war deutlich - wollte niemand aus dem Glashaus heraus mit Steinen werfen. Erst als die Frage aufkam, wie denn die »Ost-West«-Problematik sich in der Planung und Entwicklung von »Leipzig liest« bemerkbar gemacht habe und mache (schließlich ist »Leipzig liest« eine uralte Veranstaltung mit Traditionen vor 1989, Bertelsmann als Haupt-Sponsor aber einer der weltweit führenden Medienunternehmer aus Westdeutschland), kam es zu deutlich unterschiedlichen Auffassungen. Je mehr die einen die Problematik glattweg leugneten, um so mehr fühlten die anderen sich ermutigt, sie für wichtig genug und längst nicht gelöst zu halten: weder im Hinblick auf die Einladungspolitik (wer liest) noch die Themen (was wird gelesen) noch darauf, wie die Literaturvermittlung in Leipzig und in Sachsen insgesamt durch solche Veranstaltungen in Interessenkonflikte geraten könne. Einig war man sich allerdings, und das versöhnte über alle Gegensätze hinweg, daß den Neofaschisten auch in Zukunft in Leipzig durch »Leipzig liest« kein Sprachrohr geboten werden soll.

Die Konsequenzen der Digitalisierung der Produktionsabläufe sowie Speicherung der Sen-

dematerialien waren Gegenstand der Sitzung der Fachgruppe »Archive und Dokumentation«, ebenfalls am 6. Mai. Die mehr technischen Aspekte und archivorganisatorischen Fragen der neuen Entwicklungen wurden von Albrecht Häfner (Südwestfunk) dargestellt. Studiotchnik und Speichermedien der Hörfunk- und Fernseharchive befinden sich derzeit in einem rasanten Wandel: Aus dieser Sicht bringt die Miniaturisierung des Speicherplatzes und der Automatisierung vieler archivischer Routinetätigkeiten viele Vorteile, sie setzt Kapazitäten für höherwertigen, vor allem dokumentarischen Input frei, der bisher nicht geleistet werden konnte. In den Ausführungen von Dr. Michael Harms (Südwestfunk) und dem sich anschließenden Gespräch über die archivischen Konsequenzen aus den neuen Aufzeichnungstechniken und daraus ableitbaren Dokumentationsverfahren mit automatisierter Bild- bzw. Motiverkennung (sie sind technisch noch nicht völlig ausgereift, werden aber bald zur Verfügung stehen) wurde deutlich, daß es noch erheblicher Anstrengungen bedarf, die dadurch wie durch die neuen Trägermedien keineswegs obsolet gewordenen klassischen archivischen Arbeitsmethoden den neuen Gegebenheiten anzupassen. Daß man diesbezüglich erst am Anfang steht und das fachinterne wie das Gespräch mit den Nutzern unbedingt fortgesetzt werden muß, war der nachhaltigste Eindruck, den die Teilnehmer dieser Veranstaltung mit nach Hause nehmen konnten.

EL

26. Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises in Baden-Baden 1998

Vom 6. Bis 8. November 1998 findet in Baden-Baden das Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises Rundfunk und Geschichte statt. Auch wenn Tagungsort und Termin dieses Jahr gewechselt haben, ist das bewährte Konzept des Kolloquiums mit Examenskandidatinnen und -kandidaten ansonsten beibehalten worden. Durch die Verlegung der Jahrestagung des Studienkreises in die erste Jahreshälfte wurde die Terminierung des Kolloquiums in den Herbst erforderlich. Dieses Jahr folgt der Studienkreis mit seinem Examenskolloquium einer Einladung des Südwestfunks und wird sich daher in Baden-Baden zum Diskurs mit Studierenden treffen.

An den Tagungsort Baden-Baden kann der Studienkreis Rundfunk und Geschichte bis zu 30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer einladen. Anmeldeschluß ist der 23. Oktober 1998. Übernachtung und Verpflegung sind kostenlos. Verantwortlich für das Kolloquium sind Dr. Marianne

Ravenstein (Münster) und Norbert Weigend (Essen).

Interessenten können die Anmeldeunterlagen erhalten bei: Dr. Marianne Ravenstein, Universität Münster, Institut für Kommunikationswissenschaft, Bispinghof 9-14, 48143 Münster, Tel. 0251/ 832-4262, Email-Adresse: ravenst@uni-muenster.de.

Folgendes Programm ist vorgesehen:

Freitag, 6. November 1998

- 18.00 Uhr Anreise
- 18.30 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Begrüßung und Vorstellung der Teilnehmer(innen)
- 20.30 Uhr Gespräch mit N.N. zum Aufbau des Rundfunks in Südwestdeutschland und zur Reform bis zum Südwestrundfunk

Samstag, 7. November 1998

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr Bildung der Arbeitsgruppen, Gruppenarbeit
- 12.30 Uhr Mittagessen
- anschl. Fortsetzung der Gruppenarbeit
- 18.30 Uhr Abendessen
- 20.00 Uhr Patrick Conley, Berlin:
»In Wahrheit aber haben die ›freundlichen Zeiten‹ begonnen«. Das Hörfunk-Feature in der DDR 1965 bis 1979.

Sonntag, 8. November 1998

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.30 Uhr Prof. Dr. Knut Hickethier, Universität Hamburg
Rundfunk und kultureller Wandel. Konsequenzen für die Rundfunkforschung

Ulrich Timmermann, WDR Köln
Rundfunk und kultureller Wandel. Konsequenzen für Rundfunkanbieter
- 11.30 Schlußdiskussion
- anschl. Mittagessen und Abreise

Marianne Ravenstein, Münster

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Buchreihe des Deutschen Rundfunkarchivs mit drei neuen Titeln fortgesetzt

Mit drei neuen Titeln, die in Kürze erscheinen, wird die Buchreihe »Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs« fortgesetzt. Neben einem Verzeichnis von Tondokumenten für die Zeit von 1888 bis 1932 werden zwei Monographien publiziert - über die Thematisierung des Nationalsozialismus im Programm des frühen Nachkriegsrundfunks sowie über das publizistische Wirken von Alfred Braun.

Mehr als 1 500 Tonaufnahmen zur Kultur- und Zeitgeschichte für die Zeit von 1888 bis 1932 dokumentiert ein Verzeichnis, in dem Reportagen, Reden und Interviews, aber auch Rezitationen, Autorenlesungen sowie Hörspiele nachgewiesen werden, die in der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv am Standort Frankfurt am Main archiviert sind. Damit hat sich die Zahl der Tondokumente mehr als verdreifacht im Vergleich zu der in früheren Katalogen (»Tondokumente des deutschsprachigen Hörspiels 1928 - 1945«, 1975; »Tondokumente zur Zeitgeschichte 1888 - 1932«, 1977) nachgewiesenen. Mit dieser Publikation will das Deutsche Rundfunkarchiv darauf aufmerksam machen, daß Tonaufnahmen dazu beitragen können - ergänzend zu Text- und Bild-dokumenten -, politische und kulturelle Ereignisse in Erinnerung zu rufen sowie Personen durch ihre Stimme zu vergegenwärtigen. Während die überlieferten Dokumente aus der Frühzeit der Tonaufzeichnung oft als Kuriosa einzuschätzen sind, spiegeln sie in den 20er Jahren in hohem Maße Kultur und Politik der Weimarer Republik authentisch wider. Dies gilt insbesondere für die Zeit ab 1929, als der Rundfunk begann, Sendungen durch das Verfahren der elektrischen Tonaufzeichnung auf Schallplatte zu konservieren. An das Scheitern der Weimarer Republik, aber auch an Momente ihrer kulturellen Blüte kann somit akustisch erinnert werden.

Tondokumente zur Kultur- und Zeitgeschichte (1888 - 1932). Zusammengestellt und bearbeitet von Walter Roller (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 15). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1998.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs galt es die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland und in weiten Teilen Europas auf-

zuarbeiten, zu erklären, wie es dazu hat kommen können und welche Folgen sie hatten. Mangels gedruckter Medien, die diese Aufgabe und auch die Aufgabe der Umerziehung (»Re-education«) hätten übernehmen können, wurde sie dem Rundfunk übertragen. Wie sich der Rundfunk dieser von den Alliierten diktierten Herausforderung stellte, zeigt Christoph Schneider am Beispiel des Radioprogramms des Nordwestdeutschen Rundfunks für die Jahre von 1945 bis 1948 in seinem Buch, das auf einer Münsteraner publizistikwissenschaftlichen Dissertation beruht. In diese Zeit fallen der Prozeß gegen die Verantwortlichen des Konzentrationslagers Bergen-Belsen und gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Tribunal in Nürnberg, während der, von den Alliierten gelenkt, signifikant viele Sendungen sich dieses Themas annahmen. Ab Ende 1946 ließ das Interesse nach, nahezu gleichmäßig verteilt über sämtliche Programmsparten.

Christoph Schneider: Nationalsozialismus als Thema im Programm des NWDR (1945 - 1948). (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 16). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1998.

Die publizistische Biographie Alfred Brauns (1888 - 1978), Steffen Jenters Münchener Magisterarbeit, befaßt sich mit einer Persönlichkeit, die wie keine andere die Frühzeit des jungen Mediums Rundfunk in den 20er Jahren geprägt hat. Ob Reportagen, Hörbilder oder Hörspiele - überall ist der Einfluß von Alfred Braun, der vom Theater zum Rundfunk kam, erkennbar. Als Mitarbeiter der Berliner Funkstunde AG schuf er mit seinen Reportagen, die sich nicht allein auf die Wiedergabe von Fakten beschränkte, sondern auch Atmosphäre und Stimmung am Ort des Geschehens durch die Schilderung einfing, die Grundlage für ein Rundfunkgenre, das sich auch bald bei anderen Rundfunkgesellschaften fest etablierte. Zwar gab es im Rundfunk der Weimarer Republik auch andere herausragende Reporter, doch Braun zeichnete sich durch eine einzigartige Vielfalt an Themen und deren Umsetzung aus. So berichtete er gleichermaßen aus Sport, Politik und Kultur - von Fußballspielen, Verfassungsfeiern und Nobelpreisverleihungen. Jenter befaßt sich auch mit Brauns Tätigkeit für das Fernsehen im Dritten Reich und mit seiner Arbeit nach 1945 für Radio Stuttgart, den Berliner Rundfunk, den NWDR Berlin und den Sen-

der Freies Berlin, als dessen Intendant er kurze Zeit amtierte.

Steffen Jenter: Alfred Braun - Radiopionier und Reporter in Berlin. (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 17). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1998.

DRA

CD »Hymnen der Deutschen«

In der Editionsreihe »Stimmen des 20. Jahrhunderts« haben das Deutsche Historische Museum Berlin und die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin die Doppel-CD »Hymnen der Deutschen« herausgebracht. 27 Tondokumente, von denen ein Dutzend die Tontrügersammlungen des Deutschen Rundfunkarchivs an seinen beiden Standorten beigesteuert haben, die übrigen aus Industriebestand stammen, geben einen Querschnitt durch die verschiedenen Varianten von Kompositionen, die dem Ziel dienten, Obrigkeit, Nation und Staat zu verherrlichen. In der Edition sind das Streichquartett C-Dur von Joseph Haydn und die Hymne »Gott erhalte Franz den Kaiser« - ein frühes Deutschlandlied - von 1797, »Deutschland, Deutschland über alles« von August Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), der den Text 1841 auf Helgoland niederschrieb und der 1922 zur Nationalhymne des Deutschen Reiches bestimmt werden sollte, ebenso enthalten wie das Horst-Wessel-Lied, der, von 1933 bis 1945, zweiten Nationalhymne des nationalsozialistischen Deutschland, die DDR-Hymne »Auferstanden aus Ruinen« und die dritte Strophe »Einigkeit und Recht und Freiheit«, die Hymne der Bundesrepublik Deutschland. Außerdem sind zu hören »Heil dir im Siegerkranz« in verschiedenen Variationen, der »Kaisermarsch«, das gegen Frankreich gerichtete patriotische Lied »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein«, aber auch das gegen die Obrigkeit gerichtete Lied »Fürsten zum Land hinaus« und den »Kälbermarsch«, eine Parodie auf das Horst-Wessel-Lied von Bertolt Brecht und Hanns Eisler.

Die Edition, mit einem einführenden Text des Musikjournalisten Frieder Reininghaus, ist über das Deutsche Historische Museum zum Preis von DM 9,95 zu beziehen.

DRA